John Stuart Mill's
Gesammelte Werke.

Autorisirte Uebersetzung

unter Redaction

von

Professor Dr. Theodor Gomperz.

Zwölfter Band.

Vermischte Schriften III.

Leipzig, 1880.
Fues's Verlag (R. Reisland).

Ueber Frauenemancipation.
Plato.
Arbeiterfrage. Socialismus.

Von

John Stuart Mill.

Uebersetzt

von

Siegmund Freud.

Leipzig, 1880.
Fues's Verlag (R. Reisland).

Inhalts-Uebersicht.

Ueber Frauenemancipation*).

Die meisten unserer Leser dürften aus diesen Blättern zum ersten Mal erfahren, daß in den Vereinigten Staaten, und zwar in ihren civilisirtesten und aufgeklärtesten Theilen, eine planmäßige Agitation in Betreff einer neuen Frage entstanden ist, — einer Frage, welche zwar für Denker nicht neu ist und für alle Jene, welche die Grundsätze freier und volksthümlicher Staatseinrichtungen nicht blos anerkannt, sondern in sich aufgenommen haben, welche aber neu und selbst unerhört ist als Gegenstand öffentlicher Versammlungen und praktischer politischer Thätigkeit. Diese Frage ist die Emancipation der Frauen, ihre gesetzliche und thatsächliche Gleichstellung in allen politischen, bürgerlichen und socialen Rechten mit den männlichen Mitgliedern des Gemeinwesens.

Es wird die Ueberraschung, mit welcher Viele diese Nachricht vernehmen werden, noch erhöhen, wenn wir hinzufügen, daß diese junge Bewegung nicht darin besteht, daß männliche Schriftsteller und Redner für die Frauen eintreten, während Jene, zu deren Gunsten die Agitation stattfindet, ihr mit Gleichgiltigkeit oder unverhohlener Feindseligkeit begegnen. Es ist vielmehr eine politische Bewegung, welche praktische Ziele anstrebt und in einer Weise geführt wird, welche die Absicht auszuharren erkennen läßt; und es ist nicht nur eine Bewegung *für* sondern auch *von* Frauen. Ihre erste öffentliche Bethätigung scheint eine Frauenversammlung gewesen zu sein, die im Staate Ohio im Frühling 1850 stattfand. Es ist uns kein Bericht über diese Zusammenkunft zu Gesichte gekommen. Am 23. und 24. October des letzten Jahres wurde eine Reihe von öffentlichen Versammlungen zu Worcester in Massachusetts abgehalten unter dem Namen von „Versammlungen für die Rechte

---

*) Westminster Review, Juli 1851. [Der Verf. hat dem Wiederabdruck des Aufsatzes ein kurzes Vorwort vorausgeschickt, in dem er erklärt, daß derselbe zum weitaus größten Theile das Werk seiner seither (1858) verstorbenen, um ihrer hervorragenden Geistes- und Charaktereigenschaften willen von ihm warm gepriesenen Gemahlin ist. Vgl. die Widmung zur Schrift „Die Freiheit", Band I dieser Sammlung.]

der Frauen", deren Leiter gleichwie beinahe alle bedeutenden Redner Frauen waren. Doch hatten sich auch Männer in großer Zahl ihnen angeschlossen, darunter einige der hervorragendsten Führer in der verwandten Sache der Negeremancipation. Es wurden dort ein allgemeines und vier specielle Comité's eingesetzt, um die Angelegenheit bis zur nächsten Jahresversammlung fortzuführen.

Nach dem Bericht der New-York Tribune waren über tausend Personen die ganze Zeit hindurch zugegen, und „wenn ein größerer Raum zur Verfügung gestanden wäre, hätten noch viele Tausende der Versammlung beigewohnt". Der Raum war „von Anfang an überfüllt von aufmerksamen und theilnehmenden Zuhörern". Was die Qualität des Gesprochenen betrifft, so haben die Vorgänge in dieser Versammlung den Vergleich mit keiner anderen uns bekannten Volksbewegung zu scheuen, die in England oder Amerika stattgefunden hat. Nur sehr selten ist der Antheil, welchen Phrase und Schönrednerei an den Kundgebungen in öffentlichen Versammlungen haben, so gering, der Antheil der ruhigen Einsicht und Vernunft so beträchtlich ausgefallen. Der Erfolg der Versammlung war in jeder Hinsicht ermuthigend für die, welche sie einberufen hatten, und dieselbe ist wahrscheinlich bestimmt, eine der folgenreichsten unter den politischen und socialen Reform-Bewegungen einzuleiten, welche das verheißungsvollste Merkmal unserer Zeit sind.

Daß die Urheber dieser neuen Bewegung sich auf den Boden von Principien stellen und sich nicht scheuen, dieselben in ihrem weitesten Umfange ohne Achselträgerei oder Compromißsucht zu bekennen, geht aus den Resolutionen hervor, welche die Versammlung angenommen hat und welche wir zum Theil hier folgen lassen. Sie lauten dahin:

„Daß jedes menschliche Wesen im reifen Alter und seit einer entsprechenden Zahl von Jahren im Lande ansässig, welches den Gesetzen zu gehorchen verpflichtet ist, auch auf eine Stimme bei deren Erlaß ein Recht hat; daß jede solche Person, deren Eigenthum oder deren Arbeit besteuert wird zum Zwecke der Erhaltung der Regierung, auch auf einen directen Antheil an derselben Anspruch hat; daß mithin die Frauen Anspruch haben auf das Stimmrecht und auf die Wählbarkeit zu Aemtern .... und daß jede Partei, welche sich rühmt, die Humanität, die Civilisation und den Fortschritt des Zeitalters zu vertreten, verpflichtet ist, Gleichheit vor dem Gesetz ohne Unterschied des Geschlechtes oder der Farbe auf ihre Fahnen zu schreiben; ferner daß bürgerliche und politische Rechte keinen Geschlechtsunterschied kennen, und daß daher das Wort „männlich" aus allen Verfassungsurkunden zu

tilgen ist. Desgleichen: da die Aussicht auf ehrenvolle und nützliche Verwendung im späteren Leben der beste Sporn ist sich die Vortheile der Erziehung anzueignen, und da die beste Erziehung diejenige ist, welche wir uns in den Kämpfen, Beschäftigungen und in der Schule des Lebens selbst geben: ist es unmöglich, daß Frauen aus dem ihnen schon jetzt gewährten Unterricht den vollen Nutzen ziehen, oder daß ihre Laufbahn ihren Fähigkeiten vollauf entspreche, so lange ihnen nicht die Wege zu den mannigfaltigen bürgerlichen und berufsmäßigen Stellungen geöffnet sind. Daraus ergiebt sich: daß jeder Versuch, die Frauen heranzubilden, ohne ihnen ihre Rechte zuzugestehen und ohne durch das Gewicht ihrer Verantwortlichkeit ihr Pflichtbewußtsein zu wecken, vergeblich ist und eine Vergeudung von Arbeit bedeutet. Weiters: daß die Gesetze des ehelichen Güterrechtes einer gründlichen Umgestaltung bedürfen, damit volle Rechtsgleichheit zwischen den Ehegatten bestehe; daß das Weib während des Lebens gleiches Verfügungsrecht über das durch gemeinsame Anstrengung und Opfer erworbene Eigenthum besitzen und ihren Mann in genau demselben Maße wie er sie beerben soll, und daß sie berechtigt sein soll, bei ihrem Tode über einen eben so großen Theil des gemeinsamen Vermögens letztwillig zu verfügen wie er."

Folgendes ist eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Forderungen:

1. Erziehung in elementaren und hohen Schulen, Universitäten, medicinischen, rechtswissenschaftlichen und theologischen Anstalten.
2. Theilnehmerschaft an den Arbeiten und am Ertrag, an den Gefahren und Belohnungen der productiven Erwerbsthätigkeit.
3. Ein gleicher Antheil an der Feststellung und Handhabung von Gesetzen — der Gemeinde, des Einzelstaates und der Nation — in gesetzgebenden Versammlungen, Gerichtshöfen und Executivbehörden.

Es würde schwer fallen, so viel Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit in eine so wenig bestechende Form zu kleiden als bei einigen dieser Resolutionen der Fall ist. Allein was man auch gegen einzelne Ausdrücke einwenden mag, nichts läßt sich nach unserer Ansicht gegen die Forderungen selbst einwenden. Als eine Frage der Gerechtigkeit scheint uns die Sache zu klar, um einer Erörterung zu bedürfen; als eine Frage der Nützlichkeit wird sie sich desto stärker erweisen, je gründlicher sie untersucht wird.

Daß die Frauen vom Standpunkte des persönlichen Rechtes

einen eben so guten Anspruch auf das Stimmrecht oder auf einen Platz in der Geschworenenbank haben wie die Männer, wird kaum Jemand zu leugnen vermögen. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika können dieß sicherlich als eine Nation oder Staatsgemeinschaft nicht bestreiten. Denn ihre demokratischen Institutionen beruhen eingestandenermaßen auf dem jeder Person eigenthümlichen Anrecht auf eine Stimme in der Regierung. Ihre Unabhängigkeitserklärung, welche von Männern abgefaßt wurde, die noch jetzt ihre großen Autoritäten in Fragen des Verfassungsrechtes sind — jenes Schriftstück, welches von Anfang an die anerkannte Grundlage ihres öffentlichen Lebens war und immer noch ist, beginnt mit folgender ausdrücklicher Feststellung:

„Wir halten diese Wahrheiten für von selbst einleuchtend: daß alle Menschen (all men) gleich geschaffen worden sind; daß sie ihr Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet hat, daß zu diesen Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehören; daß, um diese Rechte zu schützen, Regierungen unter den Menschen eingesetzt worden sind, deren rechtmäßige Gewalt auf der Zustimmung der Regierten beruht."

Wir glauben nicht, daß ein amerikanischer Demokrat die Tragweite dieser Worte durch die der Unredlichkeit oder Unwissenheit entspringende Ausflucht wird abschwächen wollen, daß „men" in diesem denkwürdigen Schriftstücke nicht „menschliche Wesen", sondern blos das eine Geschlecht bezeichne, daß „Freiheit, Leben und das Streben nach Glückseligkeit" nur der einen Hälfte der menschlichen Gattung als unveräußerliche Rechte zukommen, und daß die Regierten, deren Einwilligung für die einzige Quelle rechtmäßiger Gewalt erklärt wird, nur jene Hälfte der Menschheit bedeuten, welche bisher in ihren Beziehungen zur anderen die Rolle der herrschenden gespielt hat. Der Widerspruch zwischen Princip und Praxis läßt sich nicht wegdeuteln. Eine gleiche Untreue gegen die obersten Grundsätze ihres politischen Glaubensbekenntnisses haben sich die Amerikaner in dem offenkundigen Falle der Negersclaverei zu Schulden kommen lassen, und sie lernen jetzt endlich einsehen, wie schmachvoll dieser Abfall war. Nach einem Kampfe, welcher in manchem Betrachte den Namen eines heldenmüthigen verdient, sind nunmehr die Abolitionisten so stark an Zahl und Einfluß geworden, daß sie gegenwärtig unter den Parteien in den Vereinigten Staaten den Ausschlag geben. Und es ziemte sich, daß die Männer, deren Name mit der Vertilgung der Aristokratie der Farbe vom demokratischen Boden Amerika's verknüpft bleiben wird, zu den Urhebern der ersten allgemeinen Auflehnung — in Amerika

und der übrigen Welt — gegen die Aristokratie des Geschlechts gehören sollten, welcher Unterschied ebenso zufällig als der der Farbe, und genau so gleichgiltig für alle Fragen des Staatslebens ist.

Nicht nur an die Demokratie Amerika's wendet sich der Ruf der Frauen nach bürgerlicher und politischer Gleichheit mit unwiderstehlicher Gewalt, sondern auch an jene Radicalen und Chartisten auf den britischen Inseln und an jene Demokraten des Continents, welche das sogenannte allgemeine Stimmrecht als ein angeborenes Recht, das ihnen in widerrechtlicher und tyrannischer Weise vorenthalten wird, beanspruchen. Denn in welchem vernünftigen Sinn kann man ein Stimmrecht allgemein nennen, von dem die Hälfte der menschlichen Gattung ausgeschlossen bleibt? Erklären, daß eine Stimme an der Regierung das Recht Aller ist, und sie nur für einen Theil verlangen — nämlich für den Theil, zu dem der Fordernde selbst gehört — das heißt doch, selbst auf den Schein eines Princips verzichten. Der Chartist, welcher den Frauen das Stimmrecht abspricht, ist nur darum Chartist, weil er kein Lord ist; er ist einer von jenen Nivellirern, welche nur bis zu sich selbst herab nivelliren möchten.

Selbst diejenigen, welche eine Stimme in der Regierung nicht als ein persönliches Recht ansehen, und die sich nicht zu Grundsätzen bekennen, welche die Ausdehnung des Stimmrechtes auf Alle fordern, halten gewöhnlich an althergebrachten Maximen der politischen Gerechtigkeit fest, mit denen die Ausschließung aller Frauen von den gewöhnlichen Bürgerrechten unvereinbar ist. Es ist ein Axiom der englischen Freiheit, daß die Besteuerung und die politische Vertretung Hand in Hand gehen sollen. Doch giebt es selbst unter der Herrschaft der Gesetze, die das Eigenthum des Weibes dem Manne zusprechen, viele unverheirathete Frauen, welche Steuern zahlen. Es ist eine der fundamentalen Vorschriften der britischen Verfassung, daß alle Personen von ihresgleichen gerichtet werden sollen. Doch werden Frauen jedesmal von männlichen Richtern und einer männlichen Jury gerichtet. Fremden gesteht das Gesetz das Vorrecht zu, zu verlangen, daß die Jury zur Hälfte von Fremden gebildet werde; nicht so den Frauen. Allein sehen wir von solchen speciellen Forderungen ab, die mehr auf gewisse Orte oder Nationen beschränkte als allgemeine Ideen darstellen. Es ist ein anerkanntes Gebot der Gerechtigkeit, ohne Nothwendigkeit keine verletzende Unterscheidung zu machen. In allen Dingen sollte die Voraussetzung zu Gunsten der Gleichheit sein. Es muß erst ein Grund dafür angegeben werden, warum ein Ding Einer Person erlaubt und der anderen untersagt sein soll.

Aber wenn die Ausschließung sich fast auf alles erstreckt, was diejenigen, die nicht von ihr betroffen sind, am höchsten schätzen und dessen Entziehung sie als die größte Beleidigung empfinden, wenn nicht nur die politische Freiheit, sondern auch die persönliche Freiheit des Handelns das Vorrecht einer Kaste ist, wenn selbst in der Erwerbsthätigkeit fast alle Beschäftigungen, welche die höheren Fähigkeiten auf irgend einem wichtigen Gebiete in Anspruch nehmen, welche zu Auszeichnung, Reichthum oder auch nur zu materieller Unabhängigkeit führen, als das ausschließliche Eigenthum der herrschenden Classe allseitig umfriedet gehalten werden, während der abhängigen Classe beinahe keine anderen Thüren offen bleiben als solche, denen Alle, welche anderswo eintreten können, verächtlich den Rücken kehren; dann sind die armseligen Zweckmäßigkeitsgründe, welche als Entschuldigung für eine so ungeheuerlich parteiische Vertheilung vorgebracht werden, selbst wenn sie nicht völlig unhaltbar wären, nicht im Stande, ihr den Charakter einer schreienden Ungerechtigkeit zu nehmen. Indessen sind wir der festen Ueberzeugung, daß die Theilung der Menschheit in zwei Kasten, die eine durch die Geburt dazu bestimmt die andere zu beherrschen, in diesem Falle wie in jedem anderen nichts weniger als zweckdienlich, sondern ganz und gar vom Uebel ist, — eine Quelle der Verderbniß und sittlichen Entartung sowohl für die begünstigte Classe als für die, auf deren Kosten sie bevorzugt ist; daß sie nichts von dem Guten hervorbringt, das man ihr gewöhnlich zuschreibt; und daß sie — so lange sie besteht — ein fast unüberwindliches Hinderniß jeder wirklich eingreifenden Verbesserung, sei es in den Charaktereigenschaften, sei es in den socialen Zuständen des Menschengeschlechtes, bildet.

Es ist nun unsere Absicht diese Behauptungen zu erweisen; aber ehe wir damit beginnen, möchten wir uns bemühen, die vorläufigen Einwendungen zu zerstreuen, welche bei Personen, denen dieser Gegenstand neu ist, eine ernstliche und gewissenhafte Prüfung desselben zu behindern pflegen. Das vornehmste dieser Hindernisse ist die ungeheure Macht der Gewohnheit. Die Frauen haben niemals gleiche Rechte wie die Männer besessen. Ihre Ansprüche auf die gemeinsamen Menschenrechte gelten für beseitigt durch den allgemeinen Brauch. Zwar hat dieses stärkste aller Vorurtheile, das Vorurtheil gegen das Neue und Unbekannte, in einem Zeitalter der Neuerungen wie das unsrige viel von seiner Stärke verloren; wäre dem nicht so, so bliebe wenig Hoffnung, etwas gegen dasselbe auszurichten. In drei Viertheilen der bewohnbaren Welt macht die Antwort: es ist immer so gewesen, noch heute jeder Erörterung ein Ende. Aber es ist der Stolz der modernen

Europäer und ihrer amerikanischen Vettern, daß sie viele Dinge kennen und thun, welche ihre Vorfahren weder kannten noch thaten; und unser Zeitalter ist vielleicht in keinem anderen Punkte früheren Epochen so unzweifelhaft überlegen als darin, daß die Gewohnheit nicht mehr dieselbe tyrannische Herrschaft über Meinungen und Handlungsweisen ausübt wie vordem, und daß die Verehrung des Althergebrachten ein in Abnahme begriffener Cultus ist. Ein ungewohnter Gedanke über einen Gegenstand, der die wichtigeren Interessen des Lebens berührt, wirkt bei seinem ersten Auftreten noch immer befremdend und beunruhigend; wenn es jedoch gelingt ihn so lange lebendig zu erhalten, bis der Eindruck des Fremdartigen schwindet, findet er Gehör und eine so vernunftgemäße Würdigung, als der Geist des Zuhörers irgend einem anderen Gegenstande zu widmen gewohnt ist.

Im vorliegenden Falle steht das Vorurtheil der Gewohnheit ohne Zweifel auf der Seite des Unrechts. Zwar haben, außer einigen der hervorragendsten Männer der Gegenwart, zu allen Zeiten große Denker, von Plato bis auf Condorcet, in der nachdrücklichsten Weise zu Gunsten der Gleichheit der Frauen ihre Stimme erhoben, und es hat freiwillige Vereinigungen, geistliche wie weltliche, unter denen die Gemeinschaft der Quäker die bekannteste ist, gegeben, welche diesen Grundsatz anerkannten. Aber es hat keine politische Gemeinschaft oder Nation gegeben, in der sich nicht die Frauen durch Gesetz und Sitte in einer politisch wie bürgerlich untergeordneten Stellung befunden hätten. In der alten Welt wurde dieselbe Thatsache mit demselben Recht zu Gunsten der Sclaverei angeführt. Sie hätte im ganzen Mittelalter zu Gunsten jener gemilderten Form von Sclaverei, welche Hörigkeit hieß, angeführt werden können. Sie wurde gegen die Gewerbefreiheit, gegen die Gewissensfreiheit, gegen die Preßfreiheit angerufen; keine von diesen Freiheiten wurde mit einem wohlgeordneten Staatswesen für verträglich gehalten, bis ihr wirkliches Vorhandensein ihre Möglichkeit darthat. Daß eine Einrichtung oder ein Brauch von Alters her besteht, ist kein Beweis für seine Güte, wenn ein anderer zureichender Grund für sein Dasein angegeben werden kann. Es ist gar nicht schwer zu verstehen, warum die Knechtschaft der Frauen ein Herkommen geworden ist; es bedarf dafür keines anderen Erklärungsgrundes als der physischen Stärke.

Daß diejenigen, welche physisch schwächer sind, sich auch im Zustande rechtlicher Inferiorität befinden, entspricht ganz dem Geist, in dem die Welt regiert worden ist. Bis vor ganz kurzer Zeit war die Herrschaft der physischen Kraft das allgemeine Gesetz

der Menschheit. Durch die ganze historische Zeit haben die Nationen, Racen oder Classen, welche durch Muskelkraft, durch Reichthum oder durch militärische Schulung die stärksten waren, die übrigen unterworfen und in Unterthänigkeit erhalten. Wenn bei den vorgeschrittensten Völkern das Gesetz des Schwertes endlich als unwürdig verworfen wurde, so ist dies nur die Frucht des vielverleumdeten achtzehnten Jahrhunderts. Die Eroberungskriege haben erst aufgehört, seitdem die demokratischen Revolutionen begonnen haben. Die Welt ist noch sehr jung und hat eben erst angefangen, sich von der Ungerechtigkeit frei zu machen. Sie entledigt sich erst jetzt der Sclaverei der Neger, sie entledigt sich erst jetzt des Despotismus der Alleinherrscher, sie entledigt sich erst jetzt des erblichen Feudaladels, sie entledigt sich erst jetzt der Rechtsungleichheit auf Grund der Religionsverschiedenheit. Sie beginnt eben erst, irgend welche Männer außer den Reichen und einen begünstigten Theil der Mittelclasse als Bürger zu behandeln. Dürfen wir uns wundern, daß sie für die Frauen noch nicht so viel gethan hat? Wie die Gesellschaft bis auf die wenigen letzten Generationen bestellt war, war die Ungleichheit ganz eigentlich ihre Grundlage; irgend eine auf gleiche Rechte begründete Vereinigung bestand damals kaum; Gleichheit bedeutete so viel als Feindschaft; zwei Personen konnten kaum gemeinsam an irgend etwas arbeiten oder in irgend ein freundliches Verhältniß zu einander treten, ohne daß das Gesetz den Einen zum Vorgesetzten des Anderen bestellte. Die Menschheit ist nun diesem Zustand entwachsen, und alles zielt dahin an die Stelle der Herrschaft des Stärksten eine gerechte Gleichheit als das allgemeine Princip der menschlichen Beziehungen zu setzen. Von allen Verhältnissen aber mußte das zwischen Männern und Frauen, da es das nächste und innigste und mit der größten Anzahl intensiver Gefühle verknüpft ist, nothwendig das letzte sein, bei dem die alte Richtschnur außer Uebung und die neue in Aufnahme kommt; denn im Verhältniß zur Stärke eines Gefühls steht die Hartnäckigkeit, womit es an den Formen und Umständen festhält, mit welchen es auch nur zufällig verkettet worden ist.

Wenn ein Vorurtheil, das irgendwie mit dem Gefühlsleben verwachsen ist, sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sieht, Gründe anzugeben, so glaubt es genug gethan zu haben, wenn es in Redensarten, welche sich auf das vorhandene Gefühl berufen, eben den bestrittenen Punkt als Behauptung hinstellt. So glauben viele Personen, die Einschränkungen, welche der Thätigkeit der Frauen auferlegt sind, hinreichend gerechtfertigt zu haben, wenn sie sagen, daß die Beschäftigungen, von denen die Frauen ausgeschlossen werden,

unweibliche sind, und daß der angemessene Wirkungskreis der Frauen nicht Politik oder die Oeffentlichkeit, sondern das häusliche und Privatleben ist. Wir bestreiten es, daß irgend ein Theil der Gattung oder ein Individuum das Recht hat, für einen anderen Theil oder für ein anderes Individuum zu entscheiden, was und was nicht sein angemessener Wirkungskreis ist. Der angemessene Wirkungskreis aller menschlichen Wesen ist der höchste und weiteste, zu dem sie sich erheben können. Welches dieser ist, kann ohne vollständige Freiheit der Wahl nicht entschieden werden. Die Redner bei der Versammlung in Amerika haben daher recht und weise gehandelt, als sie es ablehnten, auf die Frage nach den Frauen oder Männern besonders eigenthümlichen Fähigkeiten und den Grenzen einzugehen, innerhalb welcher diese oder jene Beschäftigung für das eine oder das andere Geschlecht geeigneter erscheinen mag. Sie behaupten ganz richtig, daß diese Fragen nur durch die volle Freiheit beantwortet werden können. Stellt Jedem jede Beschäftigung frei, ohne irgend welche Gunst oder Ungunst, und die Berufsarten werden in die Hände jener Männer oder Frauen gerathen, welche sich durch die Erfahrung am fähigsten erweisen, sie würdig auszuüben. Man braucht nicht zu fürchten, daß die Frauen den Männern irgend eine Beschäftigung entreißen werden, welche diese besser als jene betreiben. Jedes Individuum wird seine oder ihre Befähigung auf dem einzigen Wege erweisen auf dem sich Befähigung erweisen läßt, nämlich durch den Versuch, und die Welt wird aus den besten Fähigkeiten aller ihrer Bewohner Vortheil ziehen. Aber im voraus mit einer willkürlichen Beschränkung einzugreifen und zu erklären, daß, wie groß immer das Genie oder Talent, die Energie oder Geisteskraft eines Wesens aus einem gewissen Geschlecht oder Kreise sein mag, diese Gaben nicht gebraucht werden oder doch nur in einigen wenigen von den vielen Weisen gebraucht werden dürfen, welche Anderen für ihre Fähigkeiten offen stehen, — das ist nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen den Einzelnen und eine Schädigung der Gesellschaft, welche dadurch verliert was sie nur schwer entbehren kann, sondern es ist auch der sicherste Weg um in dem also niedergehaltenen Geschlechte oder Kreise die Eigenschaften zu ertödten, deren Gebrauch man nicht gestatten will.

Wir werden dem sehr löblichen Beispiel der Versammlung folgen, indem wir nicht in die Fragen nach den angeblichen Unterschieden in physischen oder geistigen Eigenschaften zwischen beiden Geschlechtern eingehen, nicht etwa weil wir darüber nichts, sondern weil wir zuviel zu sagen haben; diesen einen Punkt angemessen zu

erörtern, würde all den Raum in Anspruch nehmen, den wir für den ganzen Gegenstand zur Verfügung haben*). Aber wenn diejenigen, welche versichern, daß der angemessene Wirkungskreis der Frauen die Häuslichkeit sei, damit sagen wollen, daß sie keine Fähigkeiten für irgend einen anderen gezeigt haben, dann beweist diese Behauptung große Unkenntniß des Lebens und der Geschichte. Die Frauen haben Tauglichkeit für die höchsten Stellungen der Gesellschaft genau in dem Verhältniß bewiesen, als sie dazu zugelassen wurden. Durch eine seltsame Inconsequenz werden sie, die nicht zur niedrigsten Würde im Staate wählbar sind, in einigen Ländern zur höchsten, zur königlichen Würde zugelassen; und wenn es einen Beruf giebt, zu dem sie entschiedene Befähigung gezeigt haben, so ist es der der Herrscherin. Wir brauchen hier nicht auf die alte Geschichte zurückzugreifen; wir sehen uns vergebens nach tüchtigeren oder standhafteren Herrschern um als Elisabeth, Isabella von Castilien, Maria Theresia, Katharina von Rußland, als Blanche, die Mutter von Ludwig IX. von Frankreich und Jeanne d'Albret, die Mutter von Heinrich IV. Die Ueberlieferung kennt wenige Könige, welche mit schwierigeren Verhältnissen gerungen und sie so siegreich überwunden haben. Selbst im halbbarbarischen Asien haben Fürstinnen, welche sich nie den Männern außer denen ihrer eigenen Familie gezeigt und niemals mit ihnen außer hinter einem Vorhang verkehrt hatten, während der Minderjährigkeit ihrer Söhne

---

*) Wir können es uns nicht versagen, aus einem Aufsatz von Sydney Smith in der Edinburgh Review eine vortreffliche Stelle über diesen Theil des Gegenstandes hieherzusetzen: „Es ist viel von einer ursprünglichen Verschiedenheit der geistigen Anlage bei Frauen und Männern geredet worden: daß die Frauen eine raschere Auffassung, die Männer ein sichreres Urtheil besitzen, daß die Frauen sich mehr durch Feinheit der Gedankenverbindung, die Männer mehr durch die Fähigkeit, Gedanken festzuhalten, auszeichnen. Ich gestehe, daß mir das alles sehr phantastisch vorkommt. Daß zwischen den Geistesgaben der Männer und der Frauen, denen wir alle Tage begegnen, ein Unterschied besteht, muß, glauben wir, jedermann bemerken; aber es ist gewiß kein solcher, der nicht durch die Verschiedenheit der Verhältnisse in welche sie gebracht worden sind, zur Genüge erklärt werden kann, ohne daß man eine Verschiedenheit der ursprünglichen Geistesanlage anzunehmen brauchte. So lange Knaben und Mädchen sich im Straßenkoth herumtummeln und zusammen Reifen rollen, sind sie einander völlig gleich. Wenn man dann die eine Hälfte dieser Geschöpfe einfängt und sie für eine besondere Reihe von Meinungen und Handlungen abrichtet, und die andere Hälfte für eine genau entgegengesetzte, dann wird natürlich ihr Geist sich verschieden gestaltet haben, da die eine oder die andere Art von Beschäftigung diese oder jene Fähigkeit wachgerufen hat. Es ist gewiß kein Grund vorhanden, sich in irgend welche tiefere oder abstrusere Speculationen einzulassen, um eine so überaus einfache Erscheinung zu erklären."

viele der glänzendsten Beispiele einer starken und gerechten Regierung gegeben. Im Mittelalter, wo der Abstand zwischen den höheren und niederen Ständen größer war als selbst der zwischen Männern und Frauen, und wo die Frauen der bevorzugten Classe, obwohl der Willkür der Männer derselben Classe unterworfen, ihnen doch näher standen als irgend wer anderer, und sie oftmals während ihrer Abwesenheit in ihrer Thätigkeit und ihrer Autorität vertraten, haben viele heldenhafte Burgfrauen wie Jeanne von Montfort, oder die große Gräfin Derby selbst in so später Zeit, wie die von Karl I., sich nicht nur durch politische, sondern auch durch kriegerische Tüchtigkeit hervorgethan. In den Jahrhunderten unmittelbar vor und nach der Reformation standen Damen von königlichem Geblüt als Diplomatinnen, als Statthalterinnen von ganzen Provinzen oder als vertrauliche Rathgeberinnen von Fürsten nicht hinter den ersten Staatsmännern ihrer Zeit zurück, und der Vertrag von Cambray, welcher Europa den Frieden wiedergab, wurde in Conferenzen, denen kein Dritter beiwohnte, von der Tante des Kaisers Karl V. und der Mutter Franz I. abgeschlossen.

Was also die Eignung der Frauen für das öffentliche Leben betrifft, so kann darüber keine Frage sein; aber der Streit wird sich wahrscheinlich mehr um die Eignung des öffentlichen Lebens für die Frauen drehen. Wenn man die Gründe, welche für die Ausschließung der Frauen vom thätigen Leben in all seinen wichtigeren Gebieten angeführt werden, ihres declamatorischen Aufputzes entkleidet und sie auf den einfachen Ausdruck eines Gedankens zurückführt, so scheinen ihrer hauptsächlich drei zu sein: für's erste die Unverträglichkeit des thätigen Lebens mit den Mutterpflichten und mit der Besorgung eines Haushaltes, zweitens dessen angeblich verhärtender Einfluß auf den Charakter, und drittens die Unzweckmäßigkeit einer Steigerung des ohnehin schon übermäßigen Druckes der Concurrenz in jedem Zweige des Berufs- oder Erwerbslebens.

Das erste Argument, das der Mutterpflichten, wird gewöhnlich besonders betont, obwohl — es ist fast unnöthig das zu sagen — dieser Grund, wenn er einer ist, sich nur auf Mütter beziehen kann. Es ist aber weder nothwendig, noch gerecht, die Frauen in die Zwangslage zu versetzen, daß sie entweder Mütter oder gar nichts sein müssen, oder daß sie, wenn sie einmal Mütter gewesen sind, ihr ganzes übriges Leben nichts anderes sein dürfen. Weder für Frauen noch für Männer bedarf es eines Gesetzes, um sie von einer Beschäftigung auszuschließen, wenn sie sich

einer anderen zugewendet haben, welche damit unvereinbar ist. Niemand schlägt vor, das männliche Geschlecht vom Parlament auszuschließen, weil ein Mann ein Soldat oder ein Matrose im activen Dienst sein kann, oder ein Kaufmann, dessen Geschäft all seine Zeit und Thatkraft in Anspruch nimmt. Neun Zehntel der Männer sind de facto durch ihre Beschäftigung eben so wirksam vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, als ob das Gesetz sie davon ausschlösse; aber das ist kein Grund dafür, Gesetze zu erlassen, um diese neun Zehntel, geschweige denn um das noch übrige Zehntel auszuschließen. Für die Frauen gilt hier genau dasselbe wie für die Männer. Es ist nicht nothwendig durch ein Gesetz Vorsorge zu treffen, daß eine Frau nicht in eigener Person die Geschäfte eines Haushaltes besorgen oder die Erziehung von Kindern leiten und gleichzeitig ein Arzt oder Anwalt sein oder in's Parlament gewählt werden dürfe. Wo die Unvereinbarkeit eine wirkliche ist, wird sie selbst für sich zu sorgen wissen; aber es ist eine grobe Ungerechtigkeit, diese Unvereinbarkeit zum Vorwand der Ausschließung derjenigen zu machen, bei denen sie nicht besteht. Und von solchen würde sich eine sehr große Anzahl finden, wenn man ihnen freie Wahl ließe. Das Mutterpflichten-Argument läßt seine Vertreter im Stiche im Falle von ledigen Frauen, eine große und rasch zunehmende Classe der Bevölkerung, welche Thatsache — es ist nicht überflüssig, dieses zu bemerken — dadurch daß sie die übermäßige Concurrenz der Massen verhindert, dazu angethan ist das Wohl Aller erheblich zu fördern. Es giebt keinen in der Sache selbst liegenden Grund und keine Nothwendigkeit, warum alle Frauen sich freiwillig dafür entscheiden sollten, ihr Leben *einer* animalischen Function und ihren Folgen zu widmen. Zahlreiche Frauen werden nur darum Gattinnen und Mütter, weil ihnen keine andere Laufbahn offen steht, kein anderer Spielraum für ihre Gefühle oder ihre Thätigkeit. Jede Verbesserung ihrer Erziehung und jede Erweiterung ihrer Fähigkeiten, alles was sie für irgend eine andere Lebensweise tauglich macht, vergrößert die Zahl derjenigen, denen durch die Entziehung der freien Wahl ein schweres Unrecht widerfährt. Sagen, daß die Frauen vom thätigen Leben ausgeschlossen werden müssen, weil die Mutterpflichten sie dazu untauglich machen, das heißt in Wahrheit sagen, daß ihnen jeder andere Lebensweg verschlossen sein soll, damit der Stand der Mutter ihre einzige Zuflucht bleibe.

Aber zweitens, so behauptet man, würden die Frauen, wenn ihnen dieselbe Freiheit in der Wahl der Beschäftigungen wie den Männern gewährt würde, jene Ueberzahl von Concurrenten noch ver-

mehren helfen, welche bereits die Zugänge zu fast allen Berufsarten sperrt und deren Ertrag vermindert. Dieses Argument hat — wohl gemerkt — nichts mit der politischen Frage zu thun. Es entschuldigt nicht, daß den Frauen die Bürgerrechte vorenthalten werden. Auf das Stimmrecht, auf die Zulassung zur Geschwornenbank, zum Parlament und zu öffentlichen Aemtern hat es keinen Bezug. Es erstreckt sich einzig und allein auf die industrielle Seite der Frage. Wenn wir somit diesem wirthschaftlichen Argument seine volle Bedeutung zuerkennen, wenn wir einräumen, daß die Zulassung der Frauen zu den Beschäftigungen, welche jetzt ausschließlich Männer inne haben, gleich der Aufhebung von anderen Monopolen dahin abzielen würde, die Einträglichkeit dieser Beschäftigungen zu vermindern — dann liegt es uns ob zu erwägen, wie groß der daraus entspringende Nachtheil ist und was demselben gegenübersteht. Das Schlimmste, was jemals behauptet wurde, weit mehr, als irgendwie eintreffen dürfte, ist dieß: daß, wenn die Frauen mit den Männern in Concurrenz träten, ein Mann und eine Frau zusammen nicht mehr erwerben könnten, als was jetzt ein Mann allein erwirbt. Nehmen wir diese Voraussetzung, die ungünstigste, die überhaupt möglich ist, an; das vereinigte Einkommen beider würde dann dasselbe sein, wie früher, während die Frau aus der Stellung einer Dienerin zu der einer Mitarbeiterin erhoben wäre. Selbst wenn bei dem jetzigen Stand der Dinge keine Frau eines männlichen Ernährers entbehrte, wie unendlich besser wäre es doch, daß ein Theil des Einkommens der Erwerb der Frau sei, auch wenn der Gesammtbetrag dadurch nur um wenig vermehrt wird, anstatt daß sie genöthigt ist zurückzustehen, damit der Mann der einzige Erwerber und der einzige Verwalter des Erworbenen sei. Selbst unter den gegenwärtigen Gesetzen über das Eigenthum der Frauen kann ein Weib, das zur Erhaltung der Familie wesentlich beiträgt, nicht in derselben verächtlichen und tyrannischen Weise behandelt werden, wie eines, dessen Lebensunterhalt gänzlich vom Manne abhängt, so schwer auch die Mühsal der häuslichen Arbeit auf ihr lasten mag*). Gegen die Herabsetzung der Löhne in Folge

---

*) Die wahrhaft schrecklichen Folgen des gegenwärtigen Zustandes der Gesetze bei dem untersten Theil der arbeitenden Bevölkerung zeigen sich in jenen Fällen von gräßlicher Mißhandlung der Frauen durch ihre Männer, mit denen jedes Zeitungsblatt, jeder Polizeibericht überfüllt ist. Elende, die nicht verdienen die geringste Autorität über irgend ein lebendes Wesen zu besitzen, haben ein hilfloses Weib zu ihrer Haussclavin. Solche Ausschreitungen könnten nicht vorkommen, wenn die Frauen einen Theil des Einkommens der Familie sowohl erwerben würden als zu besitzen das Recht hätten.

der Vermehrung der Concurrenz werden sich seiner Zeit wohl Mittel finden lassen. Palliativ-Maßregeln könnten sofort angewendet werden, zum Beispiel eine strengere Ausschließung der Kinder von industrieller Thätigkeit während der Jahre, in denen sie keine andere Arbeit leisten sollten als jene, welche ihren Körper und Geist für das spätere Leben erstarken macht. Kinder sind nothwendiger Weise abhängig und unter der Gewalt Anderer, und ihre Arbeit, die nicht ihnen selbst sondern ihren Eltern Gewinn bringt, ist ein geeigneter Gegenstand gesetzlicher Regelung. Was die Zukunft anbelangt, so glauben wir, daß weder die gedankenlose Vermehrung und die daraus folgende übermäßige Schwierigkeit, einen Unterhalt zu finden, immer andauern wird, noch daß die Theilung der Menschen in Capitalisten und gemiethete Arbeiter und die Regulirung der Entlohnung der Arbeiter hauptsächlich durch Nachfrage und Angebot für immer oder auch nur lange Zeit noch in Kraft bleiben wird. Aber so lange die Concurrenz das allgemeine Gesetz des menschlichen Lebens bleibt, ist es Tyrannei, die eine Hälfte der Mitbewerber auszuschließen. Alle die das Alter der Selbständigkeit erreicht haben, haben das gleiche Recht, jede Art von nützlicher Arbeit, deren sie fähig sind, zum Preise, den sie einträgt, zu verkaufen.

Der dritte Einwand gegen die Zulassung der Frauen zum öffentlichen Leben oder zur Gewerbsthätigkeit, deren angeblich verhärtender Einfluß, gehört einer vergangenen Zeit an und ist für unsere Zeitgenossen kaum mehr verständlich. Es giebt aber immer noch Personen, welche sagen, daß die Welt und ihr Getriebe die Menschen selbstisch und gefühllos werden läßt, daß die Kämpfe, Rivalitäten und Collisionen des geschäftlichen und politischen Lebens sie rauh und unliebenswürdig machen, und daß, wenn die eine Hälfte der Gattung sich unvermeidlich diesen Dingen hingeben muß, es um so nothwendiger ist, daß die andere Hälfte davon fern gehalten werde; daß es die Frauen vor den schlechten Einflüssen der Welt zu bewahren gilt, damit die Männer denselben nicht gänzlich verfallen.

Dieses Argument hätte etwas annehmbares, wenn sich die Welt noch im Zeitalter des Faustrechts befände, als das Leben reich war an physischen Kämpfen und jeder Mann das gegen ihn oder gegen Andere verübte Unrecht mit dem Schwerte oder mit der Stärke seines Armes abwehren mußte. Die Frauen, und desgleichen die Priester, mögen dadurch, daß sie von solchen Verpflichtungen und theilweise von den sie begleitenden Gefahren befreit waren, damals im Stande gewesen sein einen wohlthätigen

Einfluß auszuüben. Allein bei der gegenwärtigen Gestaltung des menschlichen Lebens wüßten wir jene verhärtenden Einflüsse nicht aufzufinden, denen die Männer unterworfen, und von denen die Frauen unberührt sein sollen. Die Einzelnen kommen heutzutage nur selten in die Lage, Mann gegen Mann auch nur mit friedlichen Waffen zu kämpfen; persönliche Feindschaft und Rivalität spielen keine große Rolle im Weltgetriebe; der allgemeine Druck der Verhältnisse, nicht das Uebelwollen Einzelner ist das Hinderniß, gegen welches sich die Menschen heute zu wehren haben. Wenn dieser Druck übermäßig wird, knickt er den Lebensmuth und verengt und verbittert das Gemüth, jedoch das der Frauen nicht weniger als das der Männer, da jene gewiß nicht weniger als diese unter seinen Uebeln leiden. Es giebt zwar noch immer Zwist und Gehässigkeit, aber ihre Quellen sind andere geworden. Einst fand der Feudalherr seinen bittersten Feind in seinem mächtigen Nachbar, der Minister oder Höfling in Jenem, der ihm seine Stellung streitig machte; aber der Gegensatz der Interessen im thätigen Leben wirkt jetzt nicht mehr als Ursache persönlicher Feindschaft; die Feindschaften von heutzutage entspringen mehr aus kleinen Veranlassungen als aus großen, mehr aus dem, was die Leute über einander sagen als was sie gegen einander thun, und wenn auch noch Haß, Bosheit und jede Art des Uebelwollens zu finden ist, so sind sie es doch unter Frauen ganz in demselben Maße wie unter Männern. Im gegenwärtigen Zustande der Civilisation könnte die Absicht, die Frauen vor den verhärtenden Einflüssen der Welt zu bewahren, nur so verwirklicht werden, daß man sie vollständig von der Gesellschaft fernhielte. Die gewöhnlichen Pflichten des gewöhnlichen Lebens, wie es jetzt bestellt ist, sind mit jeder anderen Weichheit der Frauen als mit ihrer Schwäche unverträglich. Und ein schwacher Geist in einem schwachen Körper wird sicherlich nicht mehr lange für anziehend oder liebenswürdig auch nur gehalten werden.

Aber in Wahrheit berühren alle diese Argumente und Erwägungen in keiner Weise die Grundlagen des Gegenstandes. Die wirkliche Frage geht dahin, ob es recht und ersprießlich ist, daß die eine Hälfte der menschlichen Gattung ihr Leben in einem Zustande erzwungener Unterordnung unter die andere Hälfte zubringen soll. Wenn es der beste Zustand der menschlichen Gesellschaft ist, in zwei Theile zu zerfallen, von denen der eine aus Personen mit Willen und selbständiger Existenz, der andere aus demüthigen Gefährten dieser Personen besteht, jede einem von den ersteren beigegeben, um *seine* Kinder zu erziehen und *sein* Haus ihm angenehm zu

machen, wenn das die Stellung ist, die den Frauen zukommt; dann ist es nur ein Gebot der Menschlichkeit sie dazu zu erziehen, ihnen den Glauben beizubringen, daß ihnen kein größeres Glück widerfahren kann, als von irgend einem Mann zu solchen Zwecken erwählt zu werden, und daß jede andere Laufbahn, welche der Welt für glücklich oder ehrenvoll gilt, ihnen durch die Bestimmung — nicht socialer Einrichtungen — sondern der Natur und des Schicksals verschlossen ist.

Wenn wir jedoch fragen, warum das Dasein der einen Hälfte der Menschheit nur ein Mittel für die Zwecke der anderen sein soll, und jede Frau ein bloßes Anhängsel eines Mannes, dem keine eigenen Interessen erlaubt sind, damit sich in ihrem Geist kein Widerstreit gegen seine Interessen und sein Belieben rege; so ist die einzige Auskunft, die wir erhalten können, die, daß die Männer es so haben wollen. Es ist ihnen angenehm, daß sie um ihrer selbst willen, die Frauen um der Männer willen leben, und die Herrscher wissen es dahin zu bringen, daß die Eigenschaften und das Betragen, das ihnen an ihren Unterthanen wohlgefällt, diesen selbst lange Zeit hindurch als ihre specifische Unterthanen-Tugend gelte. Helvetius ist oft wegen seiner Behauptung geschmäht worden, daß die Menschen unter Tugenden gemeiniglich diejenigen Eigenschaften verstehen, welche ihnen selbst nützlich oder bequem sind. Wie sehr das von der Menschheit im Allgemeinen gilt, und in wie wunderbarer Weise die Tugendbegriffe, welche die Mächtigen ausstreuen, von ihren Untergebenen aufgefangen und eingesogen werden, dafür ist die Art und Weise ein gutes Beispiel, wie einst die Welt überzeugt war, daß die oberste Tugend der Unterthanen die Ergebenheit gegen ihre Könige sei, und wie sie noch jetzt überzeugt ist, daß die vornehmste Tugend der Frauenwelt die Ergebenheit gegen die Männer ist. Während dem Namen nach derselbe Moralcodex für beide Geschlechter gilt, bilden in Wirklichkeit Eigenwille und Selbstbehauptung den Typus der für männlich geltenden Tugenden, während Selbstentäußerung, Geduld, Entsagung und Unterwerfung unter die Gewalt, außer wenn der Widerstand durch andere als die eigenen Interessen geboten ist, durch allgemeine Uebereinstimmung zu recht eigentlich weiblichen Pflichten und Reizen gestempelt worden sind. Der Sinn davon ist blos der, daß sich die Gewalt zum Mittelpunkt der moralischen Verpflichtungen macht und daß ein Mann seinen eigenen Willen zu haben wünscht, aber nicht wünscht, daß seine Gefährtin einen von dem seinigen verschiedenen Willen habe. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß in modernen und civilisirten Zeiten keine Gegen-

seitigkeit der Verpflichtungen von Seiten des Stärkeren anerkannt wird. Eine solche Behauptung würde sich von der Wahrheit weit entfernen. Aber auch diese Gegenseitigkeit, welche wenigstens bei den höheren und mittleren Classen die Tyrannei ihrer häßlichsten Züge beraubte, hat in Verbindung mit dem ursprünglichen Uebel der Abhängigkeit der Frauen ihrerseits wieder ernsthafte Nachtheile hervorgerufen.

Im Anbeginn und bei Stämmen, die sich noch auf einer primitiven Culturstufe befinden, waren und sind die Frauen die Sclavinnen der Männer zu Zwecken der Arbeit. Alle schweren körperlichen Arbeiten fallen ihnen zu. Der australische Wilde geht müssig, während die Weiber mühsam die Wurzeln ausgraben, von denen er sich nährt. Ein Indianer, der ein Wild erlegt hat, läßt es liegen und schickt eine Frau danach aus um es heimzutragen. Auf einer etwas vorgerückteren Stufe, wie in Asien, waren und sind die Frauen die Sclavinnen der Männer zu Zwecken der Sinnlichkeit. In Europa ist darauf frühzeitig eine dritte mildere Weise der Herrschaft gefolgt, die nicht durch Schläge oder durch Schlösser und Riegel, sondern durch eine sorgfältige Geistesdrillung gesichert wurde. Auch mischten sich immer mehr Gefühle von Wohlwollen und Vorstellungen von Pflichten, wie sie ein Vorgesetzter seinen Schützlingen schuldet, in dieß Verhältniß. Aber es wurde viele Jahrhunderte hindurch kein Verhältniß von Genossen, selbst nicht von ungleichen, daraus. Das Weib war ein Stück der Ausstattung des Hauses, des Ruheplatzes, an den sich der Mann vom Geschäft oder vom Vergnügen zurückzog. Männer waren damals wie heute die Genossen seiner Arbeit, und ebenso waren es zumeist Männer, seines Gleichen, die seine Vergnügungen und Zerstreuungen theilten. Innerhalb der vier Wände war er ein Patriarch und Alleinherrscher, und die unverantwortliche Macht übte ihre Wirkung, indem sie ihn, je nach seiner Gemüthsart mehr oder weniger herrschsüchtig, anspruchsvoll und selbstvergötternd, wenn nicht gar zum launenhaften oder rohen Tyrannen machte. Aber wenn seine moralischen Eigenschaften dabei Schaden litten, so war dieß nicht nothwendig in demselben Maße mit seinen geistigen oder schöpferischen Fähigkeiten der Fall. Er mochte soviel Geisteskraft und Charakterstärke besitzen, als seine Natur und die Verhältnisse seiner Zeit zuließen. Er mochte das „Verlorene Paradies" dichten oder die Schlacht von Marengo gewinnen. Dieß war der Zustand der Römer und Griechen und der Neueren bis vor kurzer Zeit. Ihre Beziehungen zu ihren häuslichen Unterthanen nahmen nur einen Winkel, wenn auch einen

liebevoll gepflegten, in ihrem Leben ein. Ihre Erziehung als Männer, die Entwicklung ihres Charakters und ihrer Fähigkeiten hing wesentlich von einer anderen Reihe von Einflüssen ab.

Das ist jetzt anders geworden. Die fortschreitende Veredlung hat bei allen Machthabern, und darunter auch bei den Machthabern des Hauses, ein gesteigertes und immer noch sich steigerndes Bewußtsein ihrer Gegenverpflichtungen wachgerufen. Kein Mann meint heute, daß er seiner Frau nur soviel Rücksicht zu schenken braucht als ihm beliebt. Alle Männer von irgend welcher Gewissenhaftigkeit glauben, daß die Pflichten gegen ihre Frauen zu den verbindlichsten unter ihren Verpflichtungen gehören. Auch wird darunter nicht allein Schutz verstanden, welchen die Frauen beim gegenwärtigen Zustand der Civilisation beinahe nicht mehr benöthigen, sondern Sorge für ihr Glück und Berücksichtigung ihrer Wünsche, denen die Männer nicht selten ihre eigenen opfern. Die Gewalt der Ehemänner hat jetzt das Stadium erreicht, in dem sich die Gewalt der Könige befand, als die allgemeine Meinung zwar die Berechtigung der Willkürherrschaft noch nicht in Frage zog, aber in der Theorie und in gewissem Maße auch in der Praxis deren selbstische Ausübung verurtheilte. Dieser Fortschritt in den moralischen Gefühlen der Menschheit und diese gesteigerte Empfänglichkeit für die Rücksichten, welche ein Mann denen schuldet, die auf ihn allein angewiesen sind, haben dahin gewirkt, das Haus immer mehr zum Mittelpunkt der Interessen zu machen und den häuslichen Verhältnissen und der häuslichen Geselligkeit einen immer größeren Antheil an den Bestrebungen und Vergnügungen des Lebens zuzuwenden. Diese Einflüsse wurden durch die Wandlung in den Sitten und Neigungen verstärkt, welche die letzten zwei oder drei Menschenalter in so bemerkenswerther Weise ausgezeichnet hat. Es ist noch nicht gar lange her, daß die Männer an gewaltsamen Leibesübungen, geräuschvoller Lustbarkeit und Zechgelagen Geschmack fanden und damit ihre Zeit ausfüllten. Sie haben jetzt in allen außer den ärmsten Classen die Neigung für diese Dinge und für die roheren Vergnügungen überhaupt verloren und zeigen kaum irgend welche Geschmacksrichtung, die ihnen nicht mit den Frauen gemeinsam wäre; zum ersten Male in der Welt sind Mann und Weib wirklich Gefährten. Es wäre dieß ein sehr heilsamer Umschwung, wenn die Gefährten einander gleich stünden; da sie aber ungleich sind, so folgt daraus (und gute Beobachter haben die Thatsache wahrgenommen ohne ihre Ursache zu erkennen), eine fortschreitende Verschlechterung der Männer in alle dem, was man

bisher für männliche Vorzüge gehalten hat. Diejenigen, welche so ängstlich zu verhüten suchen, daß die Frauen Männer werden, merken nicht, daß die Männer das werden, wozu sie die Frauen bestimmt haben, daß sie jener Schwäche verfallen, welche sie so lange an ihren Genossinnen gepflegt haben. Die Gemeinschaft des Lebens hat die Neigung die Menschen einander ähnlich zu machen. Bei der jetzt zwischen den beiden Geschlechtern bestehenden innigen Lebensgemeinschaft können die Männer männliche Tugenden nur dann bewahren, wenn die Frauen sie erwerben.

Es giebt kaum eine Lage, welche der Erhaltung des Charakteradels oder der Geisteskraft so abträglich wäre, als wenn man in der Gesellschaft von geistig tiefer Stehenden lebt und sich mit Vorliebe um ihren Beifall bewirbt. Warum sehen wir so oft im Leben auf vielversprechende Anfänge so ungenügende — geistige und sittliche — Leistungen folgen? Aus keinem anderen Grunde als weil der Strebende sich nur mit Solchen verglichen hat, die unter ihm stehen, und nicht Vervollkommnung oder Anregung gesucht hat, indem er sich mit seines Gleichen oder mit Ueberlegenen maß. Im gegenwärtigen Zustand des socialen Lebens wird dieß immer mehr das allgemeine Schicksal der Männer. Immer weniger streben sie nach anderen Freundschaften, und immer weniger unterliegen sie anderen persönlichen Einflüssen, als denjenigen, welche sie unter dem häuslichen Dache finden. Um hier nicht mißverstanden zu werden, ist es nothwendig, ausdrücklich der Annahme zu widersprechen, daß selbst jetzt die Frauen den Männern geistig untergeordnet sind. Es giebt Frauen, welche sich an Geistesstärke allen Männern, die jemals gelebt haben, an die Seite stellen können, und wenn man gewöhnliche Frauen mit gewöhnlichen Männern vergleicht, muß man sagen, daß die verschiedenartigen, obwohl geringfügigen, Angelegenheiten, welche die Beschäftigung der meisten Frauen bilden, vielleicht ebensoviel geistige Fähigkeiten wachrufen als die gleichförmige Routine der Berufsarten, welche die tägliche Beschäftigung der großen Mehrheit der Männer ausmachen. Es liegt nicht an den Fähigkeiten selber, sondern an den kleinlichen Gegenständen und Interessen, denen sie allein zugewendet sind, daß der Verkehr mit Frauen, wie sie in Folge ihrer gegenwärtigen Stellung beschaffen sind, auf hohe Fähigkeiten und Bestrebungen der Männer so oft zersetzend einwirkt. Wenn die Frau für die großen Ziele und Gedanken, welche dem Leben seinen Werth verleihen, kein Verständniß besitzt, oder von dessen praktischen Zwecken nichts schätzt außer den persönlichen Interessen und persönlichen Eitelkeiten, dann wird, seltene Fälle ausgenommen, ihr absichtlich und noch mehr ihr unabsichtlich

geübter Einfluß im Geist des Mannes jene Interessen, die sie nicht theilt oder nicht theilen kann, zu minderer Bedeutung herabdrücken, wenn nicht gar völlig vernichten.

Unsere Beweisführung bringt uns hier in Widerstreit mit denen, welche man die gemäßigten Verbesserer der weiblichen Erziehung nennen kann, — eine Art von Personen, welche den Pfad der Reform in allen großen Fragen kreuzen, diejenigen nämlich, welche die alten schlechten Principien aufrecht erhalten, aber ihre Wirkungen mildern wollen. Diese Leute sagen, daß die Frauen nicht die Sclavinnen oder Dienerinnen, sondern die Lebensgefährtinnen der Männer sein sollen, und daß man sie auch zu diesem Beruf erziehen soll. (Sie sagen nicht, daß man die Männer dazu erziehen soll die Gefährten der Frauen zu sein.) Aber da ungebildete Frauen keine passenden Gefährtinnen für gebildete Männer sind, und ein Mann, der an Dingen über und außerhalb des Familienkreises Antheil nimmt, wünscht, daß seine Gefährtin dieses Interesse mit ihm theile, so mögen, sagen sie, die Frauen ihren Verstand und ihren Geschmack ausbilden, allgemeine Bildung erwerben, Kunst und Poesie pflegen, selbst ein wenig mit der Wissenschaft liebäugeln, und einige dehnen ihre Großmuth so weit aus zu sagen, sie mögen sich auch über Politik unterrichten; das alles, nicht um diese Dinge zu betreiben, sondern nur soweit, als es nöthig ist, um sich für dieselben zu interessiren und mit dem Gemahl darüber eine Unterhaltung zu pflegen, oder zum mindesten doch dessen Weisheit verstehen und in sich aufnehmen zu können. Das ist gewiß für den Gatten sehr angenehm; aber leider alles andere eher als förderlich. Nur weil sie blos mit Solchen geistigen Umgang pflegen, denen sie selbst ihre Meinungen vorschreiben können, gelangen so viele Menschen nicht über die ersten Stufen der Weisheit hinaus. Die bedeutendsten Männer hören auf fortzuschreiten, wenn sie blos mit Schülern verkehren. Wenn sie diejenigen überflügelt haben, welche ihre nächste Umgebung bilden, und nach weiterer Entwicklung streben, müssen sie Personen von ihrem eigenen Wuchse aufsuchen um mit ihnen Umgang zu pflegen. Die geistige Genossenschaft, welche zur Vervollkommnung verhilft, ist der Verkehr zwischen thätigen Geistern, nicht die Berührung zwischen einem thätigen und einem leidenden Geiste. Ein solcher unschätzbarer Gewinn wird selbst jetzt mitunter erreicht, wenn durch einen seltenen Zufall ein starkgeistiger Mann und ein starkgeistiges Weib sich verbinden; und er würde viel öfter zu Stande kommen, wenn die Erziehung sich dieselbe Mühe gäbe, starkgeistige Frauen heranzubilden, als sie jetzt thut, um ihre Heranbildung zu verhindern.

Die modernen, für aufgeklärt und fortschrittlich geltenden Methoden der Frauenerziehung verwerfen, soweit es sich um Worte handelt, eine blos auf den Prunk berechnete Erziehung und geben vor, eine ernste Ausbildung anzustreben, aber sie verstehen darunter einen oberflächlichen Unterricht in ernsten Gegenständen. Von Fertigkeiten abgesehen, in Betreff deren man jetzt allgemein annimmt, sie sollen gut, wenn überhaupt gelehrt werden, wird nichts den Frauen gründlich gelehrt. Kleine Bruchtheile von dem, was man die Knaben gründlich zu lehren versucht, sind alles, was man den Frauen beizubringen wünscht oder beabsichtigt. Was die Menschen zu intelligenten Wesen macht, ist das Vermögen zu denken; die Anregungen, welche dieses Vermögen erwecken, sind der Reiz und die Würde des Denkens selbst und ein freies Feld für dessen praktische Anwendung. Diese beiden Beweggründe sind aber Jenen entzogen, welchen von Jugend auf gesagt wird, daß das Denken und alle seine wichtigeren Anwendungen die Sache anderer Leute ist, während es ihre Sache ist, sich anderen Leuten angenehm zu machen. Hohe Geisteskräfte werden unter den Frauen so lange zufällige Ausnahmen bleiben, bis ihnen jeder Lebensweg offen steht, und bis sie so gut wie die Männer für sich selbst und für die Welt erzogen werden, nicht das eine Geschlecht für das andere.

Bei dem, was wir bisher über die vereinte Wirkung der untergeordneten Stellung der Frauen und der gegenwärtigen Gestaltung des ehelichen Lebens gesagt haben, hatten wir nur die allergünstigsten Fälle im Auge, solche, in denen sich irgendwie eine wirkliche Annäherung an jene Vereinigung und Verschmelzung von Leben und Charakter vorfindet, welche der theoretischen Erörterung als der ideale Maßstab dieses Verhältnisses gilt. Aber wenn wir uns an die große Mehrzahl der Fälle halten, muß der Einfluß der gesetzlichen Unterordnung der Frauen auf ihren Charakter wie auf jenen der Männer in weit dunkleren Farben geschildert werden. Wir sprechen hier nicht von roheren Mißhandlungen und nicht von dem Recht des Mannes, den Erwerb der Frau mit Beschlag zu belegen, oder sie gegen ihren Willen zu zwingen, mit ihm zu leben. Wir wenden uns nicht an Jene, die einen Beweis dafür verlangen, daß diese Dinge nicht bestehen sollten. Wir nehmen Durchschnittsfälle an, in denen weder völlige Harmonie noch völlige Unvereinbarkeit der Gefühle und Charaktere besteht, und wir behaupten, daß in solchen Fällen die Abhängigkeit des Weibes auf den Charakter beider schädigend einwirkt. Man glaubt allgemein, daß, wie es auch immer mit dem geistigen Einfluß der Frauen stehen mag, ihr moralischer Einfluß auf die Männer nahezu

immer ein heilsamer ist. Er ist, so sagt man uns oft, das eine große Gegenmittel gegen die Selbstsucht. Allein wie es sich auch immer mit dem persönlichen Einfluß verhalten mag, der Einfluß ihrer Stellung besitzt in hervorragender Weise die Tendenz, die Selbstsucht zu fördern. Der allerunbedeutendste Mann, der Mann, der nirgendwo anders Einfluß oder Beachtung genießt, findet einen Platz, wo er Oberhaupt und Herrscher ist. Es giebt eine Person, ihm an Verstand oft weit überlegen, die ihn um Rath zu fragen gehalten ist, während er sie um Rath zu fragen nicht verpflichtet ist. Er ist Richter, Obrigkeit, Souverän in Betreff ihrer gemeinsamen Angelegenheiten, er entscheidet in allen Zwistigkeiten zwischen ihnen. Die Gerechtigkeit oder Gewissenhaftigkeit, vor welche sie ihre Klage bringen muß, ist seine Gerechtigkeit und seine Gewissenhaftigkeit; sein Amt ist es, die Wagschalen zu richten und die Wage zu halten zwischen seinen eigenen Wünschen oder Ansprüchen und jenen eines Anderen. Es ist dieß jetzt in civilisirten Ländern das einzige Tribunal, bei welchem dieselbe Person zugleich Richter und Partei ist. Eine großmüthige Seele läßt in solcher Stellung die Wage auf die Seite des Anderen sinken und giebt diesem nicht weniger, sondern mehr als das gebührende Theil. So kann sich für die schwächere Seite sogar ihre Abhängigkeit in ein Werkzeug der Macht verwandeln, und sie kann in Ermangelung der Gerechtigkeit aus dem Edelsinn einen unedlen Vortheil ziehen, während die ungerechte Macht für die, welche sie so uneigennützig gebrauchen, eine Last und eine Qual wird. Aber was geschieht, wenn ein Mann wie Männer durchschnittlich sind mit dieser Machtvollkommenheit ausgerüstet wird, ohne Gegenpflichten und ohne Verantwortlichkeit? Gebt einem solchen Mann die Vorstellung, daß er nach Sitte und Gesetz der erste sei, daß zu wollen seine Sache sei, ihre Sache sich dem Willen zu fügen; dürfen wir da wohl annehmen, daß diese Vorstellung seinen Geist nur oberflächlich streifen wird, ohne in seine Tiefen einzudringen und ohne auf seine Gesinnungen und Handlungen einzuwirken? Die Neigung, sich und seine Interessen in die erste Reihe zu stellen, diejenigen Anderer höchstens in die zweite, ist nicht so selten, daß sie dort fehlen sollte, wo alles wie mit Absicht darauf angelegt scheint, ihre Herrschaft zu ermuthigen. Wenn dem Manne irgend welcher Eigenwille innewohnt, so wird er entweder wissentlich oder unwissentlich zum Despoten seines Hauses. Das Weib erreicht zwar oft ihre Zwecke, aber das geschieht durch irgend welche von den mannigfachen Abarten der Berechnung und Verstellung. So wirkt ihre Stellung verderbend auf Beide; bei dem Einen erzeugt sie die Laster der Macht, bei

dem Anderen die der List. Frauen sind in ihrem gegenwärtigen physischen und moralischen Zustand von stärkeren Impulsen beherrscht als die Männer, und man sollte daher erwarten, daß sie offener und freimüthiger seien als diese; doch werden sie in allen alten Sagen und Ueberlieferungen als falsch und heuchlerisch geschildert. Warum? Weil sie ihre Ziele nur auf Schleichwegen erreichen können. In allen Ländern, wo die Frauen lebhafte Wünsche und einen thätigen Geist besitzen, tritt diese Folge unausweichlich ein, und wenn sie in England weniger auffällig ist als anderswo, so kommt dieß daher, daß die englischen Frauen, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, aufgehört haben, lebhafte Wünsche oder einen thätigen Geist zu besitzen.

Wir sprechen jetzt nicht von Fällen, wo etwas, das den Namen einer starken Zuneigung verdient, auf beiden Seiten vorhanden ist. Wo eine solche vorkommt, ist sie ein zu mächtiger Factor, um nicht die schlechten Einflüsse der gegenseitigen Stellung wesentlich zu mildern; doch kann sie dieselben nur selten gänzlich zerstören. Viel häufiger sind die schlechten Einflüsse zu stark für die Zuneigung und zerstören diese. Die höchste Art dauerhaften ehelichen Glückes würde hundertmal häufiger vorkommen, als es der Fall ist, wenn das Gefühl, das beide Geschlechter von einander verlangen, jene ächte Freundschaft wäre, die nur zwischen Personen bestehen kann, die einander an Rechten und an Fähigkeiten gleich sind. Aber an dem, was gewöhnlich im ehelichen Leben Zuneigung genannt wird — das gewohnheitsmäßige und fast mechanische Gefühl von Wohlwollen und wechselseitigem Behagen, das in der Regel zwischen Personen, die stets mit einander verkehren, erwächst, wenn sie sich nicht geradezu abstoßen, — an diesem ist nichts, was den unheilvollen Einflüssen der Ungleichheit entgegenwirken oder sie modificiren könnte. Solche Gefühle bestehen oft zwischen einem Sultan und seinen Favoritinnen, einem Herrn und seinen Dienern; sie sind nur Beispiele von der Biegsamkeit der menschlichen Natur, welche sich in gewissem Maße selbst in die schlimmsten Verhältnisse zu schicken weiß, und zwar vermögen das die gemeinsten Naturen immer am leichtesten.

Der persönliche Einfluß, welchen die Frauen auf die Männer ausüben, macht dieselben ohne Zweifel weniger schroff und hart; in roheren Zeiten war dieß oft der einzige besänftigende Einfluß, dem sie zugänglich waren. Aber die Behauptung, daß der Einfluß des Weibes den Mann weniger selbstsüchtig macht, enthält, wie die Dinge jetzt stehen, genau so viel Irrthum als Wahrheit. Dem Egoismus gegen das Weib selbst und gegen diejenigen, die ihr am

Herzen liegen, die Kinder, wirkt der Einfluß des Weibes allerdings entgegen, obwohl ihre Abhängigkeit dieselbe begünstigt. Aber so lange ihre Interessen auf die Familie allein beschränkt sind, kann ihr Charakter auf den seinigen im allgemeinen nur in der Weise einwirken, daß an die Stelle der persönlichen Selbstsucht eine Familienselbstsucht tritt, welche ein liebenswürdiges Gewand trägt und die Maske der Pflicht vornimmt. Wie selten steht der Einfluß des Weibes auf Seiten der Bürgertugend, wie selten verhält er sich anders als entmuthigend gegen jede Bethätigung der Gesinnung, von welcher ein Nachtheil für die weltlichen Interessen oder den weltlichen Glanz der Familie zu erwarten ist. Sinn für's Gemeinwohl, Verständniß für die Pflichten gegen das allgemeine Beste, dieß ist von allen Tugenden diejenige, welche bei den Frauen, wie sie jetzt erzogen oder gestellt sind, am seltensten gefunden wird; sie besitzen sogar nur selten das, was bei Männern oft ein theilweiser Ersatz für fehlenden Gemeinsinn ist, persönliches Ehrgefühl, das sich an irgend eine öffentliche Pflichterfüllung knüpft. Mancher Mann, der durch Geld oder persönliche Schmeichelei nicht zu bestechen war, hat seine politischen Ansichten gegen einen Titel oder eine Einladung für seine Frau verschachert; und eine noch größere Zahl geht ganz und gar in der Jagd nach den kindischen Auszeichnungen der Gesellschaft auf, weil ihre Frauen darauf erpicht sind. Was die Gesinnung betrifft, so ist in katholischen Ländern der Einfluß der Frau nur ein anderer Name für den Einfluß des Priesters, der ihr in den Hoffnungen und Gefühlen, welche sich an ein Leben im Jenseits knüpfen, einen Trost für die Leiden und Enttäuschungen darreicht, die gewöhnlich in diesem Leben ihr Loos sind. Anderswo werfen sie ihr Gewicht in die Wagschale entweder der alltäglichsten oder der äußerlich erfolgreichsten Meinungen, bei denen man entweder am wenigsten Tadel zu fürchten hat oder welche die meiste Aussicht auf weltliche Beförderung eröffnen. In England steht der Einfluß des Weibes gewöhnlich auf der illiberalen und volksfeindlichen Seite, denn das ist in der Regel die für persönliches Interesse und persönliche Eitelkeit vortheilhafte Seite; und was kümmert das Weib die Demokratie oder der Liberalismus, an dem sie keinen Antheil hat, der sie als denselben Pariah zurückläßt, als den er sie vorfand? Der Mann selbst fällt gewöhnlich, nachdem er geheirathet hat, dem Conservatismus anheim; er fängt an, für die Machthaber mehr Sympathie zu empfinden als für ihre Opfer und hält es für seine Aufgabe, sich auf die Seite der Autorität zu stellen. Was geistigen Fortschritt betrifft, so ist es damit, von jenen vul-

gären Fertigkeiten, welche der Eitelkeit oder dem Ehrgeiz dienen, abgesehen, in der Regel bei einem Manne zu Ende, der ein geistig unter ihm stehendes Weib heirathet, ausgenommen allerdings, wenn er in der Ehe unglücklich oder gegen sein Weib gleichgiltig wird. Ein erfahrener Beobachter erwartet von einem Manne von fünfundzwanzig oder dreißig Jahren nach seiner Verheirathung kaum mehr irgend welche Vervollkommnung an Geist oder Charakter. Selten nur wird die schon erworbene Stufe behauptet. Ein Funke der mens divinior, der sonst zur Flamme herangewachsen wäre, glimmt nur selten noch längere Zeit fort ohne zu verlöschen. Denn ein Geist, welcher sich mit dem bescheiden lernt, was er schon ist, welcher nicht unverwandt nach einer Staffel der Vollkommenheit ausschaut, die er noch nicht besitzt, wird schlaff und träge und verliert die Spannkraft, die ihn auch nur auf der schon erreichten Stufe erhalten kann. Und es giebt keine Thatsache in der menschlichen Natur, für welche die Erfahrung ein ausnahmsloseres Zeugniß ablegte, als diese, daß alle socialen oder sympathischen Einflüsse, welche nicht erheben, eine erniedrigende Wirkung üben; wenn sie den Geist nicht befeuern und veredlen, ziehen sie ihn zur Alltäglichkeit herab.

Es liegt daher im Interesse, nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer und des menschlichen Fortschrittes im weitesten Sinne, daß die Emancipation der Frauen, welche die moderne Welt sich oft rühmt bewirkt zu haben, und welche mitunter auf Rechnung der Civilisation, mitunter auf jene des Christenthumes gesetzt wird, nicht auf der Stufe stehen bleibe, auf der sie sich jetzt befindet. Wenn es gerecht oder nothwendig wäre, daß ein Theil der Menschheit an Gemüth und Geist nur halb entwickelt werde, so hätte die Entwicklung des anderen Theiles soweit als möglich von seinem Einfluß unabhängig gemacht werden sollen. Anstatt dessen sind die Frauen die nächsten, und man kann jetzt sagen, die einzigen nahen Gefährten derjenigen geworden, deren Höhe sie doch beileibe nicht erreichen sollen; sie sind gerade weit genug erhoben worden, um die anderen zu sich herabzuziehen.

Eine Schaar trivialer Einwendungen haben wir hinter uns gelassen, zum Theil weil sie eine Antwort nicht verdienen, zum Theil weil sie durch den ganzen Gang unserer Darlegung bereits mittelbar beantwortet sind. Ein paar Worte müssen wir jedoch einem Einwurf widmen, von dem man in England sehr oft Gebrauch macht, um der Verfechtung eigennütziger Vorrechte ein uneigennütziges Ansehen zu geben, und welcher bei oberflächlicher Betrachtung weit mehr zu besagen scheint als er in Wirklichkeit bedeutet. Die Frauen, so behauptet man, sehnen sich nicht und streben

nicht nach dem, was man ihre Emancipation nennt. Im Gegentheil; sie weisen jede Gemeinschaft mit den Ansprüchen, die für sie erhoben werden, zurück und fallen mit Erbitterung über jede unter ihnen her, welche für ihre gemeinsame Sache eintritt.

Nehmen wir an, daß diese Thatsache im weitesten Umfang, in dem sie jemals behauptet wurde, wahr ist; wenn sie dann beweist, daß die europäischen Frauen so bleiben sollen, wie sie sind, so beweist sie genau dasselbe für die Frauen Asiens; denn auch diese sind stolz auf ihre Abgeschlossenheit von der Welt und auf den Zwang unter dem sie stehen, anstatt darüber zu murren, und sie staunen über die Schamlosigkeit der Frauen, welche männliche Besuche empfangen und sich unverschleiert auf der Straße blicken lassen. Die Gewöhnung an die Unterwerfung erzeugt eben bei Frauen wie bei Männern knechtische Gesinnung. Die Millionen Asiens sehnen sich nicht nach politischer Freiheit, die sie nicht zu schätzen wissen und wahrscheinlich nicht annehmen würden; ebenso verhalten sich die Wilden des Busches zur Civilisation; aber das beweist nicht, daß diese Dinge für sie nicht wünschenswerth sind, und daß sie dieselben nicht in irgend einer künftigen Zeit genießen werden. Die Gewöhnung härtet menschliche Wesen gegen jede Art der Erniedrigung ab, indem sie den widerstrebenden Theil ihrer Natur abtödtet. Und der Fall der Frauen ist in dieser Hinsicht noch ein besonderer; denn es ist uns nicht bekannt, daß jemals eine andere dienstbar gemachte Classe unterwiesen wurde, ihre Erniedrigung als eine Ehre anzusehen. Doch ist in diesem Argument das stille Eingeständniß enthalten, daß die angebliche Vorliebe der Frauen für ihre abhängige Stellung nur eine scheinbare ist und aus dem Mangel jeder freien Wahl hervorgeht; denn, wäre die Vorliebe eine natürliche, so könnte keine Nothwendigkeit vorhanden sein sie durch Gesetze zu erzwingen. Es hat noch kein Gesetzgeber es nothwendig befunden Gesetze zu erlassen um die Leute zu zwingen ihrer Neigung zu folgen. Die Ausflucht, daß die Frauen keine Veränderung wünschen, ist dieselbe, die seit unvordenklichen Zeiten immer und immer wieder gegen den Vorschlag der Abschaffung eines socialen Uebels vorgebracht wurde: „es ist keine Klage vorhanden“, — was gewöhnlich nicht wahr oder doch nur darum wahr ist, weil nicht jene Hoffnung auf Erfolg vorhanden ist, ohne welche die Klage sich selten vor ungeneigten Ohren vernehmen läßt. Woher weiß unser Gegner, daß die Frauen Gleichheit und Freiheit nicht begehren? Er hat wohl keine Frau kennen gelernt, welche diese Güter nicht für sich selbst begehrte oder begehren würde. Es wäre aber sicher einfältig, zu glauben, daß sie, wenn sie

dieselben begehren, dieß auch aussprechen werden. Ihre Lage gleicht jener von Pächtern oder Arbeitern, welche gegen ihre eigenen Interessen stimmen, ihrem Gutsherrn oder Arbeitsgeber zu Gefallen; wozu noch der ganz eigenartige Umstand tritt, daß ihnen Unterwürfigkeit von Jugend auf als besonderer Reiz und Zierde ihres Wesens eingeschärft wurde. Sie sind gelehrt worden zu denken, daß die thätige Zurückweisung selbst eines ihnen angethanen, offenkundigen Unrechtes einigermaßen unweiblich ist und besser einem männlichen Freund oder Beschützer überlassen bleibt. Die Auflehnung gegen irgend etwas, was man eine Einrichtung der Gesellschaft nennen kann, haben sie als ein ernstes Vergehen zum mindesten gegen die Anstandsregeln ihres Geschlechtes betrachten und meiden gelernt. Es erfordert ungewöhnlichen moralischen Muth und Uneigennützigkeit bei einer Frau, um sich zu Gunsten der Emancipation der Frauen auszusprechen, so lange wenigstens, bis einige Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Die Annehmlichkeit ihres eigenen Lebens und ihr Ansehen in der Gesellschaft hängt gewöhnlich von dem Wohlwollen derjenigen ab, welche sich im Besitze der rechtswidrigen Macht befinden; und Machthabern erscheint keine noch so bittere Klage über den Mißbrauch ihrer Gewalt als ein ebenso schreiender Act der Widersetzlichkeit wie eine Anfechtung dieser Macht selbst. Die diesbezüglichen Bekenntnisse der Frauen erinnern uns an die Hochverräther der alten Zeiten, welche unmittelbar vor der Hinrichtung ihre Liebe und Hingebung für den Fürsten zu betheuern pflegten, durch dessen Ungerechtigkeit sie zu leiden hatten. Die Reden, welche Shakespeare den männlichen Opfern königlicher Laune und Tyrannei in den Mund legt, z. B. dem Herzog von Buckingham und selbst Wolsey in Heinrich VIII., halten den Vergleich mit denen einer Griseldis aus. Die Schriftstellerinnen von Beruf, besonders jene in England, beeifern sich jeden Wunsch nach Gleichstellung oder nach den Bürgerrechten geflissentlich zu verleugnen und ihre volle Zufriedenheit mit der Stellung, welche ihnen die Gesellschaft anweist, zu verkünden; sie üben darin, wie in mancher anderen Hinsicht, einen höchst ungünstigen Einfluß auf die Gefühle und Ansichten der Männer aus, welche diese Speichelleckerei arglos als Zugeständnisse an die Macht der Wahrheit ansehen, ohne zu überlegen, daß es im persönlichen Interesse dieser Frauen liegt, keine anderen Meinungen auszusprechen, als solche, von denen sie hoffen können, daß sie den Männern genehm sein werden. Wir werden die Führer einer demokratischen Bewegung nicht gerade unter jenen Männern von Talent suchen, die aus

dem Volk hervorgegangen sind und von der Aristokratie beschützt und gehätschelt werden. Ebenso unwahrscheinlich ist es, daß erfolgreiche Schriftstellerinnen die Sache der Frauen ihrem eigenen Ansehen in der Gesellschaft vorziehen werden. Sie hängen in ihren literarischen wie in ihren Erfolgen als Frauen ganz von den Männern ab, und sie haben eine so schlechte Meinung von denselben, daß sie glauben, unter zehntausend gebe es kaum Einen, der nicht Kraft, Freimuth oder Furchtlosigkeit bei einem Weibe haßt und fürchtet. Daher sind sie ängstlich bemüht, durch ein Zurschautragen von Unterwürfigkeit auf diesem Gebiete Verzeihung und Duldung für alles zu erlangen, was ihre Schriften über andere Gegenstände etwa von solchen Eigenschaften verrathen mögen; sie wollen Alltagsmännern keine Gelegenheit geben zu sagen (was Alltagsmänner unter allen Umständen sagen werden), daß Gelehrsamkeit unweiblich macht, und daß schriftstellernde Damen wahrscheinlich schlechte Hausfrauen sein werden.

Doch genug davon; besonders da die Thatsache, welche den Anlaß zu diesem Aufsatze bot, es unmöglich macht, die allgemeine (nur durch individuelle Ausnahmen getrübte) Zufriedenheit der Frauen mit ihrer untergeordneten Stellung noch länger zu behaupten. In den Vereinigten Staaten wenigstens giebt es Frauen, anscheinend in großer Zahl und nunmehr zu gemeinsamer Einwirkung auf den öffentlichen Geist vereinigt, welche Gleichheit im weitesten Sinne des Wortes fordern, und sie fordern durch einen freimüthigen Appell an den Rechtssinn der Männer, nicht sie erbitten unter schüchterner Beschwörung ihres Mißvergnügens.

Allein wie andere Volksbewegungen kann auch diese durch die Fehlschritte ihrer Anhänger ernstlich verzögert werden. Zwar sind, wenn man den gewöhnlichen Maßstab von Volksversammlungen anlegt, die Reden bei der Frauenversammlung durch das Uebergewicht des Verständigen über das Phrasenhafte sehr bemerkenswerth; aber es sind einige Ausnahmen vorgekommen, und Dinge, in denen es schwer ist einen vernünftigen Sinn zu erkennen, haben in die Resolutionen Eingang gefunden. So erscheint in der Resolution, welche die zu Gunsten der Frauen erhobenen Forderungen aufzählt, nach der Forderung der Gleichheit in Erziehung, in gewerblicher Thätigkeit und in politischen Rechten, als ein vierter Punkt etwas unter dem Namen einer „gesellschaftlichen und geistigen Vereinigung" und „eines Mediums um die höchsten moralischen und geistigen Gesichtspunkte der Gerechtigkeit zu vertreten" nebst anderem ähnlichem Gerede, das nur dazu dient, die Einfachheit und Verständigkeit der übrigen Forderungen zu beeinträchtigen;

wodurch man an die schwächlichen Versuche derjenigen erinnert wird, welche nominelle Gleichheit zwischen Männern und Frauen mit einer erzwungenen Verschiedenheit ihrer Rechte und Verrichtungen zu verbinden trachten. Was den Frauen Noth thut, das sind gleiche Rechte, die Zulassung zu allen socialen Gerechtsamen, nicht irgend eine Sonderstellung, eine Art von empfindsamem Priesterthum. An diesem, dem einzig gerechten und vernünftigen Grundsatz halten sowohl die Resolutionen als die Reden fast durchgehends fest. Sie enthalten so wenig, was mit dem in Frage stehenden unsinnigen Absatz verwandt ist, daß wir vermuthen, er rühre nicht von denselben Händen her wie die meisten übrigen Resolutionen. Die Stärke der Sache liegt in der Unterstützung derjenigen, welche von Vernunft und Grundsätzen beeinflußt sind; und wenn man sie durch Empfindeleien zu empfehlen sucht, welche an sich unsinnig und mit dem Princip, auf welches sich die Bewegung gründet, unverträglich sind, so heißt dieß eine gute Sache auf denselben Boden wie eine schlechte stellen.

Es sind Anzeichen vorhanden, daß das Beispiel Amerikas auf dieser Seite des atlantischen Oceans Nachahmung finden wird; und der erste Schritt dazu ist in jenem Theile Englands geschehen, wo jede ernste Bewegung in der Richtung des politischen Fortschritts ihren Anfang nimmt: in den Fabriksbezirken des Nordens. Eine Frauen-Petition um Verleihung des Stimmrechtes ist von einer zu Sheffield abgehaltenen öffentlichen Versammlung genehmigt und vom Earl von Carlisle am 13. Februar 1851 dem Hause der Lords überreicht worden.

Plato*).

Die Leser von Grote's Geschichte Griechenlands werden wohl die Aussicht nicht vergessen haben, die ihnen im letzten Bande des Werkes eröffnet wurde, daß derselbe Mann, welcher das politische Leben von Hellas unserem Verständniß so nahe gebracht hat, auch jene herrliche Entfaltung des speculativen Denkens darstellen und beurtheilen würde, durch welche Griechenland (eben so sehr wie durch seine Freiheit) das für die Welt geworden ist, was nach einem Ausspruch des Perikles Athen für Griechenland war: eine Schule der Erziehung. Man konnte mit Gewißheit vorhersagen, daß dieselbe Sorgfalt der Forschung, dieselbe Geschicklichkeit in der Scheidung beglaubigter Thatsachen von altherkömmlichen Entstellungen oder von haltlosen Vermuthungen, und dasselbe seltene Vermögen, in mannigfaltige intellectuelle und sittliche Gesichtspunkte einzugehen, durch welche sich die „Geschichte", und kein Abschnitt mehr als das denkwürdige Capitel über Sokrates und die Sophisten, auszeichnete, auch eine ihrer würdige Verwendung bei der lebenswahren Zeichnung der Gestalten eines Plato, Aristoteles und der ihnen ebenbürtigen Männer finden würden. Aber das vorliegende Werk erfüllt nicht nur die Erwartungen, die man nach Grote's früheren Leistungen hegen durfte; es enthüllt neue Geisteskräfte; wäre es nicht geschrieben worden, so hätten weitere Kreise niemals durch eigene Anschauung den ganzen Umfang seiner Fähigkeiten und Begabung ermessen gelernt. Obwohl ein mit der Philosophie vertrauter Geist leicht wahrnehmen mochte, daß solch ein Buch wie die Geschichte Griechenlands nur das Werk eines ähnlich geschulten Geistes sein konnte, so bezog sich doch die Belehrung, welche in jenem großen Werk in erster Reihe zu finden war, zumeist auf das bürgerliche und politische Leben; während die Speculationen der griechischen Philosophen, und Plato's vor Allen, sich über das ganze Gebiet des menschlichen Denkens und mensch-

*) Edinburgh Review, April 1866.

licher Wißbegier verbreiten, von der Etymologie bis zur Kosmogonie, und von dem Unterricht in Musik- und Turnschulen bis zu den allgemeinsten Problemen der Metaphysik und Ontologie. Selbst viele von Grote's Bewunderern mögen nicht erwartet haben, daß er sich in den abstractesten metaphysischen Speculationen eben so heimisch zeigen würde wie in der concreten Wirklichkeit politischer Einrichtungen, daß er sich auf dem einen Gebiete mit derselben ungezwungenen Meisterschaft bewegen würde wie auf dem anderen, und daß er neben den lichtvollsten und eingehendsten Erläuterungen der alten Denkweisen reife und wohl erwogene eigene Ansichten vorbringen würde, wobei er eine Beherrschung des ganzen Umfanges der speculativen Philosophie bekundet, welche ihn der kleinen Zahl von hervorragenden Psychologen und Metaphysikern seines Zeitalters würdig anreiht.

Das Werk, von dem wir jetzt berichten, führt, obwohl ein in sich abgeschlossenes Ganzes, die Geschichte der griechischen Philosophie nur bis auf Plato und dessen Zeitgenossen; aber es wird uns eine Fortsetzung versprochen, welche zum mindesten die Zeitgenossen des Aristoteles umfassen soll, wobei wir, nach Analogie mit den Schlußcapiteln des vorliegenden Werkes hoffen dürfen, daß auch eine Beurtheilung der Stoiker und Epikureer nicht fehlen wird. Käme dazu noch eine Zusammenfassung dessen, was uns über die Erneuerung der pythagoräischen Lehren und über die spätere Akademie bekannt ist, so wäre kein Abschnitt der rein griechischen Philosophie in der Darstellung übergangen; denn der Neuplatonismus, dieser Nachwuchs in später Zeit und von geringem inneren Werth, war ein Zwitterproduct der griechischen und der orientalischen Speculation und hat seinen Platz in der Geschichte neben dem Gnosticismus. Seine Berührung mit dem griechischen Geiste hat auf die Verfallsepoche desselben Bezug, gleichwie das Wenige was bei Plato mit ihm verwandt ist, vorwiegend der Zeit des Verfalls in Plato's eigenem Geiste angehört. Wir sind ganz zufrieden damit, daß Grote diesen wenig anziehenden und wenig erquicklichen Abschnitt der Geschichte des menschlichen Geistes aus seinem Plane ausgeschlossen hat; aber die Darstellung des Aristoteles, die wir von ihm erwarten dürfen, wird kaum hinter der Darstellung Plato's an Werth zurückstehen. Zwar ist es die letztere, die uns mehr Noth that; denn Plato bietet für das moderne Verständniß mehr Schwierigkeiten als Aristoteles; unser Wissen vom Meister ist in weit höherem Maße als das vom Schüler nur ein Scheinwissen, dessen wir uns erst entäußern müssen; und endlich ist weit mehr Nutzen aus den Lehren

des späteren Philosophen gezogen worden als aus denen des früheren.

Obwohl die drei Bände von Grote's Werk sich hauptsächlich mit Plato's Schriften beschäftigen, so ist doch auch der Theil, welcher auf Plato keinen unmittelbaren Bezug hat, von großem Werth und Interesse. Die ersten zwei Capitel enthalten einen so vollständigen Bericht, als der Stand unserer Kenntnisse zuläßt, über die Formen der griechischen Philosophie, welche Sokrates vorausgiengen; während die zwei, welche das Werk beschließen, das Wenige erzählen (außer in Betreff Xenophon's ist es nur sehr wenig), was über die anderen Sokratiker und ihre Lehren: die megarische Schule, welche mit Eukleides, die cynische, welche mit Antisthenes, und die cyrenäische oder hedonische, welche mit Aristipp beginnt, bekannt ist. Alle diese Männer standen in persönlichem Verkehr mit Sokrates, und ihre verschieden gearteten und sich durchkreuzenden Gedankenströme kamen nicht aus einer gemeinsamen Quelle, welche er eröffnet hatte; sondern sie sprangen bei der Berührung seines Zauberstabes an verschiedenen Stellen aus dem Felsen hervor; denn was er zu üben vorgab und wirklich übte war dieß, daß er Andere zum Denken anregte, nicht daß er statt ihrer dachte. Von Sokrates selbst wird, obwohl in gewissem Sinne das ganze Buch sich auf ihn bezieht, in diesen Bänden nicht besonders gehandelt, da die in der „Geschichte Griechenlands" enthaltene Schilderung und Beurtheilung desselben als genügend erachtet wird.

Einige Bekanntschaft mit den früheren hellenischen Denkern ist für ein volles Verständniß Plato's nicht zu entbehren. Doch ist unsere Kenntniß derselben unglücklicher Weise eine sehr lückenhafte und vielfach nur indirecte, da von den Autoren selbst nur wenige Bruchstücke durch die Anführungen späterer Schriftsteller erhalten sind. Wir besitzen zwar von einem Jeden das, was seine Anhänger als seine hauptsächlichsten Lehren betrachtet haben; aber wir sind in einiger Verlegenheit, was wir damit beginnen sollen. Diese ersten tastenden Versuche des philosophischen Geistes haben so wenig mit der wissenschaftlichen Denkweise der Neueren gemein, daß der moderne Geist sich ihnen nicht leicht anbequemen kann. Die physikalischen Theorien erscheinen uns so ungereimt, und die metaphysischen so unverständlich, daß einige Anstrengung dazu gehört, um wahrnehmen zu können, wie durchaus naturgemäß sie waren. Wir sind durch vielfache mißglückte Versuche zur unwillkommenen Einsicht gelangt, daß der Mensch nur auf großen Umwegen zum Verständniß der Natur vordringen kann, daß uns die großen Fragen nicht direct, sondern nur durch die Vermittlung

zahlreicher kleinerer Fragen zugänglich sind, welche die Menschen im ersten Eifer der Forschung übersahen und geringschätzten, welche aber allein hinreichend einfach und naheliegend sind, um uns die wirklichen Gesetze und Vorgänge der Natur zu enthüllen, die wir dann als Schlüssel gebrauchen um jene größeren Mysterien zu erschließen, die wir überhaupt zu enträthseln vermögen. Dieses Verfahren, auf welches die menschliche Ungeduld erst spät verfiel und das sie nur langsam üben gelernt hat, ist ein ganz besonders künstliches, und der Geist, welcher dafür geschult ward, ist zum Glück für die Menschheit so völlig davon durchtränkt worden, daß er seine natürliche Verfahrungsweise ganz vergessen hat. Der Naturmensch naturam rei in ipsa re perscrutatur, wie es in Bacon's nachdrücklicher Verdammung heißt. Er kann und will nicht eine regelrechte Belagerung seines Objectes unternehmen, sich ihm durch eine Reihe von dazwischen liegenden Positionen nähern und sich zuerst seiner Außenwerke bemächtigen; er will mit einem Sprunge in die Festung gelangen, und da seiner frischerweckten Wißbegierde keine Untersuchung der Mühe werth erscheint, welche weniger als die Erklärung des ganzen Weltalls verspricht, so stellt er irgend eine wahrscheinlich klingende Muthmaßung auf, die ein paar in die Augen springende Thatsachen erklärt oder zu erklären scheint, und dehnt oder spinnt sie aus zu einer Theorie des Universums. Solche Theorien hat der hellenische Geist in großer Zahl und Mannigfaltigkeit aus sich geboren. Grote hat berichtet, was über sie bekannt ist, und hat durch die Anwendung eines klaren philosophischen Denkens auf die Ergebnisse der eigenen und der deutschen Gelehrsamkeit so viel von ihrer Bedeutung ermittelt, als man füglich zu ermitteln hoffen kann. Es übersteigt selbst seine Kräfte, diese Bedeutung ohne beträchtliche Denkanstrengung verständlich zu machen; denn die Worte, in welche sie gekleidet ist, besitzen keine genau entsprechenden Aequivalente in der modernen Ausdrucksweise, welche dadurch, daß sie sich bestimmteren Fassungen der Probleme und einer gewissen Zahl gesicherter Lösungen anpaßte, viel von jener Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit eingebüßt hat, welcher jene frühzeitigen unsicheren Muthmaßungen zumeist das Maß von Annehmbarkeit, das ihnen zukam, verdankten.

Diese alten Theorien können, wie gesagt, in physikalische und metaphysische unterschieden werden, obwohl die physikalischen die Hilfe der Metaphysik nicht immer entbehren konnten, und die metaphysischen dazu verwendet wurden, physikalische Erscheinungen zu erklären. In den physikalischen Theorien wurden ein oder mehrere Stoffe, mit denen die Erfahrung vertraut war, als das Element

oder als die Elemente angenommen, welche in mannigfachen Umgestaltungen das ganze Weltall zusammensetzen; und alle Erscheinungen der Natur galten als Erzeugnisse der Kräfte, Eigenschaften oder Essenzen dieser Elemente, oder der ihnen innewohnenden verborgenen Gewalten. Thales schrieb diese allumfassende Rolle dem Wasser, Anaximenes der Luft zu, wobei wir uns gegenwärtig halten müssen, daß die Alten viele Dinge „Wasser" oder „Luft" nannten, welche die moderne Physik anders bezeichnet. Empedokles erklärte alle Dinge durch die Mischung und Wechselwirkung von Erde, Wasser, Luft und Feuer. Man nahm in der Regel an, daß diese stofflichen Substanzen der Mitwirkung gewisser abstracter Wesenheiten bedürfen, die das Feuchte und Trockene, das Kalte und Warme, das Weiche und Harte, das Schwere und Leichte u. s. w. genannt wurden, und welche als die unmittelbaren, wenn nicht gar die letzten Ursachen der Entstehung der Erscheinungen galten*). Es wäre ein Irrthum, wenn wir glauben wollten, daß diese und ähnliche Hypothesen wirklich ungereimt waren, ehe noch die spätere Entwicklung der inductiven Forschung dieß nachgewiesen hatte. Eine subtilere Untersuchung der Natur hat seitdem gezeigt, daß die vermeintlichen Elemente nicht wirklich einfache Körper, sondern Verbindungen sind, und daß die verallgemeinerten Eigenschaften, die man irrthümlich als wirkende Ursachen ansah, blos Ergebnisse einer unrichtigen Verallgemeinerung und Abstraction sind — Bacon's notiones temere a rebus abstractae. Aber das war nicht bekannt und konnte es nicht sein zur Zeit als diese Hypothesen aufgestellt wurden. Vorläufig dienten sie als erste Schritte zu jener Vergleichung der Erscheinungen in Bezug auf ihre Aehnlichkeiten und Unterschiede, welche die Vorbereitung für die Entdeckung ihrer Gesetze ist; und die Verwendung dieser Hypothesen zur Erklärung anderer Thatsachen als jener, welche ihre Aufstellung veranlaßt hatten, brachte beständig neue Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in Sicht und bahnte weniger mangelhaften Hypothesen den Weg; die metaphysischen Theorien andererseits, welche ihre Auffassung des Universums nicht auf physikalische Agentien, sondern auf die höchsten und unbestimmtesten Abstractionen gründeten — auf das Eine, das Selbe, das Verschiedene, das Seiende, das Werdende, erscheinen uns nicht so sehr irrthümlich, als inhaltlos; wir finden es schwer, uns vorzustellen, was sich Leute gedacht haben können, die solche

---

*) *Τἀναντία ἀρχαὶ τῶν ὄντων*, „ein Axiom, wie Grote bemerkt (I, 15, Anm.), welches im Geist der griechischen Philosophen einen großen Raum einnimmt."

Dinge als Erklärung für irgend etwas vorbrachten. Unter diesem „wir" sind die Physiker, die Erfahrungsphilosophen, die Schule Bacon's zu verstehen. Die deutschen Transscendentalphilosophen hingegen finden viel mehr Sinn in diesen als in den physikalischen Hypothesen. Denn ihre Ontologie ist wesentlich nur eine Rückkehr zu dieser ersten Stufe der menschlichen Speculation, eine Wiederbelebung derselben Methoden, derselben Fragen und zum guten Theil derselben Antworten, manchmal unter einem oberflächlichen Firniß moderner inductiver Philosophie. Hegel bewegt sich unter denselben unbestimmten Abstractionen, wie die frühesten Anfänger im metaphysischen Denken; seine Dialektik erinnert an den Parmenides in Plato's Dialog und seine wesentlichen Lehren sind großentheils eine Wiederholung des Heraklit. Wenn wir bis auf Anaximander, den ersten uns bekannten speculativen Denker nach seinem Landsmann Thales, zurückgehen, so finden wir bereits die Grundbegriffe des Transscendentalismus vor. „Er legte seiner Hypothese, sagt Grote*), eine Substanz zu Grunde, welche er das Unendliche oder das Unbestimmte nannte. Unter diesem Namen verstand er den Körper schlechtweg, ohne irgend welche positive oder bestimmte Eigenschaften, doch so daß ihm die fundamentalen Gegensätze von Heiß und Kalt, Feucht und Trocken u. s. w. in potentiellem oder latentem Zustande innewohnen, ferner mit einem Vermögen, sich selbst zu verändern und selbst zu entwickeln, begabt, und überdieß unsterblich und unzerstörbar. Durch diese ihm innewohnende Kraft und durch die Entfaltung von einer oder mehreren dieser schlummernden gegensätzlichen Eigenschaften sollten die verschiedenen bestimmten Substanzen der Natur: Luft, Wasser, Feuer u. s. w. erzeugt werden." Hier haben wir den fundamentalen Gegensatz der Transscendentalphilosophen, Materie und Form, vor uns, während die Vorstellung eines abstracten eigenschaftslosen Körpers, der aber mit dem Vermögen begabt ist, solche aus sich selbst durch eine eingeborene Kraft zu entwickeln, das transscendentale Noumenon ist, im Gegensatz zum Phaenomen. Das Ens des Parmenides hingegen, das Seiende im Allgemeinen, „welches immer ist und eigentlich weder vergangen noch zukünftig genannt werden kann", welches nicht „in Wirklichkeit entsteht und vergeht, sondern nur in unserem Glauben oder mit Bezug auf unsere Wahrnehmung", „welches wesentlich Eines ist und nicht getheilt werden kann"**), was ist

---

*) Grote, I, 5.
**) ebend., 22.

es anderes, als (wie Grote bemerkt) das Absolute der modernen Ontologen? Nur eines hat es vor demselben voraus; die Eleaten nämlich ließen diesem Absoluten eine der Erkenntniß des Menschen zugängliche Eigenschaft, die Ausdehnung, während die Transscendentalisten selbst diese leugnen und dennoch (wenigstens einige unter ihnen) behaupten, daß es erkennbar sei. Sogar der beinahe asiatische Mysticismus der pythagoräischen Zahlenlehre hat, wie Grote darthut*), sein genaues Gegenstück in der deutschen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn Zahlen, rein abstracte Eigenschaften der Dinge, für wirklich existirende Dinge gehalten werden, kommt man bald dahin, ihnen wirkende Kräfte zuzuschreiben und sie haben so gute Aussicht wie nur irgend etwas, einen Philosophen zu finden, der sie zur herrschenden Macht des Weltalls erhebt.

Diese beiden Adern der Speculation, die physikalische wie die metaphysische, wurden zeitweilig durch die neue Richtung, welche Sokrates dem philosophischen Geiste gab, in den Schatten gestellt, aber nur zeitweilig, denn das anspruchsvolle Streben nach einer Theorie des Weltalls taucht in den späteren Werken seines größten Schülers, Plato, von neuem in seiner am meisten metaphysischen Gestalt auf. Die im höchsten Maß originelle Geistesart des Sokrates zeigte sich hauptsächlich durch seine Methode. Doch stammte sein mächtigstes Werkzeug zum Theil von einem Schüler des Parmenides, Zeno von Elea, her, „welcher**) auf die Autorität des Aristoteles hin als der Erfinder der Dialektik gilt, das heißt als die erste Person, von deren Geschicklichkeit in der Kunst des Kreuz- und Quer-Verhörs und des Widerlegens bemerkenswerthe Beispiele aufbewahrt wurden". Die Stärke Zeno's bestand darin, die Schwierigkeiten und Einwendungen, denen eine Theorie unterliegt, auffällig zu machen, aber nicht (nach der Weise der Modernen) durch die Auffindung von Thatsachen, die mit ihr unvereinbar sind, sondern mehr dadurch, daß er ihre Consequenzen zog und auf logische Widersprüche hinwies, — eine Art zu argumentiren, die er besonders gegen Solche in Anwendung brachte, welche die Lehre seines Meisters vom absoluten und untheilbaren Einen bestritten und mit Heraklit behaupteten, daß das All nicht Eines sondern Vieles sei. Die berühmten Paradoxien, durch welche Zeno's Name hauptsächlich bekannt ist, seine Argumente gegen die Realität der

---

*) Grote, I, 10, Anmerkung.
**) ebend., 96.

Bewegung, betrachtet Grote*) weder als skeptische Trug-, noch als logische Vexirschlüsse, sondern als ernstgemeinte Argumente, welche nicht die Bewegung als eine Thatsache der Erscheinungswelt bestreiten, sondern ihren relativen Charakter als Zustand unseres Bewußtseins hervorheben sollen, so daß es unmöglich wird, dieselbe in einem wahren und widerspruchsfreien Sinn vom Ens Unum oder Absoluten auszusagen, welches die Lehre des Parmenides für unbeweglich erklärte. Wie immer sich das verhalten mag, diese Argumente entsprachen ganz der Befähigung Zeno's für das was Grote mit einem glücklichen Wort den negativen oder abwehrenden Arm der Philosophie nennt, denjenigen Theil derselben, welcher die Wahrheit von Theorien durch die Schwierigkeiten, denen sie begegnen müssen, prüft; und wenn er oft Schwierigkeiten der Sprache für sachliche ansah, so war das zu Anfang unvermeidlich; und Plato that oft dasselbe.

Es blieb Sokrates und Plato, welcher, sei es als Erläuterer, sei es als Fortsetzer von Sokrates' Werk, von diesem niemals getrennt werden kann, vorbehalten, diesen abwehrenden Arm der Philosophie mit einer seither nicht übertroffenen Vollkommenheit auszurüsten, und ihm sein größtes, anziehendstes und unentbehrlichstes Arbeitsfeld anzuweisen, nämlich die Allgemeinheiten, welche sich auf das Leben und die Lebensführung beziehen. Diesen großen Männern entstammt der Gedanke, daß, wie jedes andere Gebiet des praktischen Lebens, so auch Moral und Politik Gegenstände der Wissenschaft sind, welche nur nach angestrengtem Studium und einer besonderen Schulung verstanden werden können; zu welcher Schulung es unerläßlich ist, sich die Gewohnheit anzueignen, nicht nur das in Betracht zu ziehen, was zu Gunsten einer Ansicht, sondern auch, was gegen sie gesagt werden kann, — die Gewohnheit, Meinungen zu prüfen und sie nicht eher anzunehmen als bis sie sich gegen jeden logischen noch mehr als gegen jeden praktischen Einwand siegreich erwiesen haben. Diese zwei Grundsätze: die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Grundlage und Methode für Ethik und Politik, und einer strengen, abwehrenden Dialektik, als eines Bestandtheils jener Methode, sind die bedeutsamsten unter den vielen Lehren, die man von Plato empfangen kann; und gerade weil der moderne Geist diese beiden Lehren, zumal die letztere, meistentheils vernachlässigt hat, rechnen wir die Schriften Plato's zu den kostbarsten intellectuellen Schätzen, welche uns das Alterthum vermacht hat. Grote ist derselben Ansicht, und er hat durch das uns vorliegende

*) Grote, I, 103, 104.

Werk Allen einen unschätzbaren Dienst erwiesen, indem er denen, welche das Original zu lesen vermögen, dieses Studium erleichtert, und denen, welche dieß nicht können, dessen Resultate zugänglich gemacht hat.

Er erzählt zunächst Plato's Leben, soweit es nach den vorhandenen Quellen dargestellt werden kann; dann handelt er von der Aechtheit der platonischen Schriften und anerkennt, nach einer Vergleichung und Abwägung des Beweismateriales, welche sich jeder derartigen Erörterung in seinem Geschichtswerke an die Seite stellen kann, als Werke Plato's die ganze Liste, welche die alexandrinischen Kritiker aufgestellt und alle Gelehrten angenommen hatten, bis sie in diesem Jahrhundert von deutschen Herausgebern und Erklärern in Zweifel gezogen wurde. Ein weiteres Capitel ist einer übersichtlichen Betrachtung von Plato's Schriften gewidmet, und der Rest des Werkes enthält (von den Schlußcapiteln über die anderen Sokratiker abgesehen) die eingehende Zergliederung und Würdigung jedes einzelnen Dialoges. Diese Zergliederung umfaßt folgende Punkte, die aber in Wirklichkeit bei weitem nicht so strenge auseinander gehalten sind, als es in unserer Aufzählung der Fall sein muß. Zuerst, einen vollständigen Auszug des Dialoges, in dem kein Gedanke und keine wichtige Entwicklung übergangen ist. Darauf, eine Beleuchtung der Aufschlüsse, welche der Dialog über Plato's Lehren oder Methode giebt, und des Einflusses, welchen er auf des Autors allgemeines Urtheil über Plato und seine Schriften ausgeübt hat. Endlich werden die Gedanken, welche im Mittelpunkte des einzelnen Dialoges stehen oder in seinem Verlaufe berührt werden, von dem Zusammenhange losgelöst, und einer, mitunter sehr ausführlichen, kritischen Prüfung vom Standpunkt Plato's sowohl als vom Standpunkte des Verfassers unterzogen; und, wenn das Urtheil ungünstig ausfällt, erfahren wir des Autors eigene Ansichten über dieselben Fragen und deren Begründung. Auf solche Weise wird das Buch zu einem wahren Schatzhaus lehrreicher Erörterungen über die wichtigsten Fragen der Philosophie, der speculativen wie der praktischen, während es gleichzeitig eine erschöpfende Darstellung Plato's enthält. Wir werden mit Plato selbst bekannt, nicht mit den Gedanken irgend eines Anderen über Plato, und wir brauchen, außer den Auszügen, deren Verläßlichkeit eine vollkommene ist, nichts anderes auf Treu' und Glauben hinzunehmen. Zwar geht uns Plato's dramatische Gewalt, seine feine Ironie und der Zauber seines Styls verloren, dessen Wiedergabe — wenn man überhaupt hoffen könnte, dieß zu erreichen — die Aufgabe eines Uebersetzers, nicht eines Erklärers wäre; aber alle Gedanken Plato's finden wir wieder genau wie

und genau wo sie in den platonischen Schriften erscheinen. Die Behandlung eines jeden Dialoges ist so gewissermaßen ein in sich abgeschlossenes Ganze. Eine solche Darstellung bringt nothwendig viele Wiederholungen mit sich, da jedesmal, wenn dieselbe Idee oder Eigenthümlichkeit Plato's in einem anderen Dialoge wiederkehrt, sie zu einer ganz ähnlichen Reihe von Bemerkungen Anlaß giebt. Auch haben manche Kritiker vom formellen Standpunkt aus diese Wiederholungen als Zeichen einer ungeschickten Anordnung des Stoffes getadelt; aber das heißt die Absicht des Autors verkennen. Er setzt sich nicht etwa aus Nachlässigkeit oder Unbeholfenheit diesem Vorwurf aus; er verachtet ihn und fordert ihn heraus. Denn was bei einer Schilderung Plato's, welche sich an die Einbildungskraft der Leser wendete, eine Unvollkommenheit wäre, das wird zu einem Vorzug bei einem Buche, welches dazu bestimmt ist, das eingehende Studium des Philosophen zu erleichtern oder zu ersetzen. Grote wollte den Leser in den Stand setzen, sich ein eigenes Urtheil über Plato zu bilden, wollte ihn in jedem Capitel eben das finden lassen, was er im entsprechenden Dialog gefunden hätte, nebst all dem, was zu dessen Verständniß und zur Beurtheilung seines Werthes nothwendig ist. Seine eigenen Ansichten über Plato und die von Plato behandelten Fragen kommen oft zur Sprache, weil jeder Dialog neuen Stoff dafür bietet. Es stand ihm allerdings frei, die Wiederholungen durch Verweisungen auf andere Abschnitte zu ersetzen, und wenn sein literarischer Ruhm ihm höher stünde als sein Gegenstand, so hätte er diesen Weg eingeschlagen. Aber der Leser, welcher Belehrung sucht, zieht es im Allgemeinen vor, daß die Dinge, an welche er erinnert werden muß, in einer der besonderen Gelegenheit angemessenen Form und Sprache wiederholt werden, als daß er genöthigt wird, sie in einem anderen Abschnitt zu suchen, wo sie in einen ganz verschiedenen Zusammenhang eingefügt sind. Selbst vom künstlerischen Gesichtspunkt aus wäre es allzu engherzig, das verwerfen zu wollen, was durch die Häufung von kleinen Zügen seine Wirkung übt. Auch mußte Grote, dessen Meinungen vielfach vom Herkömmlichen abweichen, darauf bedacht sein, von der Wucht seines Beweismaterials eine einigermaßen angemessene Vorstellung zu geben. Alle diejenigen, welche es ermüdend finden, daß diese Beweisgründe gelegentlich, wo sie eben vorkommen, verwerthet werden, hätten weit mehr Grund zu klagen, wenn dieselben abgesammelt und auf einen Haufen zusammengetragen wären; in welchem Falle wir vermuthen dürfen, daß wenige von ihnen sich die Mühe genommen hätten, sie auch nur anzusehen.

Wahrlich, es giebt — wenn überhaupt welche — nur wenige alte Autoren, über deren Gesinnungen und Tendenzen so viele nachweisbar falsche Meinungen im Umlaufe sind wie über Plato; und es giebt vielleicht keinen Schriftsteller, ihm an Werth vergleichbar und von dem so viele Schriften auf uns gekommen sind, der uns über seine Meinungen so oft in einem nicht aufzuhellenden Dunkel ließe. Seine Werke sind — mit Ausnahme einiger Briefe, welche (wenn wir mit Grote ihre Aechtheit annehmen wollen) in späten Jahren geschrieben wurden und mehr biographisches als philosophisches Interesse besitzen — ausschließlich in der Form von Dialogen abgefaßt, und nie ist er selbst einer der Unterredner. Keine der darin enthaltenen Ansichten wird als die seinige oder in irgend welcher Verknüpfung mit seiner Person vorgebracht. Es giebt zwar beinahe in jedem Dialog eine Hauptperson, welche im Belehren oder im Widerlegen den Preis davonträgt; aber dieser Hauptredner ist in der großen Mehrzahl der Fälle nicht eine erdichtete oder unbekannte Person, die nur als das Sprachrohr des Autors gelten könnte, sondern ein Philosoph von scharf ausgeprägter geistiger Eigenart, welchem Plato selbst die tiefste Ehrfurcht zollt. Es entsteht die Frage: inwieweit sind die Ansichten, welche dem Sokrates in den Mund gelegt werden, jene des wirklichen Sokrates oder des in seinem Namen redenden Plato? und wenn das Erstere der Fall ist, wollte Plato zu verstehen geben, daß er sie als seine eigenen annehme? Andererseits beherrscht Sokrates zwar in der Mehrzahl der Fälle die Discussion, aber doch nicht in allen. In einem Dialog, im Parmenides, nimmt er am Gespräche nur Antheil, um von diesem philosophischen Veteranen eine schlagende Widerlegung zu erfahren; im „Sophisten" und im „Staatsmann" ist er ein bloßer Zuhörer, während der sonst von ihm ausgefüllte Platz von einem ungenannten Fremden aus Elea eingenommen wird, obwohl diese beiden Dialoge ausgesprochener Maßen Fortsetzungen des Theaetet sind, in dem Sokrates die Hauptrolle spielt. Im Timaeus und im Kritias wieder sind die beiden Personen, nach denen die Dialoge genannt sind, die Spender der Belehrung und Sokrates nur ein zustimmender, bewundernder Zuhörer. In den „Gesetzen" und in der Epinomis erscheint er überhaupt nicht. Diese Verschiedenheiten müssen irgend einen Grund haben, aber derselbe ist weder aus den Dialogen selbst ersichtlich, noch durch äußere Zeugnisse bekannt. All das würde wenig zu bedeuten haben, wenn in den Dialogen ein zusammenhängendes System von Meinungen zu erkennen wäre, das immer festgehalten würde und stets siegreich bliebe. Aber das ist so

wenig der Fall, daß vielmehr ein großer Theil der Dialoge nur ein negatives Ergebniß liefert, indem viele Meinungen der Reihe nach geprüft und verworfen werden, und die Frage schließlich ungelöst bleibt. Wenn in einem Dialog eine Meinung siegreich zu sein scheint, so ist es doch fast jedesmal der Fall, daß sie in einem anderen widerlegt wird, oder daß doch ihr anhaftende Schwierigkeiten zu Tage kommen, die zwar häufig übergangen, aber niemals gelöst werden. Einige alte Kritiker kamen in Folge davon auf den Gedanken, daß Plato sich für keine bestimmte Meinung entschieden hätte, wie dieß auch sein Meister von sich zu sagen pflegte; eine Vermuthung, für welche sich zwar, so lange wir eine gewisse Reihe von Dialogen in's Auge fassen, viel Scheinbares vorbringen läßt, welche aber mit dem Geiste anderer Gespräche ganz und gar unvereinbar ist. Außerdem muß man annehmen, daß ein Philosoph, welcher beinahe vierzig Jahre lang für zahlreiche Zuhörer in öffentlicher Schule lehrte, ihnen etwas Positives zu geben hatte, denn mit bloßem Verneinen und Widerlegen ruft man zwar Nachahmer hervor, aber man erzieht keine Schüler.

Zu diesen mannigfaltigen Räthselfragen fügen die deutschen Kritiker und Herausgeber noch eine andere hinzu, die Frage nämlich, welche unter den Plato zugeschriebenen Schriften wirklich von ihm herrühren. Sie wälzen von ihrem Autor die Verantwortlichkeit für einander widersprechende Ansichten ab, indem sie viele Dialoge aus dem Grunde für unächt erklären, weil ihr Inhalt mit dem Inhalt irgend eines anderen Dialoges, oder mit den Ansichten, welche der Kritiker dem Philosophen zuschreiben zu müssen glaubt, unvereinbar ist; oder auch nur auf Grund des geringeren künstlerischen Werthes; denn einzig und allein von Plato unter allen Schriftstellern oder Künstlern scheint man anzunehmen, daß er kein Werk hervorgebracht haben kann, das nicht seinen vollkommensten Erzeugnissen ebenbürtig ist. Ueber diese Kritiker gewinnt Grote einen entscheidenden Sieg, indem er die überwältigende Kraft der äußeren Zeugnisse in's Feld führt, wobei er nachweist, daß die auf inneren Gründen beruhenden Verwerfungen einen idealen Plato voraussetzen, welcher blos in der Einbildung des Kritikers besteht, und indem er ferner darthut, daß die in den verworfenen Dialogen vorfindlichen vermeintlichen Merkmale der Unächtheit sich ebenso in denjenigen finden, welche niemand als unächt verwirft oder verwerfen kann, da sie selbst den Maßstab bilden, mit dem die anderen gemessen und auf Grund dessen sie verworfen werden. Wären wir nun gleichwie über die Aechtheit der platonischen Schriften, so auch über die Reihenfolge ihrer Abfassung in verläßlicher Weise unterrichtet,

so würden wir vielleicht finden, daß ihre Discrepanzen verschiedenen Entwicklungsstufen seines eigenen Geistes entsprechen. Aber wir besitzen über diesen Gegenstand nichts als Vermuthungen, von denen jede selbst erst auf einer Annahme über eben den Gegenstand, den sie erklären soll, beruht. Die unvollkommene Art und Weise der Bekanntmachung der alten Schriften bei ihrem Erscheinen, die hauptsächlich darin bestand, daß der Autor oder irgend Einer, dem er eine Abschrift zu nehmen erlaubt hatte, sie laut vorlas, macht es unmöglich, die zeitliche Aufeinanderfolge der Werke eines Schriftstellers, wenn sie irgend zahlreich sind, zu bestimmen. Mehrere Dialoge lassen durch ihre Anspielungen auf historische Ereignisse einen Zeitpunkt erschließen, welcher, wie man annimmt, der Zeit ihres Erscheinens vorherging; aber selbst diese Annahme ist unsicher, da, wie wir von Dionysius erfahren, Plato seine Schriften bis an sein Lebensende gefeilt und verbessert hat. Wenn ein Dialog sich als die Fortsetzung eines anderen ankündigt, so wurde er wahrscheinlich, obwohl auch nicht sicher, später als dieser abgefaßt. Es besteht die Vermuthung, daß die Dialoge, welche blos eine Untersuchung enthalten, aus früherer Zeit stammen, als diejenigen, welche eine bestimmte Lehre darlegen und einschärfen; obwohl, wie einer der besten deutschen Plato-Kritiker bemerkt*), auch dieß mit einer Einschränkung verstanden werden muß, da ja Plato untersuchende Dialoge auch dann noch verfaßt haben kann, nachdem er mit den didaktischen begonnen hatte. Endlich sprechen noch directe Zeugnisse im Verein mit innerer Wahrscheinlichkeit dafür, daß man die „Gesetze" nach der Republik und an das Ende von Plato's Laufbahn zu stellen hat. Das ist fast Alles, was wir aus den Werken selbst für die Feststellung der Reihenfolge, in der sie abgefaßt wurden, entnehmen können; doch liefert uns Aristoteles noch einen kostbaren, wenngleich nicht sehr weitreichenden Aufschluß in Betreff einiger metaphysischer Lehren, welche Plato in seiner letzten Zeit vortrug und welche zwar von denen, die wir aus den Dialogen kennen, erheblich abweichen, aber zu denen doch der Gedankengang einiger unter ihnen hinzuleiten scheint. Wir können deshalb eben diesen Dialogen die letzten Stellen unter seinen Schriften anweisen, und zwar in der Ordnung, in welcher sie sich seinen spätesten Lehren nähern. Wenn wir diesem Anhaltspunkte, welcher mit anderen inneren Merkmalen gut übereinstimmt, folgen, erhalten wir als die letzten Glieder der Reihe: Republik, Timaeus (mit seinem unvollendeten Anhang Kritias),

*) Ueberweg. S. Grote, I, 184.

die „Gesetze" mit ihrer Ergänzung Epinomis (die Republik wahrscheinlich durch einen ansehnlichen Zeitraum von den letzten beiden getrennt) und den Philebus, den wir für später halten als die Republik; vielleicht ist sein Platz irgendwo zwischen den erwähnten Schriften.

Bei so spärlichen directen Kenntnissen von Plato's Gesinnung und Tendenzen war der Willkür, mit der seine Leser und Bewunderer aus dem allgemeinen Ton seiner Schriften Theorien ableiteten, keine Schranke gesetzt. Vieles kann ohne Zweifel daraus abgeleitet werden, aber es gehört mehr dazu als blos eine Kenntniß Plato's, um zu entscheiden, was. Große Männer und große Schriftsteller überleben die Ideen und die meisten Denkmäler ihrer Zeit und gelangen auf die Nachwelt losgelöst von dem Element, in dem sie lebten und ohne dessen Berücksichtigung wir ihre Gedanken nicht richtig verstehen können. Das ist ganz besonders bei großen Reformatoren der Fall. Wie würden wir die Aussprüche eines Luther, Fichte, Bentham, Voltaire, Rousseau, Fourier, Owen — dürfen wir hinzufügen, eines Carlyle? — beständig mißverstehen, wenn wir von ihrem Zeitalter und von den Menschen und Dingen, die sie angriffen, nichts weiter wüßten, als was sie uns selbst erzählen! Männer, die mit der Gesammtheit ihrer Zeitgenossen in offenem Kampfe liegen, machen jene Unterscheidungen nicht, welche die Nachwelt zu machen verpflichtet ist; und ihre allumfassenden Anklagen, lassen, eben weil sie von ihnen kommen, nicht dieselben Schlüsse zu, die man aus derartigen Behauptungen von Seiten anderer Männer ziehen könnte, die ihnen vielleicht an Bedeutung weit untergeordnet sind, die aber nicht so weit von der übrigen Welt abstehen, daß sich ihnen alle Unterschiede der Entfernung verwischen. Diese Vorsicht ist im Falle Plato's gänzlich vernachlässigt worden, und doch war sie bei keinem der großen Denker und Schriftsteller, von denen wir Kunde haben, mehr von Nöthen. Wenn Plato von seinen Landsleuten oder von einer Classe oder einem Stande unter ihnen harte Dinge sagt, so beurtheilt er sie nach ihrer Entfernung von seinem Standpunkt, welcher ohne Zweifel in vielen Hinsichten (wenngleich durchaus nicht in allen) dem ihrigen überlegen war; aber es war dieß ein Standpunkt, den er selbst als einen neuen und originellen bezeichnete, und der von dem Standpunkt des modernen Europäers oder Engländers gewiß ebensoweit abstand, als vom atheniſchen. Und doch werden die Anklagen, die er von seinem eigenen Standpunkt aus gegen sie schleudert, von uns beinahe so aufgefaßt, als ob sie von dem unserigen kämen, und wir bilden uns ein, daß ihr Leben und

ihre Gesinnungen uns ebenso tadelnswerth und verächtlich erscheinen würden, wenn wir eine eingehende Kenntniß von ihnen hätten, als sie Plato erschienen; während wir sie im Gegentheil, mit ein paar oberflächlichen Unterschieden, den unsrigen sehr ähnlich finden dürften. Und es ist völlig gewiß, daß Plato, wenn er heute in's Leben wiederkehrte, eben so voll von Verachtung gegen unsere Staatsmänner, Anwälte, Geistlichen, öffentlichen Lehrer und Schriftsteller (wie gegen alle Anderen unter uns, die auf geistige Ueberlegenheit Anspruch machen) sein würde, als er gegen die entsprechenden Classen in Athen war. Und diese würden ihrerseits von ihm nicht viel anders denken als von sonstigen Freidenkern, Socialisten und schwärmerischen Weltverbesserern.

Die allgemein verbreitete Ansicht über Plato lautet etwa wie folgt: die Athener und die übrigen Griechen waren in tiefen sittlichen Verfall durch eine Reihe von Betrügern gestürzt worden, welche Sophisten hießen, Männer, die sich ein allumfassendes Wissen zuschrieben und einfache Leute zu verwirren verstanden, indem sie dieselben in ein Netz von Worten verstrickten, die reiche Jünglinge verdarben, indem sie alle moralischen Unterschiede leugneten und sie die Kunst lehrten, eine Volksversammlung irre zu führen. Das Leben und die Wirksamkeit von Sokrates und Plato hatte zum Hauptzweck, den Lehren und dem Einflusse dieser Männer entgegenzuarbeiten; sie widmeten sich der Aufgabe, die Sache der Tugend gegen unmoralische Spitzfindigkeiten in Schutz zu nehmen, aber sie kamen zu spät, das Uebel hatte bereits zu sehr um sich gegriffen, und die letzte Folge der von den Sophisten hervorgerufenen Verderbniß war der Untergang Griechenlands. In der eigentlichen Philosophie, meint man, seien Plato's Speculationen von ähnlichen Tendenzen geleitet worden. Er war der Gründer und das Haupt der idealistischen oder spiritualistischen Schule, im Gegensatz zur materialistischen oder sensualistischen, welche durch den Einfluß der Sophisten die allgemein herrschende geworden sein soll; und er war der Vertheidiger des intuitiven oder aprioristischen Charakters der moralischen Wahrheit, im Gegensatz zu der von den meisten Plato-Kritikern als gemein und herabwürdigend angesehenen Nützlichkeitslehre.

Die Leser von Grote's Geschichte Griechenlands kennen die schwer wiegenden Argumente, welche dort gegen diese landläufige Ansicht in's Feld geführt wurden. Grote glaubt nicht, daß die angebliche sittliche Entartung eine Thatsache war, und er leugnet entschieden, daß die Sophisten Schuld daran waren, oder daß die mit diesem Namen bezeichneten Personen irgend welche Lehren,

geschweige denn die ihnen zugeschriebenen unsittlichen, mit einander gemein hatten. Er behauptet, es sei keineswegs erwiesen, daß irgend einer von ihnen die angeführten Meinungen gelehrt hat, und es sei vollständig erweisbar, daß einige darunter das Gegentheil lehrten; er behauptet, daß die Sophisten keine Secte sondern die Gesammtheit der Lehrer von Beruf waren, und daß die von ihnen vorgetragenen Vorschriften der Moral und der Klugheit, wie das überall bei den berufsmäßigen Lehrern als Classe der Fall ist, die allgemein geltenden und als rechtgläubig anerkannten Lehren ihres Landes waren; daß Plato's Kampf eben gegen diese gangbaren Ansichten gerichtet war, und daß daher seine Gegnerschaft gegen die Sophisten stammt; und daß endlich sein Zeugniß gegen sie, wäre es selbst weit belastender als es ist, uns so lange nichts gelten kann, als wir nicht, gleich ihm, unsere Verdammung auf das Verhalten der Menschheit im Allgemeinen ausdehnen wollen. Diese Ansichten Grote's, von deren buchstäblicher Wahrheit wir überzeugt sind, erfahren durch seine Prüfung der platonischen Schriften eine immer neue Bekräftigung; ja wir halten es für möglich, seine Beweisführung noch zu verstärken, indem wir nachweisen, daß Plato's eigene Schilderung der Sophisten der gegen dieselben auf Plato's Autorität hin erhobenen Anklage widerspricht.

Zunächst, wer waren die Sophisten? Im weiteren Sinne des Wortes war es eine allgemeine Bezeichnung für Männer, welche sich mit philosophischen Speculationen abgaben. Alle die älteren Philosophen, deren Theorien in Grote's ersten zwei Capiteln dargestellt werden, wurden im gewöhnlichen Sprachgebrauch Sophisten genannt, besonders dann, wenn sie, wie es wahrscheinlich bei ihnen allen der Fall war, mündlich lehrten und sich für ihren Unterricht bezahlen ließen. Boeckh sagt vom berühmten Mathematiker Eudoxos, einem von Plato's Zeitgenossen: „dort lebte er als Sophist, das heißt, er lehrte und hielt Vorträge*).“ Gegen diese Männer als Gesammtheit wird keine Anklage vorgebracht; auch zeigt Plato keine Feindseligkeit gegen sie. Aber die eigentlich so genannten Sophisten waren Männer, welche über menschliche, im Unterschiede zu kosmischen Problemen forschten, welche aus dem Unterricht in der bürgerlichen Weisheit einen Beruf machten, und junge Männer in solchen Kenntnissen ausbildeten, welche eine Ausrüstung für das sociale oder politische Leben bildeten. Als ein Mann, dessen ganzes Leben der Erforschung dieser Gegenstände gewidmet war, wurde auch Sokrates, sowohl während seines Lebens, als

*) Grote, I, 123, Anmerkung.

nach seinem Tode, zu den Sophisten gezählt. Aeschines nennt ihn so in seiner Rede gegen Timarchos. Isokrates, der in einer Rede des Demosthenes*) selbst ein Sophist heißt, deutet in unverkennbarer Weise auf Plato als einen Sophisten hin**). Ein Sophist mit Namen Mikkos erscheint im platonischen Dialog Lysis als Begleiter und Lobredner (ἐπαινέτης) des Sokrates. Die hervorragendsten Sophisten aber, welche Zeitgenossen des Sokrates waren, die vermeintlichen Häupter jener unmoralischen und verderblichen Lehrer, gegen welche er angekämpft haben soll, waren Protagoras, Prodikos und Hippias. Sie kommen alle drei in dem großen und vielseitigen Werke Plato's vor, welches den Namen Protagoras trägt, und werden auch in anderen Dialogen oftmals namentlich erwähnt; ja mit Hippias allein beschäftigen sich zwei Dialoge. Während sich nun in diesen Schriften die deutliche Absicht Plato's kundgiebt, den Ruhm dieser Männer zu verkleinern und sie der Unwissenheit in den Dingen zu zeihen, welche sie zu lehren sich erboten, wird ihnen doch nie ein Gedanke oder eine Gesinnung von irgend unsittlicher Tendenz zugeschrieben, hingegen oftmals ernste und eindrucksvolle Ermahnungen zur Tugend.

Dem Protagoras insbesondere wird eine Rede über die sittlichen Tugenden in den Mund gelegt, welche Grote***) mit Recht für „eine der schönsten Stellen in Plato's Schriften" hält. Sie wird durch einen Zweifel veranlaßt, welchen Sokrates, ernsthaft oder ironisch, in Betreff der Lehrbarkeit der Tugend äußert, und zwar deswegen, weil es nicht wie für andere Dinge, so auch für die Tugend anerkannte Lehrer gebe. Diese Thatsache räumt Protagoras ein und sagt: der Grund, warum es keine besonderen Lehrer der Tugend giebt, ist, daß alle Menschen sie lehren. Geschicklichkeit in einer besonderen Kunst oder einem besonderen Handwerk brauchen nur Wenige zu besitzen zum Besten Aller; aber sociale und bürgerliche Tugend, die in Gerechtigkeit und Selbstbeschränkung besteht, ist bei Jedermann unerläßlich; und da die Wohlfahrt eines Jeden das Vorhandensein dieser Tugend bei den Anderen gebieterisch fordert, so schärft sie ein Jeder allen Uebrigen ein. Es folgt darauf eine ebenso beredte als ächt philosophische Auseinandersetzung†) über „die Entwicklung und Verbreitung des Gemeingefühls, — der Allen gemeinsamen, fest-

*) Contra Lacritum. Grote, III, 178, Anmerkung.
**) In seiner oratio ad Philippum. S. Grote, III, 462.
***) Grote, II, 45.
†) ebend.

gewurzelten, sittlichen und gesellschaftlichen Gesinnung in einem Gemeinwesen; eine Gesinnung, welche weder zu Anfang von einem künstlerischen oder wissenschaftlichen Gesetzgeber vorgeschrieben, noch in einer besonderen, von der übrigen Gemeinschaft getrennten, Classe oder Gilde verkörpert, noch durch förmliche berufsmäßige Lehrer eingeschärft, noch durch logische Zergliederung geprüft, noch durch Vergleichung mit einem objectiven Maßstab bewahrheitet worden ist; sondern welche von selbst erwachsen ist und sich selbst behauptet, und welche geprägt, vervielfältigt und im Umlauf erhalten wird durch die verabredungslose Verschwörung der Gesammtheit — durch die allgegenwärtige Wirksamkeit des Königs Nomos*) und seiner zahlreichen Parteigänger". Diesen gebräuchlichen Maßstab der Tugend nimmt auch Protagoras in vollem Umfang an. Er hält es**) „für ausgemacht, daß Gerechtigkeit, Tugend, Gut und Böse u. s. w. bekannte, genau definirte, unbestreitbare Dinge sind, welche gründlich verstanden und von Allen gleich gedeutet werden". Er erhebt nicht den Anspruch, die allgemeine Meinung zu verbessern, sondern er***) „lehrt in seinen beredten Darstellungen und Erläuterungen dieselbe öffentliche und private Moral, welche jeder Andere lehrt; nur kann er einigermaßen wirksamer lehren als diese", und†) „worin er die große Masse zu überbieten behauptet, darin überbietet er sie wirklich". Sokrates aber (oder Plato unter seinem Namen) nimmt diesen gebräuchlichen Maßstab der Tugend nicht an, betrachtet Gerechtigkeit, Tugend, Gut und Böse nicht als Dinge, die wohl verstanden werden, sondern als solche deren Wesen und deren Wortverstand erst zu erforschen ist, und wird natürlich in diesem Punkte mit Protagoras handgemein; indem er nun das ganze Kreuzfeuer der sokratischen Methode auf ihn wirken läßt, überführt er ihn der Unfähigkeit, eine Definition oder Theorie dieser Dinge zu geben, welche Unfähigkeit in der Redeweise Plato's so ausgedrückt wird, daß er nicht wisse, was diese

*) *Νόμος ὁ πάντων βασιλεύς*, ein Wort des Pindar, welches von Herodot (wie auch von Plato selbst, im Gorgias) citirt, und von Grote bei vielen Anlässen überaus glücklich angewendet wird. Grote sagt (I, 252): „Man muß sich die weite Bedeutung des Wortes *Νόμος*, wie es von Pindar und Herodot gebraucht wurde, vor Augen halten. Dieselbe umfaßt positive Moralvorschriften, religiöse Ceremonien, geheiligte Gebräuche und locale Neigungen oder Abneigungen." *Νόμος*, so verstanden, schließt alles ein, was durch Gesetz, Sitte oder die allgemeine Gefühlsweise anbefohlen und alles was im Verlaß auf diese freiwillig anerkannt wird.

**) Grote, II, 47.

***) ebend., 73.

†) ebend., 77.

Dinge sind. Diese Schwäche des Protagoras in der Discussion und das Nichtstandhalten seiner Ansichten einer logischen Prüfung gegenüber werden mit großem Nachdruck gegen den Sophisten geltend gemacht. Aber es ist bemerkenswerth, daß so oft Protagoras bei der Beantwortung der Fragen des Sokrates genöthigt ist, zwischen zwei Meinungen zu wählen, von denen die eine in Wirklichkeit oder dem Anschein nach die sittlichere oder erhabenere ist, er sich nicht nur für die höhere Ansicht entscheidet, sondern auch erklärt, daß keine andere Entscheidung zu seiner Vergangenheit stimmen würde, die (wie er oftmals bemerkt) ihm nichts zuzugeben gestatte, was die Würde oder die Anforderungen der Tugend herabsetzt. Es wird dadurch bewiesen (soweit etwas, was ihm Plato in den Mund legt, überhaupt Beweiskraft haben kann), daß er nicht nur niemals andere als tugendhafte Lehren vortrug, sondern daß er auch in dieser zwiefachen Rücksicht, als Vertreter tugendhafter Doctrinen wie um seines musterhaften und ehrenvollen Lebenswandels willen, einen fest gegründeten Ruf besaß. Endlich ist es Sokrates, welcher in diesem Dialog die „entwürdigende" Lehre des Utilitarianismus verficht — wenigstens jenen Theil desselben, der dessen Widersachern am meisten verhaßt ist, nämlich die Lehre des Hedonismus, welche besagt, daß Lust und Abwesenheit von Schmerz die Endzwecke der Moral sind, im Gegensatz zu Protagoras, dem diese Ansicht widerstrebt. Diese Umkehrung der Rollen, welche die erwähnten Kritiker den beiden Lehrern zugewiesen haben, ist einigen derselben so unbequem, daß sie (um nur Plato nicht eine so „gemeine" Lehre zuschreiben zu müssen) zu der ungereimten Aufstellung ihre Zuflucht nehmen, eines der schönsten Muster von Analyse in Plato's Schriften sei ironisch gemeint, um einen Sophisten lächerlich zu machen, — der doch gar nicht als Vertreter der darin enthaltenen Ansicht dargestellt wird. Fügen wir hinzu, daß Protagoras, obwohl anfangs über seine Widerlegung durch Sokrates verstimmt, doch im besten Einvernehmen von demselben scheidet und ihm am Schlusse des Dialoges verkündet, daß er es zu großer Vollkommenheit in der Weisheit bringen werde.

Dem Prodikos von Keos ist kein Dialog gewidmet, auch finden wir Sokrates niemals damit beschäftigt, seine Ansichten zu widerlegen. Abgesehen von ein paar hauptsächlich auf seine subtilen Wortunterscheidungen zielenden Strichen heiterer Spottlust, die sich zumeist im Protagoras finden, und deren Absicht weniger die Herabsetzung des Prodikos, als die Steigerung des dramatischen Interesses des so hochdramatischen Dialoges sein dürfte, und ab-

gesehen davon, daß er seinen Theil an den Spöttereien hat, welchen sich die Sophisten wegen des Geldes, das sie von ihren Schülern nehmen, gefallen lassen müssen, wird Prodikos von Plato mit auffälliger Rücksicht behandelt. Sokrates bekennt nicht nur, daß er ihm als Denker verpflichtet sei, sondern er nennt ihn auch mehr als einmal, wenigstens halb ernsthaft, seinen Lehrer; und im Theaetet läßt ihn Plato sagen, daß er in den Unterredungen mit jungen Männern die Fähigkeit besitze, herauszufinden, welchen er selbst nichts nützen könne, und zu beurtheilen, welcher Lehrer ihnen zuträglich sein werde, und daß er viele an den Prodikos gewiesen habe, ein sicherer Beweis, daß in Plato's Augen Prodikos kein Jugendverderber, sondern ein Verbesserer der Jugend war. Thatsächlich kennen wir Prodikos als Verfasser des berühmten Apologs, „die Wahl des Herakles" genannt, einer der nachdrücklichsten Ermahnungen in dem Gesammtbereiche der alten Literatur, ein Leben voll Arbeit und Entsagung einem Leben des Genusses und Behagens vorzuziehen. Der Inhalt dieser Schrift ist uns durch Xenophon erhalten worden, in dessen Memorabilien Sokrates dieselbe dem Aristipp in Erinnerung bringt und dazu bemerkt, daß dieß ein Lieblingsvortrag des Prodikos war, einer derjenigen, die er am häufigsten gehalten habe*); und dieses Stück zeigt eine nähere Verwandtschaft, als irgend etwas in Plato's Schriften, mit den moralischen Lehren, welche Xenophon dem wirklichen Sokrates zuschreibt. Prodikos also kommt bei allen Anklagen, welche gegen die Sophisten wegen entsittlichender Lehren oder eines derartigen Einflusses erhoben werden, ganz und gar nicht in Betracht.

Hippias, ein Mann, der unter seinen Zeitgenossen durch die seltene Vielseitigkeit seiner Fähigkeiten hervorragte, wird von Plato weniger rücksichtsvoll behandelt. Die beiden Dialoge, welche seinen Namen führen, stellen ihn nicht nur (gleich Protagoras) als unfähig dar, es mit Sokrates in der philosophischen Debatte aufzunehmen, oder eine philosophische Theorie der Gegenstände zu geben, über welche er zu sprechen gewohnt war, sondern sie überhäufen ihn auch mit Spott von gröberer Art, als sonst bei Plato gewöhnlich ist, wegen seiner naiven Eitelkeit und seines Selbstvertrauens. Es ist wohl möglich, daß der wirkliche Hippias in dieser Hinsicht zum Spotte Anlaß gab; aber von jeder Spur einer unmoralischen oder lasterhaften Lehre ist der Hippias Plato's ebenso frei wie sein Protagoras und sein Prodikos. Im sogenannten kleineren Hippias wird dieser Sophist eingeführt, wie er eben unter großem Beifall eine

*) — ὅπερ δὴ καὶ πλείστοις ἐπιδείκνυται — Xenoph. Mem. II, 1, 21.

Lobrede auf den Charakter des Achilles in der Ilias, verglichen mit dem des Ulysses in der Odyssee, geschlossen hat, in welcher er die große moralische Ueberlegenheit des Ersteren hervorgehoben hatte. Nun gaben selbst die besseren Griechen dem offenen, freimüthigen und rückhaltslosen Charaktertypus nicht allemal so entschieden den Vorzug vor jenem, welcher lobenswerthe Ziele mit Schlauheit und Verstellung verfolgt; so daß Hippias von Plato als ein Mann dargestellt wird, dessen moralische Vorstellungen, soweit sie von den allgemein geltenden abweichen, auf einer ungewöhnlich hohen Stufe standen, ähnlich wie dieß in Betreff des Sophokles aus dem Charakter des Neoptolemos im Gegensatz zum Ulysses in seinem „Philoktet" erhellt. Der Sophist hält an dieser Hochstellung der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit durch den ganzen Dialog fest, während die einzige darin vorkommende ethische Lehre von üblem Klang dem Sokrates selbst zugetheilt ist. Dieser stützt nämlich auf eine Reihe von Argumenten, die Hippias zu widerlegen sich gänzlich außer Stande sieht, die Behauptung, daß Jener, der wissentlich etwas Falsches sagt, weniger schlecht ist als Jener, der es unwissentlich sagt, und stellt den allgemeinen Satz auf, daß „wer die Menschen mit Absicht schädigt oder betrügt oder belügt oder ihnen Böses zufügt, besser ist als Jener, der dasselbe unabsichtlich thut".*) Grote bemerkt dazu mit Recht, daß „wenn dieser Dialog in solcher Form auf uns gekommen wäre, daß die Rollen vertauscht und das Räsonnement des Sokrates dem Hippias in den Mund gelegt wäre, die meisten Kritiker darin wahrscheinlich ein Gewebe von Sophismen erblickt hätten, welches die harten Beinamen, die sie den athenischen Sophisten als Personen, welche zwischen Wahrem und Falschem keinen Unterschied machen, gleichwie als Zerstörern der Moral und Verderbern der Jugend ertheilen, vollauf rechtfertigen kann. Aber in Wirklichkeit wird Alles, was im Munde des Hippias für Sophisterei gegolten hätte, von Sokrates vorgebracht, während Hippias nicht nur seinen Folgerungen widerstrebt und an der hergebrachten ethischen Gesinnung selbst dann hartnäckig festhält, wenn er nicht im Stande ist, sie logisch zu vertheidigen, sondern auch die ihm von Sokrates aufgedrungenen Sätze verabscheut, gegen seine eigensinnige Streitsucht protestirt und sich nur durch vieles Zureden bewegen läßt, die Unterredung fortzusetzen".**) Es ist klar, wie vortheilhaft die Ankläger des Sokrates diese seine Lehre vor den Geschworenen

---

*) Grote, I, 390.
**) ebend., 394.

hätten verwerthen können, obwohl sie weiter nichts ist, als eine paradoxe Form, welche der wirkliche Sokrates (wie wir durch Xenophon erfahren) einer seiner Lieblingslehren gab, die von Plato angenommen und nachdrücklich verfochten wurde: daß nämlich die Erkenntniß die Wurzel aller sittlichen Vollkommenheit sei.

Außer diesen drei ausgezeichneten Männern sind die beiden Brüder im Euthydemus die einzigen Sophisten (im engeren Sinne), welche von Plato redend eingeführt oder im Wortkampf mit Sokrates dargestellt werden; diese werden aber nicht als Personen von irgend welcher Berühmtheit geschildert (obwohl jemand, der den Namen Euthydem führt, im Cratylus in Verbindung mit einem philosophischen Paradoxon erwähnt wird), sondern als alte Männer, die ihr Leben mit Unterweisung in gymnastischen und militärischen Uebungen und in der Rhetorik verbracht und erst ganz kürzlich der Dialektik oder der Kunst der Discussion ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Wir wissen sonst nichts über diese Personen, welche vielleicht vollständig erfunden sind; in jedem Fall aber macht die Sorgfalt, mit der sie als Neulinge in ihrer Kunst dargestellt werden, es unmöglich, sie als Vertreter der Sophisten anzusehen. Die Absicht dieses Dialoges ist offenbar die, die gegen Sokrates, und ohne Zweifel auch gegen Plato, erhobene Anschuldigung zurückzuweisen, daß sie sprachliche Gaukeleien und logische Vexirkünste betrieben; und das geschieht durch die Zeichnung eines Zerrbildes des unsinnigsten logischen Gaukelspiels in der Person von Euthydem und Dionysodor einerseits, und andererseits dadurch, daß ein Muster von Plato's Ideal der ächten sokratischen Methode vorgeführt wird; es werden die wirkliche Dialektik und die Eristik einander gegenübergestellt; die letztere verwirrt und demüthigt einen unbefangenen Jüngling, indem sie ihn mittelst sprachlicher Zweideutigkeiten in offenbare Sinnlosigkeiten verwickelt, während die erstere ihn ermuthigt und zum kräftigen Gebrauche seines Verstandes anspornt, indem sie sein Denken klärt und läutert. Grote's Bemerkungen über diesen Dialog, wie über die meisten andern Gespräche, sind ausnehmend anziehend und werthvoll. Es genügt hier zu bemerken, daß die Absicht des Euthydemus nicht dahin geht, irgend wen herabzusetzen, sondern die gegen die Dialektik erhobenen Anklagen zurückzuweisen, indem die löbliche Form derselben in scharfem Gegensatz zu der verwerflichen dargestellt wird.

Es findet sich somit absolut nichts in Plato's Schilderung der einzelnen Sophisten, was die gewöhnlich gegen dieselben vorgebrachten Anschuldigungen rechtfertigen könnte. Es giebt aber eine

andere Classe von Lehrern, mit denen er allerdings härter verfährt, und denen er, wenngleich nur einmal, in der That unmoralische Lehren in den Mund legt. Dieses sind die Rhetoriker oder Lehrer der Redekunst; ein Beruf, der manchmal mit dem eines Sophisten zusammenfiel, der aber von Plato in demjenigen seiner Werke, in welchem er mit der Redekunst am schärfsten in's Gericht geht, sorgfältig davon getrennt wird. Die Muster dieser Gattung sind Gorgias, Polos und Thrasymachos; und über alle diese erringt Plato's Sokrates glänzende Siege. Da demnach in Betreff der Angriffe Plato's gegen die Rhetoriker etwas mehr Begründung für die gewöhnliche Auffassung vorhanden ist als im Falle der Sophisten, so ist es wohl der Mühe werth zu zeigen, wie wenig dieses Etwas beträgt.

Die Rhetorik, als Kunst der Ueberredung, ist nothwendig dem Vorwurf ausgesetzt, daß sie in gleicher Weise zur Unterstützung des Rechts wie des Unrechts verwendet werden und daß sie dazu dienen kann „die schlechtere Sache als die bessere erscheinen zu lassen". Aber so weit waren ihre beliebtesten Lehrer in Griechenland davon entfernt, sie zu solchen Zwecken zu lehren oder zu empfehlen, daß wir Gorgias, den berühmtesten unter ihnen, in dem Dialog, welcher seinen Namen führt und dazu bestimmt ist die Rhetorik und ihre Vertreter zu Boden zu strecken, einen solchen Gebrauch der Kunst mit Entschiedenheit von sich weisen sehen. Nachdem er in hochtönenden Worten den Werth seiner Kunst gepriesen hat, den politischen Einfluß und die Macht, mit welcher sie ihre Adepten ausrüstet, bemerkt er weiter, daß sie gleich allen anderen Fähigkeiten zu guten Zwecken gebraucht werden sollte; und gleich wie die Lehrer der Gymnastik nicht getadelt oder aus der Stadt vertrieben werden, wenn einer ihrer Schüler seine Körperkraft zur Mißhandlung seiner Eltern oder Freunde mißbraucht, so sei es auch nicht die Schuld der Lehrer der Redekunst, wenn ihre Jünger das ihnen verliehene werthvolle Vermögen zu ungerechten Zwecken gebrauchen; „denn sie (die Lehrer) haben es ihnen zur richtigen Verwendung gegen die Feinde des Staates und gegen Missethäter, zur Abwehr und nicht zum Angriff verliehen." So weit Gorgias, welcher selbst in diesem hochpolemischen Dialoge mit beträchtlicher Achtung behandelt wird und dessen Würde dadurch gewahrt erscheint, daß ihn Plato dem Kreuzverhör des Sokrates entrückt, sobald der Kampf ernsthaft zu werden anfängt. Wir dürfen füglich annehmen, daß sein Unterricht ebenso erhaben über jede Anschuldigung der Immoralität war wie jener des Isokrates, des berühmtesten und erfolgreichsten griechischen Lehrers der Rede-

kunst, dessen Werke auf uns gekommen sind, und auf dessen ernste und eindrückliche Mahnungen zur Tugend wir blos hinzuweisen brauchen.

Der Streit wird von Polos weiter geführt, einem anderen Lehrer der Redekunst, welcher als ein viel jüngerer und sehr übermüthiger Mann geschildert wird. Zwischen diesem und Sokrates entspinnt sich nun eine dramatisch belebte Discussion mit viel Heftigkeit auf der einen und viel Sarkasmus und Ironie auf der andern Seite. Sokrates behauptet, daß Ungerechtigkeit üben das größte Uebel sei, ein viel größeres als Ungerechtigkeit erleiden; während Polos im Gegentheil behauptet, daß ein ungerechter Mann, welcher der Strafe entgeht und die Ungerechtigkeit in so großem Maßstab übt, daß er durch sie einen glänzenden Erfolg erringt — besonders dann, wenn er sich zum Alleinherrscher seiner Stadt aufwirft — in höchstem Maße beneidenswerth ist. Das scheint nun Wasser auf die Mühle von Grote's Gegnern zu sein, ist aber in Wahrheit eine wirksame Bekräftigung seiner Ansicht; denn es kann keinem Leser Plato's entgehen, daß, was Polos hier ausspricht (obwohl es vom platonischen Protagoras als ein Vorurtheil des gemeinen Volkes verleugnet wird) *), die allgemein angenommene Meinung und feststehende Gesinnung der griechischen Welt war. Darauf beruft sich auch Polos und sagt: „Frage nur irgend einen der Anwesenden", worauf Sokrates erwiedert: „Anstatt mich durch Gründe zu widerlegen, erdrückst du mich durch Zeugen-Aussagen, wie ein Redner vor Gericht. Ich zweifle nicht, daß alle Zeugen auf deiner Seite stehen. Wenn du den Nikias fragst" (welcher als der sittlich reinste Bürger und Staatsmann seiner Zeit galt) „oder den Aristokrates oder das ganze Haus des Perikles oder jede andere beliebige Familie, kurz jeden Athener oder Fremden, den du willst, so werden sie dir alle beistimmen; ich aber, ein einzelner Mann, stimme dir nicht bei, und der einzige Zeuge, den ich anrufen werde, wirst du selbst sein; wenn ich dich nicht davon überzeugen kann, daß ich Recht habe, so werde ich glauben, nichts geleistet zu haben." Aehnliche Belege für die Allgemeinheit dieser Ansicht finden sich auf jeder Seite der platonischen Dialoge. Ob es der ehrgeizige und gesinnungslose Alkibiades, oder der jugendliche und lernbegierige Theages, oder die zwei ernsten, ehrwürdigen Alten aus Kreta und Lakedaemon sind, welche in den „Gesetzen" auftreten, sie sprechen Alle mit einer Stimme: der Alleinherrscher, der die Gewalt usurpirt hat und jeder Andere,

*) Plato, Protagoras, 333 C, D, und 359 E.

der durch Ungerechtigkeit hervorragende Erfolge erzielt, ist ein beneidenswerther Mann; — ein solcher Mann (fügen sie gewöhnlich hinzu), wie wir und die ganze Welt und auch du, Sokrates, wenn du es nur vermöchtest, gerne sein wolltest. Sokrates erhebt den Anspruch auf vollkommene Originalität in Betreff der entgegengesetzten Meinung, daß nämlich Ungerechtigkeit ein Uebel ist, und zwar das ärgste, das den Menschen treffen kann — ein Satz, mit welchem wir durch die Lehren Plato's selbst, der Stoiker und einiger christlicher Secten so vertraut sind, daß er zu einem Gemeinplatz, ja vielfach zur bloßen Phrase geworden ist. Wir Modernen sind daher geneigt frischweg zu schließen, daß die Negirung dieser Lehre eine Verleugnung der moralischen Verpflichtungen in sich schließt. Aber achten wir auf Polos selbst in diesem Dialog. Sokrates stellt an ihn die Frage: „Du glaubst, daß es etwas Schlechteres (κάκιον) ist, Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun? Glaubst du auch, daß es etwas Niedrigeres oder Schimpflicheres (αἴσχιον) ist?" Polos räumt das Gegentheil ein, und nun geht Sokrates daran, nachzuweisen (allerdings mittelst eines Trugschlusses), daß, was mehr αἰσχρόν ist, auch mehr κακόν sein muß. Nun ist diese Unterscheidung des Polos genau jene, welche die Griechen machten. Ihre Meinung, daß ein ruchloser Mann glücklich wäre, wenn er mit seiner Ruchlosigkeit Erfolg hätte, ließ ihnen diesen schlechten Mann um nichts weniger verabscheuenswerth erscheinen. Er mußte zurückgehalten, gezüchtigt und, wenn nothwendig, vertilgt werden, nicht weil seine Schuld ein Uebel für ihn, sondern weil sie ein Uebel für Andere ist. Er wurde angesehen als Einer, welcher sein eigenes Glück suchte und, wenn es ihm gelang, erreichte durch das Unglück und das Leiden der Anderen, und welcher daher, wenn irgend möglich, nicht geduldet werden dürfe. Diese Lehre weicht von der bei modernen Moralisten üblichen allerdings ab, aber es ist keine unmoralische Lehre, und selbst, wenn sie es wäre, so haben die Sophisten und Rhetoriker sie doch nicht erfunden, sondern als allgemein herrschend vorgefunden. Die Reden des Glaukon und Adeimantos im zweiten Buch der Republik lehren uns diese Auffassung der Sache kennen. Beide Redner mißbilligen das ungerechte Leben auf das ernstlichste und wünschen sehnlichst die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es für den Uebelthäter selbst ein Unheil sei. Aber nach ihrer Darstellung fordert alle Welt, und darunter auch Jene, welche die Tugend am eindringlichsten predigen, zur Tugendübung als zu einem Opfer auf, indem sie das Leben des Gerechten als schwierig und dornenvoll, das des

Ungerechten als leicht und angenehm schildern. Die Besten unter ihnen stellen die Sache so dar, als sei die Gerechtigkeit für den Handelnden nur wegen des sie begleitenden Rufes und Ansehens in der Gesellschaft begehrenswerth; womit gesagt ist, daß Einer, der den Ruf und den Lohn der Gerechtigkeit ohne diese selbst besitzen könnte, im höchsten Maße glücklich wäre, da ihm der Lohn zufiele ohne die Mühen, deren Preis er ist; Jener hingegen, der die Gerechtigkeit selbst besäße, aber ihres Lohns entrathen würde, wäre unsäglich unglücklich. Ein Jeder würde ungerecht sein, wenn der Ring des Gyges sein eigen wäre, der seinen Träger nach dessen Belieben unsichtbar macht. Bei einem so bemerkenswerthen Zeugniß über den allgemein herrschenden Glauben kann nur die baare Unwissenheit die Verantwortlichkeit dafür den Sophisten und Rhetorikern zuschreiben. Wir können hinzufügen, daß selbst Polos von Plato so wenig gehässig dargestellt wird, daß sein Uebermuth sich unter Sokrates' Kreuz- und Querfragen mäßigt; er ist nicht unredlich, sträubt sich nicht eigensinnig dagegen, überzeugt zu werden, und bekennt sich schließlich als widerlegt. Der Redner in diesem Dialog, welcher wirklich unmoralische Lehren vertritt, welcher leugnet, daß Ungerechtigkeit ein αἰσχρόν ist und behauptet, Recht und Unrecht sei blos eine Sache der Uebereinkunft, ist Kallikles, weder ein Sophist noch ein Rhetoriker, sondern ein rühriger und ehrgeiziger Politiker, der, obwohl er mit den Rhetorikern verkehrt, doch seine Verachtung der Sophisten zur Schau trägt und einen Charaktertypus darstellt, welcher ohne Zweifel unter den griechischen Politikern häufig zu finden war, wenn wir gleich bezweifeln dürfen, daß diese sich jemals offen zu den Grundsätzen bekannt haben, nach denen sie handelten.

Der zweite Lehrer der Rhetorik, welchen Plato auf's Korn nimmt, ist Thrasymachos, der in der Republik als barsch, anmaßend, selbst unverschämt in seiner Discussionsweise dargestellt wird, und den Plato, bis auf eine wenig erhebliche Verschiedenheit, wesentlich dieselben Lehren wie Kallikles bekennen läßt. Er wird dem entsprechend widerlegt und bloßgestellt; aber selbst Thrasymachos endigt besser, als er angefangen, und obwohl er an der langen Fortsetzung des Gespräches keinen Antheil nimmt, vereinigt er sich doch mit den Anderen, um Sokrates zum Fortfahren zu bewegen und scheidet von ihm im besten Einvernehmen. Diese eine Schilderung des Thrasymachos, welche nicht von ihm selbst, sondern von Plato dort entworfen wird, wo er eines Vertreters für eine unmoralische Lehre bedarf, ist der einzige Fall, der sich aus Plato's Schriften zur Unterstützung der Ansicht anführen läßt,

die den Sophisten unmoralische Lehren zur Last legt; und Thrasymachos war kein Sophist, sondern ein Rhetoriker.*)

Trotz alledem ist es weder möglich, noch nothwendig zu bestreiten, daß Plato eine ungünstige Meinung von den Sophisten im Allgemeinen hatte, und daß seine Schriften viele Belege dafür enthalten, daß die Abneigung gegen sie in der athenischen Gesellschaft weit verbreitet war. Ihre Unbeliebtheit läßt sich aber erklären, ohne daß wir die Annahme nöthig haben, sie sei vom Standpunkte der Moral eine wohl verdiente gewesen. Vor Allem war die Verurtheilung der Sophisten durchaus keine einmüthige. Obwohl der Name Sophist bereits ein Wort des Tadels geworden war, so war er doch auch ein Ausdruck des Lobes; Plato**) selbst spricht von „der ächten sophistischen Kunst" (ἡ γένει γενναία σοφιστική) als von einem Ding, das er von etwas Lobenswerthem nicht völlig unterscheiden kann, und fragt: „Haben wir nicht, als wir den Sophisten suchten, unvermerkt den Philosophen gefunden?"***) An einer andern Stelle, wo er von den zweckmäßigen Einrichtungen der Natur spricht, sagt er, daß die Götter bewunderungswürdige Sophisten sind. Der Name Sophist war, wenn er jemandem beigelegt wurde, ein Schimpfwort oder eine Huldigung, je nach der Person, welche ihn gebrauchte, wie in unseren Tagen der Name Metaphysiker oder Nationalökonom oder Malthusianer. Diese doppelte Auffassung dauerte bis in die spätesten Perioden der griechischen Cultur fort; sie erhielt sich auch noch zur Zeit, da das Wort Philosoph als die Bezeichnung, welche die speculativen Denker aller Arten für sich in Anspruch nahmen, in Gebrauch gekommen war; während man doch erwarten konnte, daß dieser Name alle günstigen Ideen-Verknüpfungen an sich ziehen und dem Namen Sophist nur die ungünstigen übrig

*) In den Gesetzen wird in gereiztem Tone von gewissen Personen gesprochen, welche die dem Kallikles und Thrasymachos in den Mund gelegten Lehren vertreten sollen; aber sie werden an keiner Stelle Sophisten genannt und es scheinen darunter die Naturforscher verstanden zu sein, welche die göttliche Natur von Sonne, Mond und Planeten leugneten und sie als γῆν καὶ λίθους (Leg. 886 D) bezeichneten. Da die Person, welcher in erster Linie dieser Ausspruch zugeschrieben wurde, Anaxagoras war, der von all diesen alten Forschern bei der Nachwelt so ziemlich den höchsten Ruf der Frömmigkeit und sittlichen Strenge erworben hat, so sehen wir in dieser Anklage nur einen Ausfluß jenes odium theologicum, welches Plato in seinen besseren Tagen fremd war, das aber in den Gesetzen, seiner letzten Schöpfung, stark hervorbricht.

**) Plato, Sophistes, 231 B.

***) ebend., 253 C.

lassen würde. So wird in einem der Dialoge des Lucian, welcher ein Zeitgenosse von Marc Aurel war, der Sophist mit dem Philosophen identificirt und als der auserlesene und berufsmäßige Prediger und Hüter der Tugend geschildert.*) Diejenigen Personen in Plato's Schriften, welche die schlechteste Meinung von den Sophisten hegen, sind entweder praktische Politiker, deren Geringschätzung der Theoretiker ja in keinem Zeitalter eine seltene oder regelwidrige Erscheinung ist, oder ältliche und ehrenwerthe Familienväter, welche mit Ansehen und Erfolg durch's Leben gegangen sind, ohne jene Fertigkeiten zu besitzen, nach denen sie nun die jüngere Generation streben sehen. Der Charakter bei Plato, welcher das stärkste Beispiel von mit Verachtung gemischtem Haß gegen die Sophisten giebt, ist Anytos im Meno. Dieser Mann, ein Politiker von Ruf und Einfluß, bricht, sobald er sie nur nennen hört, in einen Strom von Schmähungen aus, nennt sie Leute, mit denen sich abzugeben Wahnsinn ist und deren Anwesenheit keine Stadt dulden sollte, obwohl er auf Befragen eingestehen muß, daß er nie mit einem von ihnen gesprochen hat und ihre Lehren nur vom Hörensagen kennt; aber darum mäßigt er doch nicht die Entrüstung, mit der er sie als „Jugendverderber" brandmarkt, dieselbe Beschuldigung, die er später im Verein mit Meletos — wir wissen Alle, mit welchem Erfolge — gegen Sokrates erhoben hat. Es ist erwähnenswerth, daß Xenophon**) auf die Gewähr des Sokrates selbst hin den Ursprung des Hasses erzählt, welchen Anytos gegen ihn hegte; Sokrates hatte sich über die Erziehung, die Anytos seinem Sohn zu Theil werden ließ, tadelnd geäußert, indem er meinte, daß ein Mann, der für sich selbst die höchsten Ehren im Staate anstrebe, seinen hoffnungsvollen Sohn für einen höheren Beruf als für seinen eigenen, den eines Lohgerbers, zu erziehen verpflichtet sei. Das ist vielleicht ein gutes Beispiel von der Art, wie ehrenwerthe alte Athener

---

*) Dort wird Solon sprechend eingeführt, und er verherrlicht dem Anacharsis gegenüber in einem Ton, der an die Leichenrede des Perikles erinnert, die Vortrefflichkeit der athenischen Sitten: *Ῥυθμίζομεν οὖν τὰς γνώμας αὐτῶν* (der Jugend), *νόμους τε τοὺς κοινοὺς ἐκδιδάσκοντες, οἳ δημοσίᾳ πᾶσι πρόκεινται ἀναγινώσκειν μεγάλοις γράμμασιν ἀναγεγραμμένοι, κελεύοντες ἅ τε χρὴ ποιεῖν καὶ ὧν ἀπέχεσθαι, καὶ ἀγαθῶν ἀνδρῶν συνουσίαις, παρ' ὧν λέγειν τὰ δέοντα ἐκμανθάνουσι, καὶ πράττειν τὰ δίκαια, καὶ ἐκ τοῦ ἴσου ἀλλήλοις συμπολιτεύεσθαι, καὶ μὴ ἐφίεσθαι τῶν αἰσχρῶν καὶ ὀρέγεσθαι τῶν καλῶν, βίαιον δὲ μηδὲν ποιεῖν. οἱ δὲ ἄνδρες οὗτοι σοφισταὶ καὶ φιλόσοφοι πρὸς ἡμῶν ὀνομάζονται* (Luc. de Gymnasiis).

**) Xen., Apolog. Socr.

gegen „den Sophisten Sokrates“ und gegen die anderen Sophisten eingenommen wurden. Wenn die Anklage der Jugendverführung genauer präcisirt werden soll, löst sie sich gewöhnlich in den Vorwurf auf, daß die Jünglinge dazu gebracht werden, sich weiser zu dünken als die Gesetze, und es ihren Eltern und den ihnen an Jahren Ueberlegenen gegenüber an der gebührenden Achtung fehlen zu lassen. Und das ist in der That eine wohl begründete Anklage; nur fällt sie nicht den Sophisten, sondern dem geistigen Fortschritt überhaupt zur Last. Alles was die jungen Leute zu eigenem Denken anregt, veranlaßt sie auch die Gesetze ihres Landes zu kritisiren, erschüttert ihren Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Väter und der älteren Männer, und bewirkt, daß sie ihren eigenen Speculationen den Vorzug geben. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Lehrthätigkeit des Sokrates und des Plato nach ihm solche Wirkungen in außerordentlichem Maße erzeugte. Wir hören auch dem entsprechend von Xenophon, daß die Jünglinge aus reichen Familien, welche mit Sokrates Umgang pflogen, dieß zumeist unter der entschiedenen Mißbilligung ihrer Verwandten thaten. In jedem Zeitalter und in jedem Zustand der Gesellschaft sind die Väter und älteren Bürger argwöhnisch und eifersüchtig gegen alle Gedankenfreiheit und gegen jede geistige, nicht streng fachmäßige, Ausbildung bei ihren Söhnen und jüngeren Leuten gewesen, wenn sie die letztere nicht der Aufsicht und Leitung einer als vertrauenswürdig geltenden bürgerlichen oder geistlichen Autorität unterwerfen konnten. Den athenischen Gesetzgebern war es aber nicht beigefallen, sophistische Staatsuniversitäten und eine derartige Staats-Religion zu gründen. Der Unterricht der Sophisten beruhte durchaus auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit und Lehrfreiheit, und die Abneigung gegen denselben war von ganz ähnlicher Art wie die Entrüstung gegen „gottlose Lehranstalten“ und der Widerwille der Mehrzahl aus unseren höheren und mittleren Classen gegen alle anderen als confessionelle Schulen. Sie mißbilligten jeden Unterricht, wenn sie nicht versichert sein konnten, daß alle ihre eigenen Ansichten gelehrt werden würden. Es half wenig, wenn die Lehrer keine Ketzereien vortrugen; die bloße Thatsache, daß sie den Geist dazu schulten, sich Fragen vorzulegen und nach anderen Gründen als bloßem Brauch und Herkommen zu verlangen, reichte zu Athen, wie an den meisten anderen Orten, hin, um den Unterricht in den Augen der selbstzufriedenen Ehrsamkeit gefährlich erscheinen zu lassen. Dem entsprechend sah das ehrbare Bürgerthum, wie uns Plato selbst berichtet, die Philosophen nicht minder scheel an als

die Sophisten. Sokrates spricht in der Apologie vom Vorwurf des Atheismus, der Verwandlung der schlechteren Sache in die bessere u. s. w., als von den Anklagen, welche jederzeit zur Hand sind, um gegen diejenigen, welche Philosophie treiben, geschleudert zu werden; *τὰ κατὰ πάντων τῶν φιλοσοφούντων πρόχειρα ταῦτα.* Auch Xenophon*) erwähnt das Lehren einer „Kunst von Worten" (*λόγων τέχνη*) als „den gewöhnlichen Vorwurf der Menge gegen die Philosophen". Im ganzen Plato ist nichts ergreifender als die im Gorgias und der Republik enthaltene Schilderung der vereinsamten und verachteten Stellung des Philosophen in jeder bestehenden Gesellschaft und des allgemeinen Eindrucks, daß er im besten Fall eine unnütze, häufiger aber eine höchst ruchlose Person sei (*παμπονήρους, κακοὺς πᾶσαν κακίαν*). Er bemüht sich, die Ursachen ausfindig zu machen, welche diesem ungünstigen Urtheil über die Philosophen einen Schein von Wahrheit verliehen, und giebt zu, daß dasselbe nicht selten durch das Benehmen der also Genannten gerechtfertigt wurde; und das ist mehr, als er jemals von den Sophisten sagt.

Plato's eigene Abneigung gegen die Sophisten war wahrscheinlich ganz ebenso stark wie die des athenischen Volkes, für welche er in seinen Schriften Zeugniß giebt; aber war sie von derselben Beschaffenheit? Sah er sie als Jugendverderber an? Keineswegs, wenn der Sokrates der Republik Plato's Ansichten Ausdruck giebt. In einer der gewichtigsten Stellen dieses großartigen Werkes läßt ihn Plato sagen: das Volk bildet sich ein, daß die Sophisten und ähnliche Leute die Verderber der Jugend seien; aber das ist ein Irrthum. Der wirkliche Verderber der jungen Leute ist die Gesellschaft selbst; ihre Familien, ihre Genossen, Alle, die sie sehen und mit denen sie verkehren, das Beifalls- und Mißfallsgeschrei der Volksversammlung, die Entscheidungen des Gerichtshofes. Das sind die Einflüsse, welche die jungen Männer verführen, indem sie ihnen einen falschen Maßstab des Guten und des Bösen vor Augen halten und ihren Strebungen eine völlig verkehrte Richtung geben. Was die Sophisten betrifft, so wiederholen diese nur des Volkes eigene Meinungen. „Bildet ihr euch (so fragt er)**), gleich der Menge, ein, daß die jungen Männer von den Sophisten verderbt werden, daß es Privat-Sophisten giebt, welche sie in einem irgend nennenswerthen Grade verderben (*ὅ τι καὶ ἄξιον λόγου*)? Sind nicht

---

*) Xen. Memor. I. 2, 31.

**) Plato, Republik, B. VI, 492 A und 493 A.

gerade die Männer, welche das behaupten, selbst die größten Sophisten, die in der gründlichsten Weise Jung und Alt, Männer und Weiber, so erziehen und abrichten, wie sie sie haben wollen? Jene Honorar-empfangenden Individuen, die sie Sophisten nennen und für ihre Nebenbuhler halten, lehren nichts anderes, als eben diese Ansichten der Menge und heißen dieß Weisheit." Und diese falschen Meinungen der Menge sind es, wie er im Folgenden darthut, welche so viele Geister, die ursprünglich für die Weisheit empfänglich waren, verderben und sie auf die Pfade des gemeinen Ehrgeizes hinabdrängen. Wenn es eine Classe giebt, von der er annimmt, daß sie die Menge mit solchen falschen Meinungen erfüllt habe, und die er demzufolge für dieselben verantwortlich macht, so sind es die Dichter, welche dem Wesen der griechischen Religion zufolge gleichzeitig die Theologen waren.

Warum verfolgt also Plato in so schonungsloser Weise die Sophisten? Die Gründe dafür liegen an vielen Stellen seiner Schriften offen genug zu Tage; aber wir wollen sie dort suchen, wo wir sicher sein können sie zu finden, in dem Dialog, welcher der Frage gewidmet ist: was ist ein Sophist? Der „Sophistes" ist eine sorgfältig ausgearbeitete Untersuchung des Wesens und der Eigenschaften des Sophisten und soll, von dieser seiner nächsten Bestimmung abgesehen, auch ein Beispiel von der gründlichsten Methode liefern, in welcher solche Untersuchungen geführt werden können. Von einer Anzahl verschiedener Gesichtspunkte aus gelangt Plato zu mehreren Definitionen des Sophisten, von denen sich einige so sehr einer schmeichelhaften nähern, daß er die Schwierigkeit bekennt, den Sophisten vom Dialektiker zu unterscheiden. Andere Definitionen fallen verdammend aus; aber die ersichtlichen Gründe dieser Verdammung sind nur zwei, dieselben, welche die von seinem Schüler Aristoteles gegebene Definition eines Sophisten im ungünstigen Sinne ausmachen: *χρηματιστὴς ἀπὸ φαινομένης σοφίας ἀλλ' οὐκ οὔσης*. Der erste und hauptsächlichste Vorwurf (der fast in jedem Dialog, wo sie erwähnt werden, wiederkehrt) ist der, daß sie für ihren Unterricht Geld nahmen. Und Alles beweist, daß, wenn Plato die Sophisten mit lebhafterer Abneigung betrachtete, als andere einflußreiche Classen der griechischen Gesellschaft, dieß ganz und gar diesem einen Umstand zuzuschreiben ist. Das wird vielleicht vielen unserer Leser kaum glaublich erscheinen. In unseren modernen Zeiten, wo Jedermann für jede Leistung Bezahlung annimmt (die Gesetzgeber und die Grafschafts-Beamten allein ausgenommen), und wo es für ganz natürlich und wohlanständig gilt, daß sich

Leute selbst die Rettung von Seelen mit Geld bezahlen lassen, ist es schwer, sich auf den Standpunkt zu versetzen, von welchem Plato und Sokrates diesen Gegenstand ansahen. Wir erfahren von Xenophon, daß Sokrates diejenigen, welche ihre Weisheit für Geld verkauften, mit denen verglich, welche ihre Liebkosungen verkaufen,*) und daß er behauptete, beides dürfe nur gegen Liebe ausgetauscht werden. Auch steht das nicht im Widerspruche mit der Thatsache, daß sicherlich Plato, wahrscheinlich auch Sokrates, obwohl sie keine Bezahlung annahmen, doch Geschenke von ihren Bewunderern empfingen; denn für die Bedürfnisse eines Freundes beizusteuern galt als Pflicht der Freundschaft. Der platonische Sokrates**) spricht seine ganze Meinung über die Sache aus, indem er sagt, daß die Lehrer irgend einer besonderen Kunst mit Fug und ohne Inconsequenz für ihren Unterricht Bezahlung verlangen können, da sie die Leute zu guten Künstlern oder Handwerkern, nicht aber zu guten Menschen, zu machen versprechen; daß es aber der Gipfel der Inconsequenz bei einem angeblichen Lehrer der Tugend sei, wenn er darüber murrt, daß diejenigen, welche er zu unterrichten vorgegeben hat, ihn nicht gebührend bezahlen, — da ja seine Klage über ihre Ungerechtigkeit den unzweideutigsten Beweis liefert, daß sein Unterricht erfolglos war.***) Auch ist es nicht schwer, selbst vom modernen Standpunkt aus haltbare Argumente zu finden, welche vorgebracht werden können und wirklich vorgebracht worden sind, um das Unheil nachzuweisen, das aus der Verwandlung des Gedankenverkehrs in ein gewinnbringendes Gewerbe entspringt. In dem glänzenden Gespräche, welches Gorgias heißt und in welchem sich die härtesten Dinge gegen den Beruf der Sophisten und Rhetoriker finden, die Plato überhaupt gesagt hat, weist er diesen beiden die Stellung von zwei Unterabtheilungen der umfassenden Kunst der Schmeichelei an (*κολακεία*), welche aber nicht so sehr eine Kunst als eine Routinebeschäftigung ist. Sie erreichen ihre Ziele, behauptet er, nicht indem sie die

---

*) *Καὶ τὴν σοφίαν ὡσαύτως τοὺς μὲν ἀργυρίου τῷ βουλομένῳ πωλοῦντας σοφιστὰς, ὥσπερ πόρνους, ἀποκαλοῦσιν.* (Xen. Mem. I, 6, 13.)

**) Plato, Gorgias, p. 519 C.

***) Es ist bemerkenswerth, daß der berühmteste der Sophisten, Protagoras, diesen Tadel — nach der Darstellung Plato's — vorhersah und demselben geflissentlich zuvorgekommen ist. Denn er hieß — wie Plato uns erzählt — jeden mit der Honorar-Forderung unzufriedenen Schüler in einem Tempel an Eidesstatt erklären, wie hoch er den ihm ertheilten Unterricht veranschlage, und ließ ihn nach dieser Schätzung bezahlen. Plato, Protag. 328 B.

Leute besser oder weiser machen, sondern indem sie sich ihren Meinungen anbequemen, den Begierden, welche sie bei ihnen vorfinden, Kupplerdienste leisten, und sie mit sich selbst, mit ihren Irrthümern und Lastern zufriedener machen als sie vorher waren. Und ist das nicht die wirklich bedrohliche Versuchung, welcher jeder für die Menge berechnete Unterricht und alle Schriftstellerei unterliegt? und welche nothwendiger Weise noch gesteigert wird, wenn diese Berufszweige um der ihnen entspringenden pecuniären Vortheile willen geübt werden? Wir können uns sehr wohl vorstellen, wie Plato von diesem Gesichtspunkt aus die Lehrer der Gegenwart beurtheilen würde. Die Geistlichkeit einer Staatskirche, so könnte er sagen, ist ja geradezu durch Bestechung dafür gewonnen, ein herrschendes System von Meinungen zu bekennen, ob sie nun daran glaubt oder nicht, und wie weit entfernt dasselbe auch von der Wahrheit sein mag. Die Geistlichen der verschiedenen Secten sind ebenso durch ihre materiellen Interessen gezwungen, nicht das, was wahr ist, zu predigen, sondern das, was ihre Heerde bereits glaubt. Von den Advocaten zu sprechen thut nicht Noth, denn diese müssen entweder ihrem Beruf entsagen, oder unbedenklich die Vertretung von Parteien übernehmen, welche sie im Unrecht wissen. Die Schulmeister, die Lehrer an Hochschulen und die Leiter derselben müssen bei jedem Gegenstand, über den Meinungsverschiedenheit herrscht, für einen solchen Unterricht sorgen, welcher denen, die ihnen Schüler verschaffen können, angenehm, und nicht für jenen, der wirklich der beste ist. Die Staatsmänner, würde er sagen, erheben nicht einmal mehr den Anspruch, die wirklichen Bedürfnisse des Volkes und nicht vielmehr seine bloßen Wünsche zu befriedigen. Und die Presse, insbesondere ihr einflußreichster Bestandtheil, die periodische Presse — zeigt sie nicht unaufhörlich, daß sie es als ihre Aufgabe betrachtet, desselben Sinnes zu sein wie das Publicum, der öffentlichen Meinung zu huldigen, beizupflichten, zu schmeicheln und, anstatt unangenehmer Wahrheiten, ihr nur das zu bieten, was sie gerne hört? Es giebt für eine derartige Darstellung so viele reelle Anhaltspunkte, daß auch in unseren Tagen Manche dieselbe praktische Folgerung wie Plato ziehen und meinen, es sollte kein Gesetz zum Schutz des geistigen Eigenthums bestehen, damit die Schriftsteller nicht länger in Versuchung kommen mögen, Meinungen für den Markt zu liefern, und damit Niemand etwas schreibe, außer wozu er sich durch uneigennützigen Eifer für die Geltendmachung seiner Ueberzeugungen angetrieben fühlt. Wir halten diese Ansicht für falsch, nicht weil sich nichts für sie, sondern weil sich viel mehr für die Gegenseite

vorbringen läßt. Sie ist aber eine durchaus richtige Wiedergabe von Plato's Auffassung der Sache und zeigt uns, daß seine Erbitterung gegen die Sophisten durchaus nicht von so rein sentimentaler Art war, wie man zu denken geneigt sein könnte.

Der andere Grund für die Geringschätzung der Sophisten, welcher im „Sophisten" und überall sonst, wo Plato über sie handelt, zu Tage tritt, ist dieser, daß die Lehren, welche sie vortrugen, nur scheinbare, nicht wirkliche Weisheit waren; nur Meinung, und nicht Erkenntniß. Jeder, dem bekannt ist, was Plato unter Erkenntniß verstand und welche Stellung er und sein Meister zu dem einnahmen, was bei seinen Zeitgenossen für Erkenntniß galt, wird zugeben, daß dieß von den Sophisten mit Recht gesagt ist, aber nicht mit mehr Recht, als von allen anderen Personen jener Zeit. Wenn es etwas giebt, was Plato den Sokrates öfter behaupten läßt als etwas anderes, so ist es dieß, daß in Betreff der für die Menschen wichtigsten Gegenstände es noch keine Erkenntniß gebe, obwohl Jedermann in der irrigen Ueberzeugung lebe, dieselbe zu besitzen. Er, Sokrates, erhebt keinen Anspruch, etwas anderes zu wissen als seine eigene Unwissenheit, aber insofern die Anderen nicht einmal das wüßten, verdiene er, Sokrates, die Palme der Weisheit, welche ihm das Orakel zu Delphi zuerkannt hatte. In der Apologie, welche entweder des Sokrates wirkliche Vertheidigungsrede oder Plato's idealisirte Darstellung seines Lebens und Charakters ist, schildert er sich als von einem heiligen Drange getrieben, alle Menschen in's Verhör zu nehmen, um zu entdecken, ob irgend wer von ihnen jene wirkliche Erkenntniß erworben hätte, die er nicht zu besitzen sich bewußt war. In dieser Absicht suchte er, wie er erzählt, den Umgang mit Jenen, welche weise zu sein schienen oder dafür galten. Er fing mit den Staatsmännern an, die er insgesammt in einem Zustande von tiefer Unwissenheit, und zwar im Allgemeinen von um so tieferer fand, je größer der Ruf war, den sie genossen; aber sie waren durch eine falsche Vorstellung von ihrem eigenen Wissen in hohem Maße aufgeblasen. Er ging darauf den Dichtern zu Leibe; allein er fand, daß sie zwar herrliche Dinge dichteten — ohne Zweifel in Folge einer göttlichen Eingebung —, aber unfähig waren, von den Werken, welche, oder von den Gegenständen, über welche sie dichteten, eine vernünftige Rechenschaft zu geben. Zuletzt versuchte er es mit den Handwerkern; und diese fand er im Besitze wirklicher Kenntniß, jeden in seinem besonderen Fache; doch waren sie dem irrthümlichen Glauben verfallen, überdieß noch andere Dinge zu verstehen, eine falsche Meinung, die sie im Ganzen in

einen schlechteren Zustand versetzte, als seine ihm wohlbewußte Unwissenheit war. Es ist bemerkenswerth, daß er hier die Sophisten nicht unter denjenigen anführt, welche er ausgefragt und der Unwissenheit in den Dingen, welche sie zu wissen vorgaben, überführt hatte. Es ist aber offenbar, daß derjenige, der von aller Welt eine derartige Meinung hegte, zuerst und zu allermeist mit dem Stand der Lehrer in Widerspruch gerathen mußte. Diejenigen, welche sich nicht nur einbildeten, etwas zu wissen, was sie in der That nicht wußten, sondern sich auch erboten, es Anderen zu lehren, waren die Allerersten, welche der Unwissenheit zu zeihen er sich gedrängt fühlen mußte; und gerade dieß ist die Stellung Plato's gegenüber den Sophisten. Er greift sie an, nicht als Verderber, sondern als hervorragende Vertreter der Gesellschaft, als deren bezahlte Lehrer sie durch das Gesetz ihres Daseins genöthigt sind, in sich Alles zu vereinigen, was in den Tendenzen derselben schlecht ist.

Der Feind, gegen welchen Plato in Wirklichkeit stritt, und den zu befehden das nie aus den Augen gelassene Ziel des größeren Theiles seines Lebens und seiner Schriften war —, dieß war nicht die Sophistik im antiken oder im modernen Sinne des Wortes, sondern die Trivialität. Es war das Annehmen überkommener Meinungen und gangbarer Gesinnungen als letzter Thatsachen und der Austausch von abstracten Ausdrücken, welche Billigung und Mißbilligung, Verlangen und Abneigung, Bewunderung und Abscheu ausdrücken, als ob diesen ein vollkommen wohl verstandener und allgemein gebilligter Sinn innewohne. Die Menschen seiner Zeit (wie die der unsrigen) vermeinten zu wissen, was Gut und Böse, Gerecht und Ungerecht, Ehrenvoll und Schändlich sei, weil sie diese Worte mühelos gebrauchen und von diesem und jenem Dinge in Uebereinstimmung mit der herrschenden Gewohnheit aussagen konnten. Aber was die Eigenschaft ist, welche diesen verschiedenen Fällen gemeinsam zukommt und welche die Anwendung des Ausdruckes rechtfertigt, — darüber hatte Niemand nachgedacht, weder die Sophisten, noch die Rhetoriker, noch die Staatsmänner, noch irgend wer von denen, welche sich selbst für weise erklärten oder von Anderen dafür erklärt wurden. Und doch wandelte Jeder, der diese Frage nicht zu beantworten vermochte, in Finsterniß einher; er besaß keinen Maßstab, nach dem er seine Urtheile regeln und mit einander in Einklang erhalten, keine klar erkannte Richtschnur, auf welche er sich in der Führung seines Lebens stützen konnte. Ohne zu wissen, was Gerechtigkeit und Tugend sind, ist es nicht möglich,

gerecht und tugendhaft zu sein; ohne zu wissen, was das Gute ist, verfehlt man nicht nur dieses, sondern man kann sicher sein, an seiner Statt das Ueble zu ergreifen. Ein solcher Zustand ließ einem Denkfähigen das Leben als nicht lebenswerth erscheinen. Die große Aufgabe des menschlichen Geistes sollte es sein, diese allgemeinen Ausdrücke der unnachsichtigsten Prüfung zu unterwerfen und die Ideen, welche ihnen zu Grunde liegen, an's Licht zu bringen. Selbst wenn dieß mißlingen muß und wirkliche Erkenntniß nicht erreichbar ist, so ist es schon kein kleiner Gewinn, die falsche Einbildung der Erkenntniß zu vertreiben, die Menschen ihrer Unwissenheit in den wissenswürdigsten Dingen bewußt zu machen, sie mit Scham und Unbehagen über ihren eigenen Zustand zu erfüllen und ihnen einen mächtigen Stachel in die Brust zu senken, der alle ihre geistigen Fähigkeiten wachruft, um diese, die größten aller Probleme, in Angriff zu nehmen, und nimmer zu rasten, ehe die wahren Lösungen, soweit dieß möglich ist, erreicht sind. Dieß ist Plato's Urtheil über den Zustand des menschlichen Geistes zu seiner Zeit, und über die Hilfe, welche die Philosophie ihm bringen könnte; und Jeder, der diese Schilderung nicht — mit geringen Modificationen — auch auf die Mehrzahl selbst der unterrichteten Männer unserer Zeit und jeder anderen uns bekannten Epoche anwendbar findet, hat sicherlich weder an die Lehrer noch an die Praktiker irgend eines Zeitalters den platonischen Prüfstein angelegt *).

Das einzige Mittel, durch welches, nach Plato's Meinung, der Geist der Menschen aus diesem unerträglichen Zustande befreit und auf den Weg gebracht werden kann, die wirkliche Erkenntniß zu erreichen, welche die Kraft hat, sie weise und tugendhaft zu machen, ist das, was er Dialektik nennt; und Philosoph ist nach

*) „Ausdrücke, wie Natur, Gesetz, Freiheit, Nothwendigkeit, Körper, Substanz, Materie, Kirche, Staat, Offenbarung, Eingebung, Erkenntniß, Glaube, werden in den Wortkriegen hin und her geschleudert, wie wenn Jeder sie kennte und in demselben Sinne gebrauchte, während doch die meisten Menschen, und ganz besonders diejenigen, welche die öffentliche Meinung repräsentiren, diese complicirten Ausdrücke in ihrer Kindheit auflesen, indem sie mit den unbestimmtesten Begriffen anfangen, dann von Zeit zu Zeit etwas mehr hineinlegen, vielleicht auch ebenfalls aufs Gerathewohl einige ihrer unwillkürlichen Irrthümer ausbessern, aber niemals sich so zu sagen ein sicher angelegtes Wortcapital bilden, niemals geschichtliche Forschungen über die Ausdrücke anstellen, mit denen sie so frei umspringen und sich auch nie ihrer Bedeutung, ihrer ganzen Fülle und ihrem Umfange nach, den genauen Regeln logischer Definition gemäß versichern". Max Müllers Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, 1866, in deutscher Bearbeitung von C. Boettger, II. Serie, XII. Vorlesung, S. 484.

seiner Auffassung fast gleichbedeutend mit Dialektiker. Was Plato unter diesem Namen verstand, zerfällt in zwei Theile. Der eine davon ist die Erprobung jeder Meinung durch eine sich abwehrend verhaltende Untersuchung, welche jeden Einwand oder jede Schwierigkeit, die dagegen erhoben werden kann, vorbringt und verlangt, daß dieselben glücklich überwunden werden, ehe man die Meinung annimmt. Dieß konnte in wirksamer Weise nur auf dem Wege einer mündlichen Erörterung geschehen, wobei der sich Vertheidigende durch Fragen in die Enge getrieben wurde, auf die er gewöhnlich nicht im Stande war Antworten zu ertheilen, die nicht mit allgemein anerkannten Thatsachen oder mit seiner eigenen ursprünglichen Annahme in Widerspruch standen. Dieses Kreuzverhör ist der Sokratische Ἔλεγχος, welchem, sobald ihn ein Meister wie Sokrates handhabte (wie wir selber noch aus Plato ersehen können), kein bloßer Schein von Erkenntniß ohne das Wesen derselben Stand halten konnte. Sein Druck mußte in einem redlichen Geiste die falsche Einbildung des Wissens unfehlbar zerstreuen und den also Gedemüthigten seine eigene Unwissenheit empfinden lassen, während er ihn gleichzeitig zu jener Geistesanstrengung emporhob und spornte, durch welche allein die Unwissenheit gegen Erkenntniß ausgetauscht werden kann. So verstanden ist die Dialektik ein Zweig einer Kunst, welche einen Hauptbestandtheil der Lebenskunst ausmacht, der Kunst nämlich, nichts ohne hinreichende Begründung zu glauben; ihre Wirksamkeit besteht darin, daß sie uns zwingt, unseren Glauben in bestimmte Ausdrücke zu kleiden und uns zur Vertheidigung gegen alle Einwendungen, die dagegen erhoben werden können, bereit zu halten. Der andere, oder der positive, schaffende Arm von Plato's Dialektik, für dessen erste Urheber er und Sokrates gelten dürfen, besteht in der directen Suche nach dem gemeinsamen Zuge in Dingen, welche in eine Classe gestellt werden, oder, mit anderen Worten, nach der Bedeutung von Classen-Namen. Er umfaßt die logischen Processe der Definition und Eintheilung oder Classification, deren Theorie und systematische Anwendung zu Plato's Zeiten etwas Neues waren; und in der That berichtet Aristoteles, daß das erstere dieser Verfahren von Sokrates eingeführt wurde. Beide sind unlösbar mit einander verknüpft, indem die Eintheilung, wie Plato hervorhebt, der einzige Weg zur Definition ist. Um zu finden, was ein Ding ist, ist es nothwendig, vom Seienden im Allgemeinen oder von irgend einer umfassenden und bekannten Art, welche das gesuchte Ding einschließt, auszugehen, dann die Art in ihre Bestandtheile und diese wieder in andere zu zerlegen, wobei jede

Unterabtheilung wo möglich aus zwei Gliedern bestehen soll (hierin ist Plato ein Vorgänger von Ramus und Bentham), und auf jeder Stufe des Verfahrens die unterscheidende Eigenthümlichkeit hervorzuheben, welche ein Glied vom andern sondert. Wenn wir in der Eintheilung bis zu dem Dinge herabgelangt sind, nach dem wir forschen, haben wir die Punkte bemerkt, in denen es mit allen ihm verwandten Dingen übereinstimmt, und die Punkte, welche seine Verschiedenheit von ihnen ausmachen, so daß wir im Stande sind, eine Definition davon zu geben, welche ein Auszug seiner gesammten Natur ist. Diese Methode, zu einer Definition zu gelangen, wird im „Sophisten" und „Staatsmann" durch sorgfältig ausgeführte Beispiele, zuerst an einem geringfügigen Gegenstand, dann aber an einem großen und schwierigen erläutert; es sind dieß zwei der bedeutendsten unter den platonischen Dialogen, weil in beiden die Auffassung dieses Theils des philosophischen Processes ganz im Style Bacons gehalten ist, und nicht durch die ontologische Theorie beeinträchtigt wird, welche Plato in anderen Schriften über seiner reinen Logik aufbaut*). Aber wir würden uns eine sehr ungenügende Vorstellung von der Philosophie Plato's bilden, wollten wir diese Theorie außer Acht lassen. Nach Plato's Auffassung ist das die Einzeldinge, die in eine Gattung zusammengefaßt werden, verknüpfende einheitliche Band nicht ein Begriff, welcher durch Abstraction entstanden ist und keine Existenz außerhalb des Geistes hat, sondern eine Form oder Idee, welche für sich besteht und einer andern Welt als der unsrigen angehört; die concreten Gegenstände haben Antheil an der Natur dieser Form oder Idee, in deren Aehnlichkeit (wiewohl nur in einer sehr unvollkommenen) sie erschaffen worden sind. Als diese Weise, den Proceß der Verallgemeinerung aufzufassen, sich in Plato's Geist festgesetzt hatte, gelangte er dazu, die Ideen als das wirklich Seiende anzusehen, das allein dauernden Bestand hat und allein ein Gegenstand der Erkenntniß ist. Die Einzeldinge sind, soweit man überhaupt sagen kann, daß sie erkennbar sind, dieß nur durch die Vermittlung dieser Ideen, welche kennen zu lernen daher die specifische Aufgabe des Philosophen ist. So erhob er diesen über die Natur und die Erde und stellte ihn den Göttern gleich, welche, als Besitzer der höchsten Weisheit, in ewiger Betrachtung dieser herrlichen und überirdischen Wesenheiten leben

*) Die Wandlung in Plato's Geiste von der einfachen zur transcendentalen Theorie wird in dem siebenten Briefe, von dem bei Grote, I, 223 ff., ein Auszug gegeben ist, in ziemlich verständlicher Weise dargestellt.

müssen. Wir sind hier bei der mystischen und poetischen Seite von Plato's Philosophie angelangt, und da die Dialektik der einzige Weg ist, auf dem ein irdisches Geschöpf diesen göttlichen Existenzen nahe kommen kann (denn er sah ihre Wahrnehmung keineswegs als intuitiv an), so beginnen wir zu verstehen, wie diese Methode zu der poetischen und religiösen Verklärung gelangt, die sie in seinem Geiste umgiebt, wie der Dialektiker zu einer Art von göttlicher Person wird — die nächste Annäherung an die Natur der Himmelsbewohner, die dem Menschen zu erreichen vergönnt ist.

Doch hängt der wirkliche Werth der platonischen Dialektik nicht von diesem metaphysischen und religiösen Oberbau ab, und bevor wir Plato weiter auf dieses schwankende Gebiet folgen, müssen wir ein wenig bei der Dankesschuld verweilen, welche ihm von Seiten der Menschheit für seine Dialektik, ohne Vergleich das kostbarste seiner Vermächtnisse, gebührt.

Die größere Hälfte der Schriften Plato's ist geradezu der Anwendung der Kunst der Dialektik und ihrer Erläuterung durch Beispiele gewidmet; es wird darin je in einer Unterredung zwischen zwei Personen eine Untersuchung über die Definition eines allgemein gebräuchlichen Ausdrucks geführt, mit welchem Gefühlsaffecte und thätige Antriebe oder hemmende Impulse verknüpft sind. Manchmal nimmt die Untersuchung die Form der Widerlegung der von einem gefeierten Lehrer oder selbstbewußten Dogmatiker aufgestellten Meinung an; andere Male ist der Unterredner ein Freund oder Begleiter, gewöhnlich ein unschuldiger Jüngling, der dazu ermuntert wird, eine Definition zu versuchen, und der in dem Maße als seine Wagnisse der Reihe nach als unzureichend erwiesen werden, immer neue Definitionen zu bilden unternimmt, welche von dem besonderen, eben nachgewiesenen Mangel frei sind. Eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche diese Untersuchungen umfassen, wird der mit Plato nicht Vertraute aus der folgenden Uebersicht gewinnen:

Euthyphro: Was ist Heiligkeit?

Laches: Was ist Muth?

Charmides: Was ist Mäßigkeit (oder Enthaltsamkeit, oder Besonnenheit, oder Selbstbeherrschung, oder Nüchternheit)?

Lysis: Was ist Freundschaft (oder Zuneigung, oder Vorliebe, oder Anhänglichkeit, oder Anziehung, oder Bevorzugung)? Oder vielmehr, was ist der natürliche Gegenstand dieses Gefühles?

Hippias Major: Was ist das Schöne (oder das Ehrenhafte, oder das Edle, oder das Bewundernswerthe)?

Erastae: Was ist Philosophie?

Hipparchus: Was ist τὸ φιλοκερδές (Gemeinheit, Habsucht, Geldgier)?

Minos: Was ist ein Gesetz?

Meno: Was ist Tugend?

Theaetetus: Was ist Erkenntniß?

Sophistes: Was ist ein Sophist?

Politicus: Was ist ein Staatsmann?

Alle diese Dialoge haben zum einzigen Zweck die Erforschung von Definitionen, entweder auf dem Wege der Widerlegung oder der einfachen Untersuchung. Wenn wir diejenigen Dialoge hinzufügen, von denen ein beträchtliches Stück derselben Bestimmung dient, während das Gespräch außerdem noch andere Zwecke verfolgt, so finden wir darunter die vier größten Meisterwerke, die Plato's Genius geschaffen hat:

Protagoras. Eine vielseitige und herrliche Entfaltung des sokratischen und platonischen Geistes, welche zum großen Theile aus einer Erforschung der Definitionen der Cardinaltugenden, und insbesondere der Tapferkeit, besteht.

Phaedrus. Ebenso reichhaltig; ein Theil davon ist eine Erörterung über die Natur und Definition der Rhetorik.

Gorgias. Was ist Rhetorik? Mit dieser Frage hebt der Dialog an, aber er geht dann in eine ethische Controverse betreffs des Vorzugs des gerechten Lebens vor dem ungerechten über.

Republik. Die Frage: was ist Gerechtigkeit? bildet den Ausgangspunkt dieses großen Werkes, welches sich zu einer vollständigen Besprechung der platonischen Sittenlehre und der Einrichtung eines vollkommenen Gemeinwesens erweitert.

Das ist eine Reihe von Untersuchungen, wohl würdig, jenem Philosophen beigelegt zu werden, welcher, wie Xenophon *) erzählt, „im Verein mit seinen Gefährten unablässig darüber nachsann, was jedes existirende Ding sei", da er der Meinung war, „daß diejenigen, welche wissen, was jedes Ding ist, im Stande sind, andere Leute darüber zu belehren; aber wenn sie es nicht wissen, ist es kein Wunder, daß sie selbst irre gehen und Andere mißleiten".

Wenn wir diese Liste durchfliegen, werden wir lebhaft daran gemahnt, was für ein seltsames Ding doch die „gemischten Modi" sind, um der Psychologie Locke's ein Wort zu entlehnen, welches einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen ist und solche zusammengesetzte Vorstellungen bezeichnet, die sich der Geist selbst schafft,

*) Memor. IV, 6, 1.

nicht indem er ein in der Natur vorfindliches Original direct copirt, sondern indem er der Erfahrung mit mehr oder weniger Willkür entnommene Elemente zusammenfügt. Von dieser Art sind die verschiedenen mit Lob und Tadel verknüpften Begriffe, welche, da sie zumeist aus Bestandtheilen zusammengesetzt sind, die durch wenig anderes als durch eine gemeinsame Gemüthsempfindung zusammengehalten werden, in verschiedenen Zeitaltern und in verschiedenen Ländern Verschiedenes enthalten, und deren Bezeichnungen in der einen Sprache kein genaues Aequivalent in einer andern besitzen. So fanden wir es unmöglich, die Gegenstände von mehreren Dialogen Plato's anders wiederzugeben, als indem wir eine Anzahl von Namen häuften, von denen keiner dem griechischen Worte vollkommen entspricht, und welche selbst in ihrer Verbindung nur eine annähernd richtige Bezeichnung derselben Vereinigung von Attributen bilden. Der Gegenstand des Lysis ist *φιλία*, was wir mit Freundschaft übersetzen, und die Untersuchung über die Natur der *φιλία* soll in der That von der Freundschaft Rechenschaft geben. Aber sie handelt ebenso von der *φιλία* eines Menschen für Pferde, Hunde und Wein, von der *φιλία* eines kranken Körpers für Gesundheit und Arzneien, von jener eines Philosophen für Weisheit, und selbst von der imaginären Anziehung, welche das Trockene auf das Feuchte, das Kalte auf das Heiße, das Bittere auf das Süße, das Leere auf das Volle, und die Gegensätze überhaupt auf einander ausüben*). Aber trotz dieser Verschiedenheiten der Welt Plato's von der unsrigen in Betreff der Bildung von zusammengesetzten Vorstellungen, an welche Gemüthsempfindungen geknüpft sind, wird doch ein Jeder, der die richtige Werthschätzung der Methode besitzt, aus solchen Fällen oft ebenso viel lernen, als aus den häufiger vorkommenden, in denen sich die Untersuchung auf einen gemischten Modus richtet, welcher mit einem uns selbst geläufigen, wie Tugend, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Erkenntniß, Gesetz, identisch oder nahe verwandt ist.

In vielen dieser Untersuchungen weiß die befragte Person zu Anfang nicht genau, was von ihr verlangt wird, und antwortet, anstatt mit einer wirklichen Definition, mit Beispielen von einzelnen Dingen, welche gemeinhin unter jenem Namen zusammengefaßt werden; dabei zeigt sich der anspruchsvolle und gewandte

*) [Hier folgen im Original einige Bemerkungen über die Unübersetzbarkeit der griechischen Worte *σωφροσύνη* und *ἀφροσύνη*, des *καλόν* und *αἰσχρόν*, welche so vielfach mit Eigenthümlichkeiten der englischen Sprache zusammenhängen, daß der Uebersetzer und Herausgeber es angemessen fanden, von ihrer Wiedergabe abzusehen.]

Lehrer Hippias ebenso unbekannt mit der beabsichtigten Art von Untersuchung und erweist sich bei seinen Versuchen noch ungeübter und unbeholfener, als der ehrenwerthe und tüchtige Mann des praktischen Lebens, Laches, der wohlhabende thessalische Patrizier Menon, oder der Jüngling Theaetet. Sokrates bemüht sich, durch eine Fülle von erläuternden Beispielen (welche zeigen, wie fremdartig damals dieser Gedanke war) ihnen klar zu machen, daß es sich nicht um irgend welche besondere Fälle des Schönen oder der Tugend oder der Erkenntniß, sondern darum handle, was Schönheit oder Tugend oder Erkenntniß an sich selbst sind. Der Unterredner wird dann ermuthigt, oder, wenn er eine feindliche Stellung einnimmt, genöthigt, irgend einen Zug oder Umstand namhaft zu machen, der sich immer mit der Vorstellung oder mit dem Ausdruck, deren Bedeutung untersucht wird, vereint vorfindet. Sokrates' Aufgabe ist es dann, entweder zu zeigen, daß dieser Zug oder Umstand nicht in allen Fällen vorhanden ist, oder — was häufiger vorkommt — darzuthun, daß er sich in viel mehr Fällen vorfindet, als auf welche der Ausdruck anwendbar ist. So nöthigt er den Unterredner, entweder seine Definition zurückzuziehen und eine andere zu versuchen, oder dieselbe durch irgend einen Zusatz einzuschränken, welcher die Einzelfälle, die anfänglich aus Unachtsamkeit mit aufgenommen waren, auszuschließen bestimmt ist. Viele Definitionen werden versucht und als unhaltbar nachgewiesen, und der Dialog schließt oft ohne ein anderes Ergebniß, als das Geständniß der Unwissenheit. Selbst wenn eine der geprüften Definitionen in dem einen Dialoge anerkannt zu sein scheint, so wird sie oft in einem anderen bestritten und anscheinend widerlegt, so daß der Erfolg im Ganzen mehr ein Gewinn an Methode als an Lehrsätzen ist, wenngleich bei der allseitigen Durchpflügung des Untersuchungsfeldes, welches dieser Proceß mit sich bringt, unverkennbare Bruchstücke der Wahrheit zu Tage gefördert werden. Auch die Widerlegungen erscheinen uns, bei allem bewunderungswürdigen Scharfsinn, häufig als augenfällige Trugschlüsse. Und doch ist dieser Proceß die einzig richtige Methode, um zu abstracten Begriffen zu gelangen, welche sowohl klar sind, als auch wirklichen Punkten der Uebereinstimmung unter den realen Thatsachen entsprechen; und die so mannigfaltige und so meisterhafte Exemplification derselben in den platonischen Dialogen bildet eine Schule des präcisen Denkens, der sich auch heute noch in der philosophischen Literatur nichts auch nur annähernd vergleichen läßt. Die Annahme, daß dialektische Schulung nur Dialektiker bilde, zeugt von großer Unkenntniß ihrer Macht und Wirksamkeit. Eine solche

Schulung ist eine unerläßliche Erziehung für dogmatische Denker, und es ist ganz naturgemäß, daß aus der Schule des Plato ein Aristoteles hervorgegangen ist. Aber die zahlreichen Denker ersten Ranges, welche so viel von ihrer Klarheit und Geistesstärke der platonischen Dialektik verdanken, haben die Förderung, welche sie durch dieselbe erfuhren, mehr durch eigene positive Leistungen als durch die Schöpfung von neuen dialektischen Musterwerken zum Ausdruck gebracht. Die Dialoge sind daher immer noch die unerreichten Vorbilder des dialektischen Processes, sie fesseln durch all die Anmuth und all den Glanz der Ausführung, welche ihrem Autor den Namen der attischen Biene eingetragen haben, und bieten ein in der gesammten Literatur einzig dastehendes Beispiel von der Vereinigung der höchsten philosophischen Begabung mit dem vollendetsten Geschick und Gefühl eines Künstlers.

Aber soviel auch die moderne Welt der platonischen Dialektik verdankt, so ist sie doch dieser Verpflichtungen selten in entsprechender Weise eingedenk gewesen. Das Kreuz- und Querverhör ist niemals beliebt und volksthümlich geworden.

„In dem natürlichen Wachsthum des menschlichen Geistes folgt nicht der Glaube dem Beweise, sondern er entsteht gesondert und unabhängig von ihm; ein unreifer Verstand glaubt zuerst, und beweist, wenn er überhaupt jemals nach Beweisen sucht, erst später. Dieser Hang unseres Geistes wird noch durch den Druck und die Autorität von König *Νόμος* verstärkt, welcher mit Unerbittlichkeit Glauben heischt, aber Beweise weder vorbringt noch verlangt. Die Gesellschaft, welche selbst in tief wurzelnden Ueberzeugungen lebt, schenkt der Stimme eines einsamen Grüblers, welche sich gegen die so fest gegründeten Meinungen erhebt, kein ruhiges Gehör; auch liebt sie es nicht, daß man sie auffordere, solche Meinungen zu erklären oder zu zergliedern, oder mit einander in Einklang zu bringen. Sie ist insbesondere einem dialektischen Kampfe abgeneigt, welcher dem abwehrenden Arme der Philosophie freie Entfaltung und eingreifende Wirksamkeit verleiht" *).

„Nichts kann für einen gewöhnlichen Verstand abstoßender sein, als die gründliche Sichtung von eingewurzelten, durch lange Gewöhnung vertraut gewordenen Ansichten" **). Kaum irgend ein Moderner ertrüge es, sich dem sokratischen Verhöre zu unterziehen, welches Plato so sehr als der einzig zureichende *Ἔλεγχος* oder Prüfstein galt, daß er nur eine sehr geringe Meinung von dem Werthe langer Reden oder schriftlicher Abhandlungen hegte, zumal bei den letzteren der Verfasser nicht selbst bei der Hand ist, um dem Fragenden Rede zu stehen und ihn selbst zu befragen — *διδόναι καὶ δέχεσθαι λόγον*. Selbst diejenige Annäherung an

---

*) Grote, I, 258.
**) Ebend. II, 12.

die sokratische Methode, welche die schriftliche Abfassung zuläßt, die Widerlegung von Gegnern hinter ihrem Rücken, wird selten mit lebhafter Gunst betrachtet, indem selbst diejenigen, welche die Ansicht des polemischen Schriftstellers theilen, daran nur geringes Interesse nehmen, etwa von dem Vergnügen abgesehen, das sie über die Demüthigung ihrer Gegner empfinden. Was sie selbst betrifft, so sind sie zufrieden, von ihren eigenen Gründen überzeugt zu sein, ohne sich viel um Gegengründe zu kümmern, deren Unstichhältigkeit sie für ausgemacht halten. Und doch ist die Ermittelung der Wahrheit, überall außer in der Mathematik, nicht eine einfache, sondern eine zwiefache Aufgabe. Die Frage lautet nicht: was läßt sich für eine Ansicht sagen, sondern: läßt sich mehr für oder gegen sie sagen? Ein wahrhaftes Wissen und wirklich vertrauenswürdige Ueberzeugungen besitzt nur Jener, welcher sowohl entgegengesetzte Meinung widerlegen, als die seinige gegen Angriffe erfolgreich vertheidigen kann. Aber diese, die bedeutsamste Lehre, die sich aus Plato's Schriften gewinnen läßt, hat die Welt und viele ihrer gefeierten Lehrer sich nur in sehr unvollkommener Weise zu Nutze gemacht. Unserem freien Parlamente und der Oeffentlichkeit unseres Gerichtsverfahrens verdanken wir es, wenn wir den Werth der Debatte irgend wie zu schätzen wissen. Die Athener, welche unabläßig damit beschäftigt waren, in jeder Frage der Politik und des Rechtes beide Parteien zu hören, hatten dafür eine viel tiefere Empfindung.

In gleicher Weise wird die andere oder positive Seite der platonischen Dialektik unterschätzt, das Verfahren nämlich, durch welches die unbestimmten Allgemeinheiten, welche in gewöhnlicher Rede als Richtschnur des Tadels oder Beifalls dienen, auf die logische Folter gespannt und gezwungen werden, den präcisen Sinn, den sie in sich bergen, zu erschließen. Diese zweifache Obliegenheit: die eigenen Meinungen gegen die Angriffe der Gegner vertheidigen und die ihrigen widerlegen zu können, und andererseits niemals in ernster Unterredung ein Wort ohne scharf begrenzten Sinn zu gebrauchen, ist immer den Classen verhaßt gewesen, welche fast die ganze Menschheit zusammensetzen, den Dogmatikern jeder Farbe und den bloßen Praktikern. Daher kommt es, daß der menschliche Geist so langsam fortschreitet und selbst dadurch, daß er immer mehr von den Ergebnissen der Weisheit in sich aufnimmt, nur so wenig weiser wird. In den Dingen, welche von natürlicher Findigkeit abhängen, die sich zu allen Zeiten ungefähr gleich reichlich vorfindet, stehen wir hinter unseren Vorvätern nicht zurück, in der Kenntniß von beobachteten Thatsachen sind wir ihnen weit überlegen; aber wir schütteln immer nur einzelne

Irrthümer ab, ohne die Ursachen der Irrthümer auszurotten; die „Trugbilder des Stammes“ (um mit Bacon zu sprechen) und selbst die „Trugbilder der Höhle“ verfolgen uns fast ebenso unablässig, wie vordem; die Schulung, welche den Geist selbst reinigt und ihn vor falschen Verallgemeinerungen, vor nicht schlußkräftigen Folgerungen und baarem Unsinn in den Gebieten, welche er nur sehr unvollkommen kennt, behütet, fehlt immer noch in allen Köpfen mit Ausnahme sehr weniger. Wir sind von vielen falschen und schädlichen Meinungen abgekommen, aber nicht in Folge der Verbesserung der Geistesgewohnheiten, welche diese erzeugen, sondern in Folge der Evidenz von Thatsachen; und wir sind fast ebenso bereit als je, dort neue Irrthümer anzunehmen, wo unsere Sinne und unser Gedächtniß uns nicht mit Wahrheiten versehen, denen jene besonderen irrigen Meinungen widersprechen würden.

Es ist befremdend, daß Plato selbst den Kern seiner Lehren sich nicht in vollem Umfange zu Nutzen gemacht hat. Das ist einer von den Widersprüchen, durch welche er solch ein Räthsel für die Nachwelt geworden ist. Es kann Niemand viele seiner Werke lesen und noch daran zweifeln, daß er positive Meinungen hatte. Aber er unterzieht seine eigenen Meinungen nicht der Probe, welche er fremden gegenüber anwendet. „Es hängt von dem augenblicklichen Zwecke ab, welchen Plato mit seiner Argumentation verfolgt, ob er sich dafür entscheidet, die Einwendungen zu häufen und sie zur Geltung zu bringen, oder sie gänzlich zu vernachlässigen“ *). „Der positiv-lehrende Sokrates behauptet nur darum seinen Platz, weil es dem Sokrates des Kreuzverhöres nicht verstattet ist, ihn anzugreifen“ **). Oder, was schlimmer ist, Plato wendet sein Prüfmittel an und vernachlässigt dessen Anzeigen; er spricht klar und kräftig die Einwendungen aus, die gegen die von ihm begünstigte Meinung bestehen und setzt seinen Weg fort, als ob sie nicht vorhanden wären. Wenn es eine Lehre giebt, welche der Leitstern seiner tiefsten Speculationen ist, welche er mit all der Scheinbarkeit ausstattet, die seine wunderbare Kunst der Darstellung verleihen kann, welche er in die glühendsten Farben seiner poetischen Einbildungskraft taucht: so ist es die Lehre von den für-sich-seienden Ideen, die wesentliche Grundlage einiger seiner großartigsten Dialoge, besonders des Phaedrus, des Phaedo und eines bedeutenden Theiles der Republik. Und doch findet sich in seinen Schriften kein bemerkenswertheres Muster von logischer

---

*) Grote, II, 108.
**) Ebend. I, 323.

Widerlegung als jene, durch welche Parmenides in dem nach ihm benannten Dialoge dieselbe Lehre, die dort dem jugendlichen Sokrates in den Mund gelegt ist, vernichtet. Aus diesem Grunde entscheiden sich auch einige der platonischen Kritiker dafür, daß der Parmenides kein Werk Plato's, sondern von einem Jünger der eleatischen Schule verfaßt und gegen Plato gerichtet sei; aber sie vergessen, daß der Parmenides des Dialoges eine ebenso entschiedene Widerlegung seiner eigenen Hauptlehre von der Einheit des Seienden giebt, und daß er überdieß an seine Zurückweisung der Ideenlehre die Bemerkung knüpft, es würden, so großen Schwierigkeiten dieselbe auch unterliege, doch Philosophie und Dialektik unmöglich werden, wenn man sie nicht gelten ließe*). Man sollte erwarten, daß eine so wichtige Theorie nicht in diesem Schwebezustand zwischen zwei einander widersprechenden und für gleich unwiderstehlich gehaltenen Beweisen gelassen würde. Man dürfte voraussetzen, daß der große Meister der Dialektik, der doch die Lehre annahm, sich für verpflichtet halten würde, ihre anscheinende Widerlegung selbst zu widerlegen. Aber er thut dieß nirgends, und (wir wagen die Vermuthung) er hätte es nicht thun können. Die Einwände werden in einer abgekürzten Form im Philebus wiederholt und dort ebenso wenig beantwortet, indem Sokrates blos bemerkt, daß dieser Gegenstand wohl allezeit ein Thema für den Scharfsinn junger Dialektiker bleiben werde**). Plato, der Dogmatiker, erscheint als eine ganz verschiedene Person von Plato, dem Kritiker.

„Die***) beiden Strömungen seiner Speculation, die schaffende und die zerstörende, sind gesondert und von einander unabhängig. Wo die schaffende ungewöhnlich vorwiegt (wie im Timaeus), da wird die zerstörende völlig unsichtbar. Timaeus verkündet die weitgehendsten Theorien, von denen der wirkliche Sokrates keine einzige mit den eindringlichsten Fragen verschont hätte; aber der platonische Sokrates hört sie mit achtungsvollem Stillschweigen an und lobt sie später. Wenn Plato an das Schaffen geht, sind seine Dogmen ganz und gar aprioristisch; sie verkünden Ahnungen oder Hypothesen, die ihren Anspruch auf seinen Glauben nicht von ihrer Tauglichkeit herleiten, die von ihm erhobenen Einwände zu lösen, sondern von einem tiefen und feierlichen Gefühl — religiöser, ethischer, ästhetischer oder poetischer Art u. s. w., von der Verehrung des Ebenmaßes oder der Exactheit der Zahlen u. s. w. Diese Dogmen sind Ausflüsse irgend eines erhabenen Gefühles betreffs des Göttlichen, Guten, Gerechten, Schönen, Ebenmäßigen u. s. w., welches Plato in seine Corollarien verfolgt. Aber das ist ein Proceß für sich, und während Plato ihn durchführt, werden die früher erhobenen Zweifel

---

*) Plato, Parmenides, 135 B.
**) Plato, Philebus, 15 D.
***) Grote, I, 270.

nicht hervorgeholt, um gelöst zu werden, sondern sie werden vergessen oder der Aufmerksamkeit entrückt".

„Plato*) war Skeptiker, Dogmatiker, religiöser Mystiker und Inquisitor, Mathematiker, Philosoph, Dichter (erotischer sowohl als satirischer), Rhetor und Künstler, alles zugleich, oder wenigstens alles nach einander in den fünfzig Jahren seiner philosophischen Laufbahn. Zu der einen Zeit verlangt sein überquellender dialektischer Drang nach Befriedigung und giebt sich in einer Reihenfolge scharfsinniger Zweifel und ungelöster Widersprüche kund; ein andermal ist er voll theologischen Unwillens gegen diejenigen, welche Helios und Selene lästern, oder die allumfassende Vorsehung der Götter läugnen. Hier begegnen wir demüthigen Eingeständnissen der Unwissenheit und Verwahrungen gegen die falsche Einbildung des Wissens, die als ebenso beklagenswerth wie weit verbreitet dargestellt wird; dort finden wir eine Beschreibung des Vorganges der uranfänglichen Weltentstehung, die nicht genauer sein könnte, wenn der Verfasser der Vertraute der verborgensten Absichten des Demiurgos gewesen wäre. In dem einen Dialoge hat die Liebesschwärmerei die Oberhand, die zwischen schönen Jünglingen und philosophischen Begriffen getheilt und mit einer religiösen Begeisterung und Verzückung versetzt ist, welche alle menschliche Mäßigung verachtet und hinter sich läßt (Phaedrus); in einem anderen werden alle heftigen Seelentriebe zurückgewiesen und gebrandmarkt und nichts als ehrbar anerkannt, außer der Bethätigung der ruhigen und leidenschaftslosen Einsicht (Philebus, Phaedo). Der Dithyrambus und der Mythus wird mit der Satire, und ein ethischer Gesichtspunkt mit dem anderen vertauscht (Protagoras, Gorgias). Und die Alles bewältigende dramatische Kraft des Meisters verleiht jeder dieser mannigfaltigen Tendenzen vollen Nachdruck. Im Ganzen ähnelt das Gesammtbild Plato's, um ein Gleichniß Plato's selbst zu gebrauchen, einigermaßen jenen phantastischen Verbindungen von Thiergestalten, welche die hellenische Mythologie ersonnen hat; es enthält eine Anzahl getrennter und verschiedenartiger Personen, welche nur darum wie eine einzige aussehen, weil dieselbe äußere Hülle sie umschließt."

Wir glauben, daß wenngleich nicht alle, so doch die wichtigsten dieser Verschiedenheiten in Ton und Empfindung sich aus dem zunehmenden Alter des Philosophen und der Erstarkung seiner positiven Ueberzeugungen ableiten lassen. Schon der erste Factor allein kann uns Vieles erklären. Niemand wird einen Beweis dafür verlangen, daß die Befehdung der heftigeren Genüsse und die Verdammung aller geistigen Störungen, wie sie sich im Philebus, in den „Gesetzen" und selbst in der Republik finden, einer späteren Lebenszeit angehören, als die Liebesschwärmerei des Phaedrus und des „Gastmahls". Andererseits zeigen alle die Werke, welche die deutlichsten Spuren späterer Entstehung an sich tragen, eine große Wandlung in der Werthschätzung der sokratischen Prüfungsmethode. Es war Plato augenscheinlich so ergangen, wie nicht wenigen großen Reformatoren, und Niemandem in auffälligerer Weise als Luther, welcher eben darum, weil er mit seiner ursprünglichen

*) Grote, I, 214—215.

Absicht über jede vernünftige Erwartung hinaus durchgedrungen war, während der späteren Hälfte seines Lebens seine beste Kraft daran setzen mußte, um diejenigen seiner Anhänger, welche ihrem Führer vorausgeeilt waren, zurückzudrängen. In den blos untersuchenden Dialogen, welche Plato vermuthlich schrieb, als der Einfluß des Sokrates noch seinen Geist beherrschte, giebt es nichts, was er, in der Person seines Helden, öfter wiederholt, als daß das bloße Erwecken des Bewußtseins der Unwissenheit, die bloße Zerstörung jener falschen Einbildung von Wissen, welche unter den Menschen so allgemein ist, schon an und für sich, auch ohne Rücksicht auf etwaige weitere Folgen, ein höchst schätzbarer Erfolg der Dialektik ist. Als er jedoch an Jahren vorrückte und seinerseits von der unverbrüchlichen Richtigkeit seiner Meinungen überzeugt ward, als er, um ein Gleichniß Grote's zu gebrauchen, aufhörte, der Führer der Opposition zu sein, und sich auf den ministeriellen Bänken niederließ, da kam er zur Einsicht, daß die sokratische Methode ein zweischneidiges Werkzeug sei. Bereits in der Republik sehen wir ihn bei den Gefahren einer rein negativen Geistesrichtung verweilen und es beklagen, daß die Dialektik so frühzeitig in die Erziehung eingreift und von „unreifen Jünglingen" *) aufgegriffen wird, „welche das Recht des Fragenstellens mißbrauchen, allen ihren von früh auf gehegten Meinungen mißtrauen, und schließlich alle positiven Ueberzeugungen verlieren". In dem platonischen Staate beginnt die Beschäftigung mit der Dialektik erst mit dem dreißigsten Lebensjahre, damit Plato's eigene Dogmen einen weiten Vorsprung gewinnen, bevor sie den Gefahren der sokratischen Prüfung ausgesetzt werden. Aber die Dialektik mit ihrem logischen Kreuzverhör gilt darin immer noch für das mächtige Organ des philosophischen Denkens, und nur die in ihr Geschulten werden für befähigt zum Regieren erachtet. Aber als Plato noch mehr an Jahren und an Dogmatismus zunahm, scheint er die Schätzung der Dialektik und die Freude an ihr gänzlich verloren zu haben. In seinem zweiten Ideal-Staate, in den „Gesetzen", wird sie nicht mehr erwähnt, sie bildet keinen Bestandtheil der Erziehung, sei es der Regierer oder der Regierten; an ihre Stelle ist vielmehr eine starre und unwandelbare Orthodoxie von Plato's eigener Mache getreten, und jede Auflehnung gegen dieselbe, oder jeder schüchterne Versuch, sie durch den Ἔλεγχος zu prüfen, wird mit Torquemada-artiger Strenge geahndet. Was den Umstand betrifft, daß Plato es unterließ, seine Meinungen

---

*) Grote, III, 103.

in seinem eigenen Geiste gegen die von ihm erhobenen Einwendungen zu festigen, so vermuthen wir, daß er an der Brauchbarkeit des dialektischen Processes als eines Werkzeugs zur Ermittelung der Wahrheit verzweifelte, und daß die Unmöglichkeit, seine eigenen Einwände zu lösen, ihn zur Ueberzeugung brachte, daß sich gegen alle Wahrheiten dialektisch unlösbare Einwendungen erheben lassen. Indem nun die ethischen und politischen Tendenzen seines Geistes die Oberhand über die rein speculativen gewannen, hielt er es für das wünschenswertheste, daß diejenigen Ansichten, denen die beste ethische Tendenz innewohnt, gelehrt werden sollten, mit wenig oder gar keiner Rücksicht darauf, ob sie sich als wahr erweisen lassen, und selbst auf die Gefahr hin, daß sie falsch seien.

So haben wir also, von minder bedeutenden Discrepanzen abgesehen, zwei scharf ausgeprägte Personen in Plato vor uns: den Sokratiker und den Dogmatiker; von diesen hat sich der erste ungleich besser um die Menschheit verdient gemacht, aber der letztere hat von dieser weit höhere Ehren empfangen. Und dieß ist wohl begreiflich; denn der Eine lieferte gar Vielen eine brauchbare Stütze für ihre moralischen und religiösen Dogmen, während der Andere nur den menschlichen Verstand geklärt und gekräftigt hat.

Allerdings sind die Huldigungen, welche alle gebildeten Epochen Plato als bloßem Moralisten, als einem der gewaltigsten Lehrer der Tugend dargebracht haben, die jemals unter den Menschen erschienen sind, vollauf gerechtfertigt. Unter all seinen Wandlungen giebt es doch Eines, dem er immer treu bleibt — die Anerkennung des Alles überragenden Werthes der Tugend und Weisheit (welche er unabänderlich mit einander identificirt) und der unendlichen Ueberlegenheit des gerechten Lebens — selbst inmitten von Verfolgung und Verläumdung — vor dem ungerechten, selbst wenn dieses von den Menschen geehrt und mit noch soviel Macht und Größe umgeben ist. Und was er also selbst fühlt, das vermag er mit einer Gewalt, die Keiner jemals übertroffen hat, auch seine Leser fühlen zu machen. Diese Eigenschaft ist es, welche in ihm den Charakter eines *großen Lehrers* zur Vollendung bringt. Andere können belehren, Plato aber gehört zu Jenen, welche *große Männer* bilden durch die Vereinigung von sittlicher Begeisterung und logischer Zucht. „In einem der verlorenen Dialoge des Aristoteles," sagt Grote*), „ward eines korinthischen Landsmanns lobende Erwähnung gethan, welcher bei der Lectüre des platonischen Gorgias von so feuriger Bewun-

*) Grote, II, 90.

derung ergriffen wurde, daß er seine Aecker und Weinberge verließ und sofort nach Athen eilte, um sich der Führung Plato's anzuvertrauen." Wir dürfen sicher sein, daß der Gorgias diese außerordentliche Wirkung seelenbezwingender Gewalt nicht seinen Argumenten verdankte; denn diese sind fast durchweg Trugschlüsse und hätten nicht der ersten Berührung des prüfenden Kreuzverhörs widerstanden, welches in so schonungsloser Weise gegen ihre Angreifer in Anwendung gebracht wird. Dieser große Dialog, voll von richtigen Gedanken und schönen Beobachtungen über die menschliche Natur, ist, was die Beweisführung anbetrifft, eines der schwächsten unter Plato's Werken. Nicht durch seine Logik, sondern durch sein Ethos bringt er seine Wirkungen hervor; nicht indem er den Verstand belehrt, sondern indem er die Gefühle und die Einbildungskraft beeinflußt. Auch ist dieß keineswegs befremdend; denn die uneigennützige Liebe zur Tugend i st eine Sache des Gefühls. Es ist unmöglich, Plato's These, daß die Gerechtigkeit die höchste Glückseligkeit sei, irgend Jemandem zu beweisen, wenn man ihn nicht dazu bringen kann, sie als solche zu empfinden. Man kann ihn die äußeren Bestimmungsgründe, welche sie empfehlen, das günstige Urtheil und die hilfreiche Gesinnung der Menschen und endlich die Belohnungen eines zukünftigen Lebens schätzen lehren; aber auf diese Betrachtungen stützt sich Plato im Gorgias nicht, obwohl er sie an anderen Orten zu Hilfe nimmt: die Vergeltung nach dem Tode wagt er nur in der Gestalt eines Mythus einzuführen, und die Betonung des irdischen Lohnes stünde im Widerspruch mit der ganzen Anlage des Dialoges, welcher den gerechten und tugendhaften Mann als ein in jeder bestehenden Gesellschaft vereinsamtes, falsch beurtheiltes, verfolgtes Wesen darstellt, das den Schmeichlern der Menge gegenüber nicht mehr Aussicht auf Erfolg hat, als (um Plato's Gleichniß zu gebrauchen) ein Arzt, gegen den ein Zuckerbäcker vor einer Jury von Kindern die Anklage erheben würde, daß er ihnen abscheulich schmeckende Arzneien anstatt köstlicher Leckereien verabreiche. Es ist gerade dieses Gemälde des sittlichen Helden, welcher an seinen Grundsätzen der Feindschaft und Verachtung einer Welt zum Trotze festhält, das die Herrlichkeit und die Gewalt des Gorgias ausmacht. Der Sokrates des Dialoges läßt uns empfinden, daß alle anderen Uebel erträglicher sind, als die Ungerechtigkeit der Seele, nicht indem er dieß beweist, sondern indem er in unserem Innern das Mitgefühl mit seiner eigenen begeisterten Empfindung wachruft. Er flößt Heldenmuth ein, weil er sich als Held erweist. Und trotz seiner logischen Gebrechen

bezeichnet der Gorgias einen der größten Fortschritte, welche jemals in der sittlichen Vervollkommnung stattgefunden haben: die Pflege uneigennütziger Bevorzugung der Pflicht um ihrer selbst willen, als etwas Höheres im Vergleich zu der Hintansetzung selbstischer Rücksichten auf Grund eines entfernteren selbstischen Interesses.

Ebenso nachdrücklich wird die Vorzüglichkeit und innere Glückseligkeit des gerechten Lebens in der Republik betont und auf Argumente von soliderem Gehalte gegründet. Aber Grote bemerkt mit Recht, daß diese Argumente, selbst wenn man ihre Beweiskraft zugiebt, sich nicht an die richtige Adresse wenden; denn das Leben, das sie voraussetzen, ist nicht einfach das eines Gerechten, sondern das eines Philosophen. Sie sind nicht auf das Musterbild eines gerechten Mannes, etwa auf einen Aristides, anwendbar, welcher kein Dialektiker ist, keinen Flug zu den Höhen der Speculation wagt und dem Anblick der für-sich-seienden Ideen um nichts näher ist als andere Leute, welcher aber um den Preis jedes möglichen persönlichen Opfers unweigerlich nach den Tugendregeln handelt, die von den besten seiner Landsleute anerkannt werden. Es ist nicht leicht ersichtlich, welcher Raum in der platonischen Theorie der Tugend für einen Aristides übrig bleibt, oder wie sein Lebensgang mit der Lehre des Plato und des historischen Sokrates zu vereinbaren ist, daß Tugend ein Zweig des Wissens und Niemand mit Absicht ungerecht sei. Aristides hatte wahrscheinlich dieselben Ansichten von Tugend wie seine Zeitgenossen, und hätte so wenig wie einer von ihnen die Fragen des Sokrates mit einer Definition beantworten können, welche allen Einwänden gewachsen war. Die Uebereinstimmung seines Willens mit den Vorschriften der Gerechtigkeit, das durch nichts beirrte Festhalten an denselben, bildete wahrscheinlich den hauptsächlichsten moralischen Unterschied zwischen ihm und gewöhnlichen Menschen. Plato hätte allerdings sagen können, daß Aristides das unentbehrlichste Stück der Erkenntniß besaß; er wußte, daß der gerechte Mann der glücklichste sein muß. Aber Aristides gehörte nicht zu jener Kategorie von Menschen, für welche Plato dieß, mit mehr oder weniger Glück, bewiesen hat; und die eigentliche platonische Lehre besagt, daß es unmöglich ist, gerecht zu sein, wenn man nicht (im hohen platonischen Sinne des Wortes) weiß, was Gerechtigkeit ist*).

---

*) Der historische Sokrates der Memorabilien (IV, 4, 12) antwortet auf eine Mahnung des Sophisten Hippias, nicht immer nur Andere zu quälen,

Wenn wir Plato als Moralisten mit diesem seinem eigenen Maße messen, wenn wir uns vom begeisterten Apostel der Tugend zum philosophischen Lehrer derselben wenden und nach seinem Kriterium der Tugend fragen, so begegnet uns in verschiedenen Schriften ein verschiedenes. Im Protagoras ist es ein ganz und gar utilitarisches, wie es gar Manche als „gemein" und „herabwürdigend" brandmarken, obwohl Grote dasselbe mit Recht vom utilitarischen Standpunkt aus verurtheilt, weil das uneigennützige Element darin keinen Raum findet. Nach dem Sokrates im Protagoras ist das einzige gute und erstrebenswerthe Ziel des

---

sondern sich selbst zu einer positiven Ansicht über Gerechtigkeit zu bekennen, mit einer Definition, welche zwar einen Aristides, aber nicht den platonischen Herrscher oder Philosophen mit eingeschlossen hätte; Gerechtigkeit, sagt er, ist *τὸ νόμιμον* — das den Landesgesetzen entsprechende Verhalten. Diese Definition, welche dem schwunglosen und praktischen Xenophon vollkommen zusagt, befriedigt jedoch den Sophisten nicht, der auch dießmal wieder als der Vorkämpfer eines höheren Gesetzes dargestellt wird. Er wendet ein, daß die Gesetze nicht der Maßstab der Tugend sein können, da die Bürger, welche dieselben erlassen, vielfach anderen Sinnes werden und Gesetze, die sie gegeben haben, wieder aufheben. Sokrates ertheilt die geistvolle und nicht unsokratische Antwort, daß die Bürger ja auch Krieg führen und wieder Frieden schließen; und doch schätzen wir einen guten Taktiker oder Soldaten nicht darum gering, weil es wieder einmal zum Frieden kommen kann. Das einzige Werk Plato's, dessen Richtung mit diesen Aeußerungen übereinstimmt, ist der Crito, in welchem Sokrates nach seiner Verurtheilung das Anerbieten, ihn aus dem Kerker zu befreien, zurückweist. Er betont hier in überaus nachdrücklicher Weise die Pflichten, welche ein Mann seinem Vaterlande und dessen Gesetzen, selbst wenn sie in ungerechter Weise gegen ihn angewendet werden, schuldet, und führt die Gesetze redend ein, wie sie ihm, für den Fall, daß er sich der Hinrichtung entzieht, Undankbarkeit vorwerfen, weil er sein Leben lang ihre Wohlthaten genossen und nun sich sträubt, sich ihren Anforderungen zu unterwerfen. Mit dem sonstigen platonischen Maßstab gemessen, erscheint die Antwort des Sokrates bei Xenophon auf die Frage des Hippias sehr unplatonisch; jedoch vermuthen wir, daß Plato selbst gewissen Personen und unter gewissen Umständen dieselbe Antwort ertheilt hätte, daß auch nach seiner Auffassung König *Νόμος* ein zureichender und geeigneter Herrscher für die Allgemeinheit der Menschen ist, und daß die Gesetze nebst den feststehenden Sitten (den *ἄγραφοι νόμοι*, wie die für alle Menschen giltigen Gesetze eben dort bei Xenophon genannt werden) seine wirkliche Richtschnur der Gerechtigkeit für den Bürger waren, obgleich er der Meinung war, daß der Gesetzgeber und der Philosoph eines mehr wissenschaftlichen Maßstabs nicht entrathen können. Von den vielen hierher gehörigen Stellen wollen wir (außer Theaetet 172 A und 177 D) nur jene in den „Gesetzen" (I, 637—8) namhaft machen, wo der Standpunkt des Bürgers, für den die Gesetze seines Vaterlandes den Kanon der Tugend bilden, jenem des Philosophen gegenübergestellt ist, welch letzterer durch die Gesprächspersonen vertreten ist, welche die Frage nach der Tugend des Gesetzgebers selbst beschäftigt.

Handelns die Lust und die Abwesenheit von Schmerz; alle anderen guten Dinge sind nur Mittel zu diesen Zwecken. Die Tugend ist eine Sache der Berechnung, und die einzigen Factoren der Berechnung sind Lust- und Schmerz-Gefühle. Aber die in Rechnung gezogenen Factoren sind einzig und allein die Lust und der Schmerz des Handelnden selbst, während von Lust und Schmerz Anderer und der Menschheit nicht die Rede ist. Das System wird so zu einem selbstsüchtigen, obwohl nur in der Theorie, da sein Vertreter an der Lehre festgehalten hätte, daß das gerechte Leben das einzig glückliche, das heißt (nach der Theorie des Dialoges) dasjenige sei, welches dem Handelnden selbst den größten Ueberschuß von Lust über Schmerz gewährt. Der Standpunkt des „Protagoras" stimmt mit jenem des historischen Sokrates überein, welcher überall in den Memorabilien die gewöhnlichen Pflichten des Lebens mit hedonistischen Gründen einschärft und sie durch die gewöhnlichen hedonistischen Motive, die gute Meinung und das Lob der Mitbürger, die zu erwartende gleiche Behandlung und die Gunst wohlwollender Gottheiten, empfiehlt. Selbst in den „Gesetzen" behauptet Plato, daß die Menschen sich nie bewegen lassen werden, die Tugend vorzuziehen, außer wenn sie davon überzeugt werden, daß diese die Bahn der größten Lust darstellt, und ferner daß ihnen, es verhalte sich nun in Wirklichkeit so oder anders (obgleich er persönlich vollständig davon überzeugt ist), dieser Glaube nicht nur beigebracht werden müsse, sondern daß auch keine Spur eines Zweifels daran geduldet werden dürfe. Aber der Sokrates des Gorgias weicht von beiden, sowohl vom wirklichen, als vom Sokrates des „Protagoras" ab. Für ihn ist Gut nicht mehr gleichbedeutend mit Lustbringend, Uebel mit Schmerzlich. Um etwas als ein Gutes anzuerkennen, muß es entweder lustbringend oder heilsam (ὠφέλιμον) sein; und die Gerechtigkeit gehört zur Kategorie des Heilsamen. Aber heilsam zu welchem Zweck? Dieß wird nicht gesagt; nur soviel steht fest, daß dieser Zweck nicht die Lust ist. Die Gerechtigkeit wird der Gesundheit der Seele, die Ungerechtigkeit der Krankheit gleichgesetzt, und da die Gesundheit des Körpers sein höchstes Gut, die Krankheit sein größtes Uebel ist, so wird diese Schätzung auf dem Wege der Analogie auch auf den Geist übertragen. Es findet sich im Gorgias kein Versuch die Gerechtigkeit zu definiren. In der Republik, deren ausgesprochene Absicht es ist eine solche Definition zu liefern, und welche als ein Mittel zu diesem Zwecke den weitläufigen Aufbau eines Idealstaates unternimmt, ergiebt sich als Resultat, daß die Gerechtigkeit gleichbedeutend ist mit der

unumschränkten Oberherrschaft der Vernunft in der Seele. Der menschliche Geist wird dort in die berühmten drei Elemente zerlegt: das vernünftige, das muthartige oder leidenschaftliche (τὸ θυμοειδές) — wieder einer jener verfänglichen gemischten Modi — und das begehrliche. Der gerechte Geist ist derjenige, in welchem jedes dieser drei Elemente seinen gebührenden Platz einnimmt; in welchem die Vernunft herrscht, die Leidenschaft sich zur Helferin und zum Werkzeug der Vernunft macht, und beide vereinigt die Begierde in einem Zustande gutwilliger Unterwerfung erhalten. In dem Philebus, welcher eingestandenermaßen de bono (oder vielmehr de summo bono) handelt, wird dieser Gegenstand einer eingehenderen Prüfung unterworfen. Nach einer langen Erörterung, in welcher jene, welche für die Lust eintreten, und die, welche für die Weisheit oder Einsicht (φρόνησις) streiten, schließlich beide widerlegt werden, ergiebt sich, daß das Gute oder das Begehrenswürdige aus fünf Kategorien besteht, welche in verschiedenem Grade begehrenswerth sind. Wir wollen nicht die ganze Liste aufführen, da sie durch die Unbestimmtheit einiger von den Begriffen und durch die in hohem Grade abstracte Beschaffenheit der Ausdrucksweise selbst Grote zu dem Bekenntniß nöthigt, daß sie überaus schwer verständlich sei. Doch wollen wir erwähnen, daß die ersten vier sich ausschließlich auf die rationellen Elemente des Geistes beziehen, während das fünfte, welches gegen dieselben weit zurück gesetzt wird, die wenigen Arten von Lust umfaßt, welche sanfter Natur und von jeder Beimengung von Schmerz frei sind, nachdem vorher alle anderen und zumal die heftigeren Lustempfindungen einem krankhaften Geisteszustand zugewiesen und demgemäß ausgeschlossen wurden. Gegen alle diese Theorien hat Grote's Kritik leichtes Spiel, da ihre Tugend-Definitionen nur das Wohl des Handelnden in Betracht ziehen, indem selbst die Gerechtigkeit, die recht eigentlich sociale Tugend, in die Oberherrlichkeit der Vernunft innerhalb unseres eigenen Geistes aufgelöst wird, — der Thatsache zum Trotz, daß der Tugendbegriff und die tugendhafte Gesinnung nicht ausschließlich in den unser Selbst betreffenden, sondern auch, und sogar unmittelbarer, in den socialen Gefühlen wurzeln. Es ist dieß eine Wahrheit, welche zuerst von den Stoikern in vollem Umfange anerkannt wurde, denen der Ruhm gebührt, die moralischen Verpflichtungen zum ersten Mal auf die brüderliche Gemeinschaft, die συγγένεια, des ganzen Menschengeschlechtes begründet zu haben. Der große Mangel in Plato's ethischen Begriffen (welcher in Grote's Bemerkungen über die Republik eine ausgezeichnete Beleuchtung findet) bestand darin,

daß er das übersah, was Aristoteles vollkommen erfaßte, — daß nämlich das Wesentliche an der Tugend der Gerechtigkeit die Anerkennung und Achtung der Rechte Anderer ist.*)

Es verdient bemerkt zu werden, daß selbst in der Republik das herrschende und zügelnde Princip des Geistes, welches wir mit Vernunft übersetzt haben, und in dessen unbeschränkter Oberhoheit das Wesen der Tugend besteht, τὸ λογιστικόν ist, wörtlich das rechnende Princip (indem λογιστική von Plato selbst im Gorgias gebraucht wird, um einen Theil der Arithmetik zu bezeichnen). Dieß ist ganz und gar die Lehre des „Protagoras", nur daß die in Rechnung zu ziehenden Factoren hier und dort verschiedene sind. Durch die ganze Reihe der Dialoge hindurch wird überall eine Art von Meß-Kunst, eine μετρητικὴ τέχνη, vermittelst welcher man das wahre Wesen der Dinge von ihrem äußeren Schein unterscheiden könne, als das große Erforderniß der Tugend sowohl, als der Weisheit gefordert. Nachdem aber Lust und Schmerz als Prüfmittel verworfen worden sind, werden uns keine anderen Elemente aufgezeigt, welche diese Meß-Kunst zu messen bestimmt sein soll. Natürlich hat sie unseren Geist und unsere Handlungen selbst zu messen; aber wir messen doch etwas, um es mit den Größenverhältnissen eines anderen Dinges zu vergleichen oder in Uebereinstimmung zu setzen, und welches dieses Andere ist, das sagt uns Plato niemals. Unser Leben soll geregelt werden, aber wir erfahren nicht, wodurch; es wird dem Proceß des Messens an sich eine geheimnißvolle Wirksamkeit zugeschrieben. Die Analogie, deren sich Plato hierbei bedient, ist der Vergleich mit den unwahren Größen-Verhältnissen der Gegenstände, wie sie dem Auge erscheinen, und der Berichtigung derselben durch das Messen; wobei Plato nur das Eine übersieht, daß es nicht das Messen selbst ist, welches dieselben berichtigt, sondern daß es die Tastempfindungen sind, denen das Messen nur größere Sicherheit verleiht. Als Plato an Jahren vorrückte, scheint die Idee des Maßes als von etwas an sich Gutem (unabhängig von jedem darüber hinausliegenden Zweck) immer mehr Gewalt über ihn gewonnen

*) Grote, III, 133—159. — Die einzige Spur einer Auffassung der Sittlichkeit, die auf das Gesammt-Wohl Bezug nimmt, begegnet uns in der Republik anläßlich der Bemerkung, daß das Dasein der „Wächter" ein freudloses und wenig begehrenswerthes sein werde, da die Mitglieder dieser Classe von all' den Interessen ausgeschlossen sind, denen die Menschen ihr Leben zu widmen pflegen. „Vielleicht (so erwidert Plato) wird es sich ergeben, daß ihr Loos das allerglücklichste ist; doch mag es sich auch so verhalten, wie ihr behauptet: unsere Aufgabe ist es, nicht einen Theil der Gesammtheit, sondern diese selbst so glücklich als möglich zu machen".

zu haben. Die bloße Uebereinstimmung mit einer festen Norm, zumal wenn sie von Regelmäßigkeit der Zahlenverhältnisse begleitet ist, wurde sein vornehmster Maßstab der Vortrefflichkeit. Dieß entsprach einem mächtigen Gefühle des hellenischen Geistes, welcher mit heftigen Trieben ein hohes Gefühl von persönlicher Würde verband und demgemäß harmonisches Ebenmaß im Geist und Betragen ganz eben so sehr wie in der Architektur verlangte, und dem alles Ungeordnete, Unharmonische und Unrhythmische selbst in der Stimme oder im Benehmen nicht blos mißfällig war, sondern sogar als Zeichen eines schlecht geordneten Geistes galt, wie dieß Plato in der Republik ausdrücklich ausspricht.*) Unserem Philosophen selbst erschienen Maß und Regelmäßigkeit, wie wir wissen, geradezu als die Fußspuren der Gottheit; sie und nur sie allein hielt er für Merkmale der Absicht im Bau des Weltalls; wo sie aufhörten, endete auch der Antheil der Gottheit; denn der Kosmos galt ihm im Ganzen als ein Compromiß mit der *ἀνάγκη* oder Nothwendigkeit, welche, in geradem Gegensatz zur modernen Auffassung, die unberechenbare Seite der Naturkräfte vertrat, jene Fälle, in welchen (wie man dachte) n i c h t unwandelbar auf dasselbe antecedens dasselbe consequens erfolgt.**) Im Philebus werden das Maß und das Gemessene, *μέτρον καὶ τὸ μέτριον καὶ καίριον*, als die ersten Elemente des Guten angeführt, während selbst die Intelligenz nur das dritte, und die Lust (welche auf die nicht aufregenden Genüsse beschränkt ist) das fünfte und dem Range nach letzte ist. In Plato's späteren Speculationen, von der Republik bis zur Epinomis, nehmen die Wissenschaften des Maßes und der Verhältnisse: Arithmetik, Geometrie und Astronomie, allmählich die Stelle der Dialektik als die Gegenstände der für einen Herrscher und Philosophen geeigneten Erziehung ein. Wir hören von Aristoteles, daß sich dieß sogar noch entschiedener in den Vorträgen kundgab, die er während der letzten Jahre seines Lebens hielt. Seine Vorlesungen über das Ipsum Bonum oder die Idee des Guten handelten, zur Ueberraschung der Zuhörer, über die transscendentalen Eigenschaften der Zahlen. Die Zahl wurde in zwei elementare Factoren — in die Eins und in die Dyas oder die Zwei — zerlegt, welche letztere mit dem Unbestimmten identificirt wurde; und er behauptete, daß das Gute mit der Eins identisch sei, während das Ueble das Unbegrenzte oder Unbestimmte, das

---

*) Plato, Republik III, p. 400—402; und Grote III, 53—54.
**) Vergl. den Timaeus durchwegs.

ἀόριστον und *ἄπειρον* *), sei. So erstarb bei Plato das edle Licht der Philosophie in einem Nebel von mystischem Pythagoreerthum.

In diesem pythagoreischen Sumpfe versank und erstickte auch, wie wir von demselben Gewährsmann erfahren, die herrliche Ideenlehre. Doch steht diese Lehre als das reinste Muster der platonischen Metaphysik da und wird der Nachwelt immer als solches erscheinen. Es gilt von Plato, wie von allen seinen Landsleuten, den Aristoteles zum Theil ausgenommen, daß, während ihre Gedanken über Moral und Politik von einer eben so wohl praktisch anwendbaren, als für alle Zeiten giltigen Weisheit überfließen, ihre metaphysischen Speculationen uns nur als die ersten Versuche origineller und schöpferischer Geister interessiren, ein bis dahin völlig dunkles Gebiet zu erhellen. Nichts Anderes sind auch die platonischen Ideen, aber unter allen Theorien, welche in scharfsinnigen Köpfen aus einer unvollkommenen Auffassung der Processe der Abstraction und Verallgemeinerung entsprungen sind, gehören sie sicherlich zu den bestechendsten und schönsten. Die Menschen haben verallgemeinert und abstrahirt, bevor Plato seine Werke schrieb, oder sie wären nicht Menschen gewesen; aber sie thaten es in Folge einer unbewußten Wirksamkeit der Associationsgesetze, welche einem Instincte glich; es gab keine Theorie dieser Geistesoperationen, bis Plato eine solche schuf; und das bloße Ins-Auge-Fassen und bewußte Vollziehen dieser Processe war etwas Neues, was, wie wir in vielen Dialogen beobachten können, selbst einem einsichtigen Schüler nur gelang, wenn ihm eine verschwenderische Fülle von Beispielen als Hilfe dargeboten wurde. Nun mußte ein sinniger Geist bald wahrnehmen, daß alle Sinnesobjecte, ob sie nun Substanzen, Eigenschaften oder Ereignisse seien, — und die edelsten Gegenstände zu allermeist — das, was sie sind, nur in einer unvollkommenen Weise sind, und daß sie den Geist ein Musterbild ihres Wesens von viel vollkommenerer Art, als sie selbst sind, ahnen lassen: „ein weit inniger durchtränktes Etwas", was weder ein Auge gesehen, noch ein Ohr gehört hat, aber mit dem das, was gesehen oder gehört werden kann, eine, allerdings unvollkommene und oft nur sehr entfernte, Aehnlichkeit besitzt. Die in ihrer Kindheit befindliche Psychologie ließ die Menschen noch nicht erkennen, daß der Geist selbst sich diesen vollkommeneren Typus auf dem Wege der Vergleichung und Abstraction aus dem unvollkommenen Material seiner Erfahrung schafft; aber sie nahmen

*) Grote, I, 217—218.

wahr, daß die Typen die in der Wirklichkeit nicht anzutreffende Vollkommenheit aller anderen Dinge in sich einschließen und die Vorbilder sind, denen die Natur selbst sich anzunähern bemüht scheint. Was konnte da natürlicher sein, als daß man diese Typen als wirkliche Objecte ansah, die zwar den Sinnen entrückt, aber durch den Geist unmittelbar erkennbar sind, — und diese mußten, sobald man sie einmal als außer uns existirende Dinge ansah, realer als alles Andere erscheinen, da alle sonstigen Dinge nur unvollkommenen Copien oder Nachbildungen gleichen? Das An=sich=Schöne und das An=sich=Gute, welche sich nicht nur zu allen guten und schönen Dingen verhalten wie das Ideal zur Wirklichkeit, sondern welche auch alle die gesonderten Vollkommenheiten der mannigfaltigen Arten von Schönheit und Güte in sich vereinigen — diese Formen oder Essenzen, denen alle Einzeldinge, mittelst des Antheils, den sie an ihrer Natur haben, Alles verdanken, was sie von Güte und Schönheit besitzen, was aber freilich abgeblaßt und entstellt ist durch das trübe Medium, in das sie getaucht sind, — diese Wesenheiten, welche um so viel herrlicher als ihre abgeschwächten irdischen Vertreter und nicht wie diese der Schädigung oder dem Verfall unterworfen sind: mußten sie nicht als Realitäten in einem viel höheren Sinne gelten als die Einzeldinge, welche in das Bereich unserer sinnlichen Wahrnehmung fallen? Zumal da diese besonderen Dinge gewiß keine Wirklichkeiten sind, denn es giebt kein besonderes Gutes oder Schönes oder Gerechtes, das nicht in irgend einem denkbaren Falle ungerecht, schlecht und unschön wäre. Und mußte man dann nicht annehmen, daß derjenige Theil unserer Natur, welcher diese *realen Wesenheiten* wahrnimmt, sie noch viel deutlicher erschauen würde, wenn nicht der Schleier der Sinne dazwischen läge? und daß wir nur dann, wenn dieser Schleier fällt, die Welt des Scheines und der Abbilder verlassen, um in die der *Dinge* selbst einzugehen und den wundervollen Anblick in seiner ganzen Pracht zu genießen? Aber selbst in dieser Welt der Schatten kann der Geist des Philosophen, welcher durch den dialektischen Proceß dazu geschult worden ist, „das Eine in dem Vielen zu sehen", es durch unablässiges Bemühen zu einer Wahrnehmung der *idealen Formen* bringen, welche ihn dazu befähigt, in einem Leben nach dem Tode eine noch nähere und befriedigendere Anschauung derselben zu gewinnen.

Die Art und Weise, wie Plato durch denselben Gedankengang zu einer anderen seiner Aufstellungen, der berühmten Lehre von der *Wiedererinnerung* gelangte, ist nicht unserem Errathen

überlassen. Sie wird uns im Meno dargelegt, in welchem so viel für Plato Charakteristisches auf einen engeren Raum als in irgend einem anderen Dialoge zusammengedrängt ist; und wenn wir den Phaedo und den Gorgias als edle Statuen bezeichnen dürfen, so läßt sich der Meno mit einer Gemme vergleichen. Wie geht es zu, fragt dort Sokrates, daß, wenn wir etwas suchen, was wir nicht wissen, wir doch wissen, was wir suchen? Und wie kommt es, daß wir im Stande sind, es zu erkennen, wenn wir es gefunden haben? Das scheint eines der ständigen Räthsel dieser alten Denker gewesen zu sein, von ganz ähnlicher Natur wie andere, welchen in den platonischen Schriften eingehende Berücksichtigung geschenkt wird; es waren dieß nicht Spitzfindigkeiten streitsüchtiger Sophisten (wie Commentatoren und Geschichtschreiber der Philosophie behaupten), sondern Schwierigkeiten, welche diejenigen, die nach einem Verständniß ihrer eigenen Geistesoperationen rangen, in ernstliche Verlegenheit setzten. Warum, so fragt Sokrates, giebt die Wahrheit, die so schwer zu finden ist, sich uns doch, sobald sie gefunden ist, oft augenblicklich, als Wahrheit zu erkennen? Er kann dafür keine andere Erklärung geben, als daß wir sie in einem früheren Leben gekannt haben und blos an unsere Kenntniß erinnert zu werden brauchen. Moderne Denker, welche auf Plato's Standpunkt stehen geblieben sind, lösen die Schwierigkeit, indem sie die Kenntniß für intuitiv erklären. Aber Plato konnte sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben; er wußte allzu gut, wie langsam, wie mühevoll, und in wie unvollkommener Weise die Kenntniß schließlich erworben wird. Er sah den ganzen Proceß des Philosophirens als eine angestrengte Bemühung an, frühere Kenntniß in's Gedächtniß zurückzurufen. Seine Lehre ist nicht identisch mit, sondern genau entgegengesetzt derjenigen, welche in der fälschlich als „platonisch" bezeichneten Ode von Wordsworth enthalten ist; bei Wordsworth ist unser Leben hienieden „ein Schlaf und ein Vergessen", bei Plato ist es ein Sich-Erinnern. Wir sehen sofort ein, welche Stütze diese Lehre der Auffassung Plato's von der Natur des Unterichts verlieh — eine Auffassung, die von höchster Bedeutung für seine Zeit und für alle Zeiten ist, — daß nämlich „Lehren und Lernen Worte ohne Sinn sind"*), und daß das Wissen „aus dem Geist selbst entwickelt, nicht von außen in ihn hinein getragen werden solle"**). Der innige Zusammenhang zwischen der Lehre

*) Grote, II, 18.
**) ebend., I, 230, Anm.

von der Wiedererinnerung und der Ideenlehre würde, auch wenn er nicht ohnehin augenfällig wäre, durch den Phaedo dargethan, in welchem die erstere ausdrücklich auf die Erwägung gestützt wird, daß jedes bestehende — an sich unvollkommene — Ding den Geist an einen Typus seiner eigenen Natur erinnert, welcher vollkommener ist als es selbst; und da wir nur an das erinnert werden können, was wir einst gekannt haben, so müssen wir diesen Typus in einem früheren Leben kennen gelernt haben. Untrennbar mit einander verschmolzen sind diese beiden Theorien in dem poetischen Mythus, welcher dem Sokrates im Phaedrus in den Mund gelegt ist; und als Plato in seinen späteren Jahren die eine Lehre fallen ließ, folgte ihr auch die andere nach.

Die Lehre von der Präexistenz steht in natürlichem Zusammenhange mit der Unsterblichkeitslehre, und im Phaedo werden die Argumente für die letztere zumeist auf die erstere gegründet. Dieser wunderbare Dialog, welcher vielleicht mit dem Gorgias allein die Ehre theilt, das höchste und vollendetste Prosa-Werk Plato's — wenn nicht der ganzen Literatur — zu sein, welcher mehr Quellen des höchsten Interesses in sich schließt und sie zu einer kunstvolleren Einheit verbindet, als irgend eine andere von Plato's Schriften, enthält kein einziges Argument, welches nicht ein Fehlschluß ist, oder das irgend Jemanden überzeugen könnte, der nicht eifrig bestrebt ist, sich überzeugen zu lassen. Plato selbst nimmt dort, wo er diesen Gegenstand in anderen Dialogen berührt, zu ganz anderen Argumenten seine Zuflucht, welche mehr denjenigen gleichen, auf welche die neueren metaphysischen Schulen die Lehren des Spiritualismus begründet haben. In den „Gesetzen" zum Beispiel argumentirt er also: der Geist oder die Seele, das Lebens-Princip, ist das einzige Ding, welches Bewegung aus sich erzeugt, da die leblosen Gegenstände nur die ihnen von außen zugeführte Bewegung in sich aufnehmen und fortleiten; darum beherrscht der Geist die Materie; er muß ein ihr Vorausgehendes (πρεσβύτερον) und kann nicht ein ihren Gesetzen Unterworfenes sein. Dieses Argument wird allerdings nur als Beweis für die göttliche Weltregierung vorgebracht; es ließe sich jedoch eben so wohl für jenen anderen Zweck verwerthen, und obgleich wir dasselbe keineswegs für schlußkräftig halten, so ist es doch mehr werth, als alle Beweisgründe des Phaedo zusammengenommen. Wiewohl der erzählende Theil des Phaedo auf Sokrates Bezug hat und die daselbst geschilderten Vorgänge sich wahrscheinlich in Wirklichkeit so zugetragen haben, so sind doch (wie Grote bemerkt) die darin enthaltenen Lehren

und ihre Begründung ausschließlich platonisch. Es ist wohlbekannt, daß Sokrates sich nicht mit dogmatischer Gewißheit über ein zukünftiges Leben ausgesprochen hat. Desto bemerkenswerther ist es, daß Plato hier noch nicht von dem sokratischen Kanon des Glaubens abgefallen ist, wonach dieser die ächte, durch keine Vorliebe und kein Vorurtheil beeinflußte Frucht der individuellen Vernunft sein soll, welche zuvor jedem erdenklichen Gegen-Argument unparteiisches Gehör geschenkt hat. Gleichwie der Gorgias mit niemals übertroffener Entschiedenheit und Feierlichkeit die Rechte des individuellen Verstandes und die Jedermann obliegende Verpflichtung verkündet, selbst wenn die ganze Welt auf der entgegengesetzten Seite stünde, allein an der Behauptung dessen festzuhalten, was sich dem eigenen Urtheil empfiehlt, so geschieht dieß auch im Phaedo, wie Grote in einer seiner zahlreichen werthvollen Bemerkungen über diesen Dialog ausspricht *):

„Freiheit der Discussion, und weiteste Ausdehnung der Kritik, der alles überragende Werth der 'vernunft-begründeten Wahrheit', die Nothwendigkeit, die Kräfte der individuellen Vernunft durch beständige Denkübung lebendig zu erhalten, und das Recht eines unabhängigen Urtheils, sowohl für den Hörer als für den Sprecher, werden in diesen Abschieds-Worten des sterbenden Philosophen in begeisterter Weise verkündet. Er lehrt die Unsterblichkeit der Seele nicht als ein Dogma und ein Gebot der Rechtgläubigkeit, welches die Menschen, ob sie von den Beweisen dafür befriedigt seien oder nicht, glauben müssen (oder doch so thun müssen, als ob sie es glaubten), wenn sie nicht gleich einer sittlichen Pest gemieden und für unfähig erklärt werden wollen, vor einem Gerichtshof Zeugenschaft abzulegen. Er setzt seine eigene Meinung nebst den Gründen auseinander, um derentwillen er sie angenommen hat; aber er anerkennt ausdrücklich das Vorhandensein von abweichenden Meinungen; er lädt seine Genossen ein, jeden Einwand, der ihnen beifällt, vorzubringen; er weist jede Absicht, seine eigenen Folgerungen ihrem Urtheil aufzudrängen, von sich; ja er warnt sie sogar ausdrücklich davor, sich durch ihre persönlichen Sympathien für ihn, welche damals auf ihrem Gipfelpunkt standen, beeinflussen zu lassen. Er beschwört sie, sich von jedem Anhauch von Misologie oder Haß einer freien kritischen Erörterung frei zu erhalten, und er schreibt dieses Geistes-Gebrechen der frühen Gewöhnung an bequeme, urtheilslose Leichtgläubigkeit zu; denn wer in dieser Art, ohne prüfende Erforschung, Meinungen in sich aufnimmt, sieht sich allmählich genöthigt, eine Meinung nach der anderen fallen zu lassen, bis er endlich jeder Meinung mißtraut und das Verfahren, durch welches sie geprüft werden, verabscheut, indem er die Schuld auf die Philosophie schiebt, anstatt auf seinen eigenen Geist . . . . Sokrates hat nach dieser Schilderung nicht nur eine ganz bestimmte Meinung, sondern sogar eine starke Ueberzeugung über einen Gegenstand von hoher Wichtigkeit; er hegt überdieß den innigsten Wunsch, sich diese Ueberzeugung während der wenigen noch übrigen Stunden seines Lebens ungeschwächt zu erhalten. Doch zeigt

*) Grote, II, 154—157.

er sich selbst hier nicht ängstlich bemüht, seinen Freunden diese Ueberzeugung anders beizubringen, denn als ein Ergebniß ihrer eigenen, unabhängigen Forschung und ihrer selbstthätigen Vernunft. Nicht nur versucht er es nicht, sie in den Glauben hineinzuschrecken, indem er ihnen mit den bösen Folgen ihres Unglaubens droht; er weist sogar nachdrücklich die mildere Bekehrungsmethode von sich, welche sich auf ihre Anhänglichkeit an ihn und ihre Ehrfurcht für seine Autorität stützen könnte. Seine Verehrung gehört der 'vernunft-begründeten Wahrheit'; er fordert seine Freunde zur rückhaltlosesten Untersuchung mittelst ihrer eigenen, unabhängigen Vernunft heraus, er anerkennt die Entscheidung, die sie darnach fällen, als vollgiltig für sie, ob sie nun mit der seinigen zusammentreffe oder ihr zuwiderlaufe. Ihre Vernunft ist für sie, was seine Vernunft für ihn; er fordert, daß beide in gleicher Weise (wie es Sokrates hier ausspricht) durch die allerforschende Erörterung sowohl angeeifert, als auch gezügelt werden; aber er nimmt gleiche Freiheit der endlichen Entscheidung für jeden der Streiter in Anspruch."

Einer der Punkte, für welche Plato von denjenigen modernen Schulen, welche sich etwas darauf zu Gute thun, ihn zu ihren Vorläufern zu zählen, am meisten gepriesen wurde, ist sein angeblicher Kampf gegen eine skeptische Philosophie, welche, ganz unbegründeter Weise, den Sophisten im Allgemeinen zugeschrieben und für eines der Mittel angesehen wird, durch welche diese die Griechen entsittlicht haben sollen. Es sind damit zwei Lehren gemeint. Die eine ist der dem Heraklit (welcher kein Sophist war, außer in dem weiten Sinne, in welchem dieser Name allen speculativen Denkern gegeben ward) eigenthümliche Satz, daß das Weltall sich in einem Zustand von beständigem Wechsel oder Fluß befinde, in welchem nichts ist, sondern alles wird (*εἶναι*, *γίγνεσθαι*; das Hegel'sche Sein und Werden). Die andere ist die Lehre des Protagoras, welche lautet: „der Mensch ist das Maß aller Dinge, der Dinge, welche sind, daß sie sind, und der Dinge, welche nicht sind, daß sie nicht sind. Wie die Dinge mir erscheinen, so sind sie für mich; wie sie dir erscheinen, so sind sie auch wirklich für dich." In anderen Worten: die Lehre von der Subjectivität der Wahrheit, welche den Philosophen ein Gräuel ist, da sie scheinbar alle Meinungen gleich wahr und die Wahrheit zu dem macht, was jeder Mensch wähnt.

Nun, was die Lehre des Heraklit von allen Dingen behauptete, das glaubte Plato selbst von der Erscheinungswelt, von den durch die Sinne erkennbaren Dingen. Das Einzige, was er als wirklich seiend, als *τὸ ὄντως ὄν*, ansah, war die intelligible Welt, die Welt der für-sich-seienden Formen, — die außerweltlichen Urbilder dessen, was in der sichtbaren Welt real zu sein scheint, aber nicht ist, und was er als ein Mittelding zwischen

Seienden und Nicht-Seienden ansah.*) Heraklit glaubte nicht an diese Formen; darauf beschränkt sich der Unterschied zwischen ihm und Plato. Wenn sie beide der Sinnenwelt das absprachen, was sie reale Existenz nannten, so wollten sie damit nicht das leugnen, was wir unter diesem Ausdruck verstehen, sondern was die alten Denker darunter verstanden. Was sie dem sichtbaren Weltall aberkannten, war Existenz im transscendentalen Sinne — die Existenz per se, welche Plato seinen Ideen, und Xenophanes und Parmenides ihrem Ens Unum zuschrieben. Modern gesprochen heißt das: Heraklit leugnete das Absolute, obschon seine Lehre von einem wirklich seienden Princip des Wechsels und sein anderer Lehrsatz von einer allgemeinen Vernunft, welche von den einzelnen Geistern verschieden ist, — eine Lehre, welche sich bei einigen modernen Transscendentalisten großer Beliebtheit erfreut — wieder ein Absolutes von anderer Art einführten. Nun darf man ruhig behaupten, daß ein auf das Absolute beschränkter Skepticismus niemals jemandem geschadet oder für irgend ein menschliches Wesen den geringsten praktischen Unterschied gemacht hat. Die Lehre des Protagoras erfordert eine etwas genauere Erwägung. Obwohl wir gegründeter Weise voraussetzen dürfen, daß sie Plato im Theaetet mit den eigenen Worten jenes Sophisten wiedergegeben hat, so wissen wir doch nicht, mit welchen Gründen Protagoras sie vertheidigte oder in welchem Sinne er sie erklärte. Sir William Hamilton fand darin seine eigene Lehre von der Rela-

---

*) So lautet wenigstens die These, welche in den meisten Dialogen von dem Redner, hinter welchem sich Plato selber zu verbergen scheint, behauptet und in dem berühmten Höhlen-Gleichniß der Republik in poetischer Einkleidung dargelegt wird. Aber in einer der wichtigsten Stellen seiner Werke, in der in den Sophisten eingeschobenen Discussion, greift der Fremde aus Elea diese Lehre direct an, indem er gegen gewisse Denker, welche „die Freunde der Formen" genannt werden, geltend macht, daß die Formen nicht die einzigen realen Wesenheiten sind, daß sie nicht ewig und unveränderlich dieselben sind, da es Formen des Wechsels selbst giebt, und daß die Objecte der Wahrnehmung nicht weniger als jene der Begriffsbildung wirklich existiren, wobei er Existenz durch Kraft definirt. Existiren heißt eine Kraft von irgend welcher Art besitzen, heißt fähig sein, eine Wirkung auszuüben oder auch nur eine Wirkung zu erleiden. *Λέγω δὴ τὸ καὶ ὁποιανοῦν κεκτημένον δύναμιν, εἴτ' εἰς τὸ ποιεῖν ἕτερον ὁτιοῦν πεφυκός, εἴτ' εἰς τὸ παθεῖν καὶ σμικρότατον ὑπὸ τοῦ φαυλοτάτου, κἂν εἰ μόνον εἰσάπαξ — πᾶν τοῦτο ὄντως εἶναι· τίθεμαι γὰρ ὅρον ὁρίζειν τὰ ὄντα, ὡς ἔστιν οὐκ ἄλλο τι πλὴν δύναμις.*

Wir halten dieß für eine der bemerkenswerthesten Vorwegnahmen der jüngsten und werthvollsten Ergebnisse des modernen Denkens, welche sich in der ganzen alten Philosophie vorfinden. Es ist eines der denkwürdigsten unter den treffenden Aperçüs, an denen Plato so reich ist.

tivität der menschlichen Erkenntniß wieder und stellte Protagoras an die Spitze seiner Liste von alten Autoritäten, welche diese Lehre vertreten. Grote legt den Satz Homo Mensura in demselben Sinne aus, aber er will darin auch die Lehre von der Autonomie der individuellen Vernunft mitausgesprochen finden. Die Behauptung, daß Alles für mich wahr ist, was mir so scheint, versteht er dahin, daß meine Annahme desselben als Wahrheit abhängt, und abhängen soll, von dem Eindruck, den der dafür vorliegende Beweis auf meinen Geist macht. Grote vertheidigt daher die Lehre des Protagoras gegen den Sokrates des Theaetet; aber diese Vertheidigung, obwohl nutzbringend und lehrreich, scheint uns doch nicht überzeugend, und ist der einzige wichtige Punkt im ganzen Werke, über welchen wir nicht einer Meinung mit Grote sind. Denn die Wahrheit einer Meinung, selbst für mich, ist etwas ganz Verschiedenes von meiner Annahme derselben als wahr, da sie eine Bezugnahme auf einen äußeren Maßstab in sich schließt. Mein Intellect kann auf Grund der vorliegenden Beweis-Thatsachen als wahr annehmen, daß ich fünf Meilen von London entfernt bin; aber wenn ich mich daran mache, diese Strecke zurückzulegen und sie zehn Meilen lang finde, so waren doch die ganze Zeit über die zehn Meilen für mich ebenso wahr wie für andere Leute. Protagoras kann nicht wohl die Absicht gehabt haben, dieß zu leugnen; aber man kann ihn nicht von der Schuld einer unzutreffenden und irreführenden Ausdrucksweise freisprechen. Sein Ausspruch ist giltig von unseren gegenwärtigen Gefühlen oder Bewußtseins-Zuständen, da deren Wahrheit keinen anderen Sinn hat, als daß wir sie im Augenblicke empfinden; und dieß ist wahrscheinlich der Grund, warum Plato (nach Grote's Ansicht mit Unrecht) jenen Satz mit der Lehre identificirt, daß Erkenntniß sinnliche Wahrnehmung (αἴσθησις) ist, indem die Wahrheit der einen Lehre soweit reicht, als die Ausdehnung der anderen. Aber der Satz ist nicht giltig vom Vergangenen, vom Zukünftigen, vom Abwesenden, oder von irgend etwas Gegenwärtigem, mit Ausnahme der Gefühle in unserem Bewußtsein. Er ist ungiltig in Bezug auf Alles, was man eine Sache des Glaubens oder der Meinung nennt; denn ein Glaube oder eine Meinung steht in Relation nicht nur zu dem glaubenden Geist, sondern auch zu etwas Anderem — nämlich zum Thatbestand, auf welchen der Glaube Bezug hat. Die Wahrheit des Glaubens ist seine Uebereinstimmung mit dieser Thatsache. Grote sagt*): „Behaupten,

*) Grote, II, 512.

daß alle Menschen eine und dieselbe objective Unterscheidung zwischen Wahrem und Falschem anerkennen, hieße handgreiflichen Thatsachen widersprechen. Jeder Mensch trägt einen Maßstab, ein Ideal der Wahrheit in sich, aber verschiedene Menschen haben verschiedene solche Maßstäbe." Für den Wahrheitsbeweis allerdings, aber nicht (so meinen wir) für die Wahrheit selbst. Niemand versteht unter Wahrheit etwas Anderes, als die Ueberstimmung eines Glaubens mit der Thatsache, deren Darstellung den Inhalt des Glaubens bildet. Wir gestehen, im Einklange mit der Philosophie, zu welcher wir uns ebenso wie Grote bekennen, zu, daß die Thatsache selbst, wenn sie überhaupt für uns erkennbar ist, eine relative ist, d. h. in Relation zu unseren Wahrnehmungen steht — zu unseren Sinnen oder dem Bewußtsein von unseren inneren Zuständen, — und das Gleiche gilt von unserer Meinung über die Thatsache. Aber die Wahrheit der Meinung ist eine Frage der Relation zwischen diesen beiden relativen Dingen, von denen das eine einen objectiven Maßstab für das andere abgiebt. Man wird Plato's Angriff auf den Satz „Homo Mensura" nicht gerecht, wenn man die Sache nicht von diesem Gesichtspunkt aus ansieht, zumal er selbst eben diese Argumente vorbringt. Sokrates fragt, wie folgt: da der Mensch das Maß aller Dinge ist und das Kriterium der Wahrheit in sich selbst trägt, indem Alles, was er denkt oder wahrnimmt, für ihn wahr ist, wird das Kriterium auch für Dinge, die erst eintreffen sollen, seine Kraft behalten? Wenn er meint, daß er ein Fieber bekommen und Hitze verspüren wird, ein Arzt aber das Gegentheil meint, wird er heiß und fieberhaft sein für sich, aber nicht für den Arzt? Das ist eine treffende reductio ad absurdum und ein berechtigter Einwurf gegen Protagoras. Zwar liegt, wenn Grote mit seiner Auslegung des protagoreischen Spruches Recht hat, der Fehler nicht im Gedanken, sondern im Ausdruck. Aber in der Philosophie, zumal wenn sie die letzten Grundlagen unserer Vernunft streift, ist eine unrichtige Ausdrucksweise ebenso irreleitend als eine unrichtige Meinung.

Eben dieser Dialog, der Theaetet, ist trotz seines ergebnißlosen Verlaufes (denn die darin gestellte Frage bleibt unbeantwortet) eine der anregendsten von Plato's Schriften, wegen der großen Zahl von Gesichtspunkten, welche darin zur Geltung gebracht werden, und seine Werke bieten kaum ein schöneres Beispiel einer ächten, ehrlichen Untersuchung dar, in welcher die Widerlegung irgend eines Denkers, selbst wenn sie sich ungesucht ergiebt, nur etwas Nebensächliches bleibt; und selbst dann giebt sich Plato alle

Mühe, das, was der Widerlegte allenfalls hätte sagen können, in der wirksamsten Weise vorzubringen. In der Beweisführung gegen Protagoras (welcher mit einer Hochachtung behandelt wird, die auffällig gegen die Weise absticht, wie die Anhänger Heraklit's und einige materialistische Philosophen, in denen man Demokrit und seine Schüler erkennen will, erwähnt werden) beklagt Sokrates die Nothwendigkeit, seine Meinung zu bestreiten, während er nicht anwesend und nicht einmal am Leben ist, um sie zu vertheidigen; fügt hinzu, daß, da er und seine Anhänger nicht da sind, um ihre Lehre zu unterstützen, diese Verpflichtung auf ihre Gegner falle, und erfüllt diese Pflicht durch eine Rede von beträchtlicher Ausdehnung, welche, gleich jenen des Glaukon und des Adeimantos in der Republik, ein Denkmal der in ihrem innersten Kerne redlichen Geistesart Plato's ist. Der Theaetet enthält einige der scharfsinnigsten Untersuchungen Plato's über gewisse speculative Fragen, welche auch in anderen Gesprächen oftmals wiederkehren, so über den Unterschied zwischen Erkenntniß und wahrer Meinung, *ὀρθὴ* oder *ἀληθὴς δόξα*. Diese Unterscheidung gab Plato viel zu schaffen, und das ganze Thema der Wahrheit und Falschheit von Meinungen war für ihn und seine Zeitgenossen reich an Verwirrung und logischen Verlegenheiten. Unter anderem scheint es für sie ein ernsthaftes Räthsel gewesen zu sein, auf welche Weise falsche Meinungen möglich sein können, wie es denn kommt, daß wir etwas, was nicht ist, ein Non-Ens, denken können, während wir ein solches doch nicht berühren oder essen oder trinken können. Es ist überraschend, wie oft Plato auf diese Schwierigkeit zurückkommt; mehr als die Hälfte des „Sophisten" nimmt eine Abschweifung vom Hauptthema ein, die dieser Erörterung gewidmet ist. Um ein Muster von den Anstößen zu geben, welche die ersten metaphysischen Forscher auf ihren Wegen fanden, und um zugleich ein schlagendes Beispiel von der Verschiedenheit der Gesichtspunkte in verschiedenen Dialogen anzuführen, wollen wir eine Stelle aus Grote über diesen Gegenstand citiren *):

„Wie ist eine falsche Aussage möglich? Viele hielten dafür, daß eine falsche Aussage und ein falscher Name unmöglich seien; daß man nicht das Nicht-Seiende oder Non-Ens (*τὸ μὴ ὄν*) aussprechen könne; daß ein solcher Satz ein leerer Schall sein würde, ohne Sinn oder Bedeutung; daß die Rede bedeutungsvoll oder bedeutungslos, daß sie aber nicht falsch, sondern höchstens sinnlos sein könne. Nun wird diese Lehre im Theaetet, im Sophisten und im Cratylus behandelt. Im Theaetet unterwirft sie Sokrates einer sehr eingehenden Prüfung und bringt mehrere, von einander abweichende

*) Grote, II, 549—551.

Hypothesen zur Erklärung vor; aber er weist sie schließlich alle als unzulässig zurück. Er erklärt sich für unfähig, die Schwierigkeit zu lösen, und geht zu etwas Anderem über. Im Sophisten wird dieselbe Frage wieder aufgenommen, und auch dort ungemein ausführlich erörtert. Der Eleat in diesem Dialog findet endlich eine Lösung, welche ihn befriedigt (nämlich, daß *τὸ μὴ ὂν* so viel sei als *τὸ ἕτερον τοῦ ὄντος*). Aber es ist merkwürdig, daß die Lösung keine der im Theaetet vorgebrachten Schwierigkeiten behebt, und daß diese Schwierigkeiten im Sophisten überhaupt nicht in Betracht gezogen werden. Endlich sehen wir im Cratylus ganz dieselbe Lehre, daß falsche Behauptungen unmöglich seien, welche sowohl im Theaetet, als auch im Sophisten nicht als die entschiedene Ansicht des Redners, sondern als ein Problem, das ihn in Verlegenheit setzt, ausgesprochen wurde, — wir sehen hier dieselbe Lehre ganz unzweideutig von Cratylus als seine eigene, volle Ueberzeugung aufgestellt, und Sokrates findet, daß eine ganz kurze Beweisführung und ein sehr einfacher Vergleich zu seiner Widerlegung hinreicht. Der im Theaetet vorausgesetzte 'feindliche Kritiker', welcher dort dem Sokrates so hart zusetzt, darf im Cratylus nicht mehr seine verwirrenden Fragen stellen."

„Wie sollen wir uns diese drei verschiedenen Behandlungsweisen desselben Problems durch denselben Philosophen erklären? Wenn sich die Frage über das Non-Ens in der kurz angebundenen Weise, die wir im Cratylus vorfinden, abthun läßt, was soll dann die Kette von ungelösten Räthseln im Theaetet, oder die weitläufige Beweisführung im Sophisten, durch welche eine neue und keineswegs befriedigende Lösung eingeführt wird? Wenn, im Gegentheil, die Schwierigkeiten, welche im Theaetet ungelöst bleiben und im Sophisten unvollkommen gelöst werden, ernstlich und reell sind, wie sollen wir das Vorgehen Plato's im Cratylus verstehen, wo er dieser Gesprächsperson die entschiedene Behauptung jener Meinung über das Non-Ens in den Mund legt, aber ihm, als dieselbe von Sokrates angegriffen wird, nicht gestattet, einige von diesen sachgemäßen Argumenten zu ihrer Vertheidigung geltend zu machen? Wenn die eigenthümliche, im Sophisten gegebene Lösung die ächte und rechte und allen Schwierigkeiten gegenüber siegreiche Lösung ist, warum wird sie sowohl im Cratylus als auch im Theaetet unbeachtet gelassen, und warum wird ihr in anderen Dialogen widersprochen? Welcher von den drei Dialogen giebt uns Plato's wirkliche Meinung über die Frage?"

„Auf diese und auf viele andere gleichartige Fragen, zu welchen die platonischen Schriften Anlaß geben, läßt sich keine befriedigende Antwort absehen, sobald wir uns Plato als einen positiven Philosophen vorstellen, der ein Lehrgebäude und ein fertiges System in seinem Kopfe trägt, und sobald wir annehmen, daß er alle seine Dialoge mit der bestimmten Absicht schrieb, entweder diese seine Meinungen dem Leser einzuprägen oder die ihnen entgegengesetzten Lehren zu widerlegen. Diese Vorstellung ist es, von welcher die meisten platonischen Kritiker erfüllt sind, selbst wenn sie sich von ihr freizumachen bestreben. Ihrer Bewunderung Plato's geschieht kein Genüge, wenn sie sich ihn nicht als Lehrer auf dem Katheder, inmitten einer Schaar von Hörern denken können, die gleich allen Lernenden die Verpflichtung fühlen, das, was sie hören, auch zu glauben. Wenn man von einer solchen Voraussetzung ausgehen muß, erscheinen mir die platonischen Dialoge als ein unlösbares Räthsel. Sie zeigen weder eine Identität des Lehrers, noch eine Identität der Lehre; ihr Verfasser ist (um mehrere Gleichnisse Plato's zu gebrauchen) nicht Einer, sondern Viele —; er ist vielgestaltiger als Typhos."

Ein ähnlicher Mangel an Uebereinstimmung zeigt sich in der Stellung, welche Plato in verschiedenen Dialogen zu der Frage nach dem Unterschiede zwischen richtiger Meinung und Erkenntniß einnimmt. Im Meno wird die Sache so dargestellt, als ob die beiden so ziemlich dasselbe wären, nur daß die Meinung *) „sich verflüchtigt und nicht im Geiste haften will, während die Erkenntniß dauerhaft und unauslöschlich ist". Die richtige Meinung wird in Erkenntniß verwandelt, wenn sie gebunden wird (*δεδεμένον*) „durch eine Kette ursächlichen Raisonnements" (*αἰτίας λογισμῷ*). Dieser Proceß des Bindens, so wird hinzugefügt, ist *ἀνάμνησις* oder Wiedererinnerung und kann nur durch hinreichend wiederholtes und vermannigfachtes Fragen ausgebildet werden. Die Leistung der *ἀνάμνησις* wird im Phaedrus etwas anders umschrieben; dort erzeugt sie die Erfassung des allgemeinen Begriffes **), worunter in diesem Dialoge die für-sich-seiende Idee gemeint ist. In anderen Dialogen wird eine ganz ähnliche Ansicht vorgetragen, bis auf die daselbst fehlende Lehre von der Wiedererinnerung: eine Erkenntniß ist das, wovon eine die Vernunft befriedigende Erklärung gegeben werden kann; das, was durch beide Arme des dialektischen Processes verbürgt wird, indem es jeder Widerlegung zu widerstehen vermag und durch eine richtige Anwendung des logischen Processes der Eintheilung, *διαίρεσις κατ᾽ εἴδη*, welche mit einer vorwurfsfreien Definition endigt, erhalten wurde. Alles, was diese Anforderungen nicht erfüllt, ist nur Meinung. Wir haben hier die Auffassung des Gegenstandes vor uns, die man mit Recht als die für Plato charakteristische ansieht; aber es ist auffallend, daß gerade diese Definition von Erkenntniß, *ἀληθὴς δόξα μετὰ λόγου*, eine von denjenigen ist, welche von Theaetet vorgeschlagen und, nach einer langen Discussion zwischen ihm und Sokrates, aufgegeben werden. Die am sorgfältigsten ausgearbeitete, aber zugleich die dunkelste Erörterung dieses Gegenstandes finden wir im sechsten und siebenten Buche der Republik. Wir können sie nicht ausführlich wiedergeben; aber ihr leitender Gesichtspunkt ist der, daß die Erkenntniß sich auf die Formen oder Ideen bezieht, während die Meinung auf die Welt der Sinne Bezug hat, die aus bloßen Abbildern jener Formen besteht ***). Die Erkenntniß der Formen aber kann nur mittelst der Dialektik erworben werden †).

---

*) Grote, II, 10.

**) — *ξυνιέναι κατ᾽ εἶδος λεγόμενον ἐκ πολλῶν ἰὸν αἰσθήσεων εἰς ἓν λογισμῷ ξυναιρούμενον* (Plato, Phaedrus, p. 249 B.)

***) Grote, III, 84—93.

†) Ebendas. 101—102.

Angesichts so widerspruchsvoller Lehren, in denen sich keine gemeinsame Tendenz oder Ueberzeugung kundgiebt, kann man die Frage erheben, welchen Werth denn diese Untersuchungen für uns besitzen? Außer dem Werthe, der in ihrer Methode liegt, wohnt ein solcher, obwohl in ungleichen Graden, auch ihrem Inhalt inne; „nicht*) dem Ergebniß, sondern den Prämissen für und gegen dasselbe. In diesem Sinne besitzen alle Dialoge Werth, und zwar alle Werth von derselben Art, obwohl nicht alle in gleichem Maße. In verschiedenen Dialogen wird uns ein Gegenstand von verschiedenen Seiten dargestellt und von Bemerkungen und Beispielen begleitet, welche zu Gunsten bald der einen, bald der anderen Theorie zu sprechen scheinen. Es ist unsere Aufgabe, sie zu vergleichen und gegen einander abzuwägen, und ein solches Resultat, wie es unsere Vernunft befriedigt, daraus zu gewinnen. Die platonischen Dialoge erfordern, wenn sie Nutzen stiften sollen, eine ergänzende Kraft der Erwiederung und eine starke, thätige Gegenwirkung von Seiten der individuellen Vernunft des Lesers; sie heischen von ihm überdieß ein tiefgehendes Interesse an dem Proceß der dialektischen Prüfung (*τὸ φιλομαθές, φιλόλογον*), welches, sobald es vorhanden ist, ihn in den Stand setzt, dort Schönheiten wahrzunehmen, wo Andere nur Langeweile finden."

Was Plato selbst anbelangt, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es eine Zeit in seinem Leben gab, wo er in rein speculativen Dingen ein wirklich Suchender war, der jede Meinung auf die Probe stellte und mit besonderem Nachdruck die Schwierigkeiten, welche ihnen allen anhaften, hervorhob, daß während dieser Periode viele seiner hervorragendsten Dialoge, von den mannigfaltigsten Gesichtspunkten aus, geschrieben wurden, und daß in jedem derselben die Gedankenreihen niedergelegt sind, welche über den betreffenden Gegenstand zuletzt durch seinen Geist gezogen waren. Daß die von ihm selbst hervorgehobenen Schwierigkeiten, selbst nachdem er sich endgiltig für die Meinungen, denen sie anhaften, entschieden hatte, kaum jemals gelöst werden, scheint mir nur unter der Voraussetzung erklärlich, daß er aufgehört hatte, sich um ihre Lösung zu bemühen, indem er zur Ansicht gelangt war, daß überall unlösbare Schwierigkeiten zu erwarten seien. Wenn wir seinem siebenten Briefe glauben dürfen, so war er zur Zeit, da er ihn schrieb, wenigstens sicherlich der Meinung, daß keine Worterklärung irgend eines Dinges genau ins Schwarze treffen könne, und daß die Erkenntniß dessen, was ein Ding ist, zwar nur nach einem langen und nach allen Seiten hin

*) Grote, II, 551.

gewendeten dialektischen Streit erreichbar, jedoch niemals das directe Ergebniß der Discussion sei, sondern schließlich (und zwar nur bei glücklicheren Naturen) durch eine Art von plötzlicher Erleuchtung entstehe. Er wurde wahrscheinlich gleichgiltig gegen die Speculation um ihrer selbst willen, gab jede Hoffnung auf, einen theoretischen Standpunkt zu finden, welcher sich als unangreifbar erweisen würde, und kümmerte sich nur mehr um praktische Ergebnisse. In seinen spätesten Werken zeigt sich kein Erlahmen seines sittlichen Ernstes; aber „die Liebe zur Dialektik und jene Lust am Auffinden von Schwierigkeiten, selbst von solchen, die er nicht zu lösen vermochte, waren in ihm erstorben" *). Er wurde nahezu selbst von der Misologie befallen, vor der er in seinem eigenen Phaedo so eindringlich warnt, und lieferte somit selbst einen der vielen Belege für die Wahrheit, daß diese Tendenz nicht immer, wie es dort dargestellt wird, der Weg zum Skepticismus, sondern noch häufiger zum unduldsamsten positiven Dogmatismus ist.

Die ethischen und politischen Lehren Plato's sind in der That die einzigen, welche man als ernste und tiefwurzelnde Ueberzeugungen ansehen kann. An ihre Spitze, oder doch sofort nach seinem Glauben an die ausschließliche beglückende Kraft des gerechten Lebens, muß man die ihm mit Sokrates gemeinsame Lehre stellen, daß die Tugend ein Zweig der Einsicht oder Erkenntniß ist. Sein bester Beweisgrund für diese Meinung ist der Satz, daß nicht nur alle äußeren Dinge, die wir hochschätzen, wie Gesundheit, Körperkraft und Reichthum, sondern auch Alles, was wir als Tugenden ansehen: Tapferkeit, Mäßigkeit und alles Uebrige, so verwendet werden kann, daß es anstatt Gutes Böses stiftet; sie bedürfen alle eines Vermögens der Unterscheidung, welches zu bestimmen hat, wann sie angewendet werden sollen und wann nicht, und dieß, welches das charakteristische Element der Tugend ist, ist ein Theil der Erkenntniß. Obwohl die Prämissen dieses Argumentes eine tiefe Wahrheit enthalten, so beweisen sie doch nur, daß die in Frage stehende Erkenntniß eine der Bedingungen der Tugend, aber nicht, daß sie diese selbst ist; denn außer der Erkenntniß dessen, was recht ist, braucht es noch etwas Anderes, um uns zu bewegen, das Rechte zu thun. Wir wissen wohl, was Plato's Antwort auf diesen Einwurf gewesen wäre. Er hätte gesagt, daß die weiterhin erforderliche Bedingung auch eine Erkenntniß ist, die Erkenntniß nämlich, daß recht thun gut ist; Niemand begehrt das Ueble mit dem Bewußtsein,

*) Grote, II, 394.

daß es ein Uebles ist; es wird nur darum begehrt, weil es für das Gute gehalten wird. Aber selbst wenn Plato einen so vollständigen Beweis, wie er vermeinte, dafür geliefert hätte, daß Unrecht thun das größte Uebel ist, das dem Unrecht thuenden widerfahren kann, so wäre es noch fraglich, ob der gewohnheitsmäßig Lasterhafte im Stande ist, diesen Glauben in sich aufzunehmen, ob die Beweisgründe, welche dafür sprechen, daß das Glück einzig und allein in der Tugend zu finden ist, auf einen Geist wirken können, der nicht schon durch den Besitz der Tugenden der Tapferkeit, der Mäßigkeit u. s. w. (um die Gerechtigkeit, die grundlegendste von allen, nicht zu erwähnen) dafür empfänglich gemacht ist.

Diese Hochstellung der Erkenntniß, — nicht der Intelligenz oder bloßen geistigen Befähigung, welcher Plato durchaus keinen Cultus widmet, sondern der wissenschaftlichen Kenntniß und der auf wissenschaftliche Weise erworbenen Tüchtigkeit, als des Einen, welches in allen Verhältnissen des Lebens, und in hervorragender Weise beim Regieren, Noth thue, ist der Gedanke, welcher Plato's praktische Lehren durchdringt. Er hatte ihn von Sokrates überkommen, welcher, wie Xenophon*) erzählt, „als Könige und Herrscher nicht diejenigen ansah, welche das Scepter schwingen, oder die von Unberufenen (*ὑπὸ τῶν τυχόντων*) dazu gewählt, oder vom Loos dazu erkoren wurden, oder die durch Gewalt und List zur höchsten Stellung gelangt sind, sondern diejenigen, welche zu herrschen verstehen". Wie der zum Herrschen Befähigte beschaffen sein muß, diese Frage bildet den Gegenstand der Erörterung in einem wichtigen Gespräche, dem „Staatsmann". Wir erfahren hierin, daß ein solcher eines der seltensten menschlichen Wesen ist, daß es die größte Sorge eines Staates sein muß, einen solchen Mann ausfindig zu machen und ihn an die Spitze zu stellen, und daß, wenn er diesen Platz einnimmt, seine Macht nicht unumschränkt genug sein kann, da ihn durch Gesetze, selbst durch solche, die er selbst gegeben hat, beschränken zu wollen, ebenso unvernünftig wäre, wie wenn man von einem wissenschaftlichen Arzt fordern würde, daß er sich niemals von seinen eigenen Vorschriften entferne. Dieses ausschließliche Recht des Fähigsten auf die Herrschaft, ein Grundsatz, welchen Plato nachdrücklichst gegen die Theorie und Praxis aller Regierungen (in neueren wie in alten Zeiten) vertrat, und die Lehre, daß, wenn dieser fähige Mann gefunden ist, der Rest des Gemeinwesens nichts zu thun habe, als ihm zu gehorchen, stellen eine Theorie der Regierung dar,

*) Mem. III, 9, 10.

welche Carlyle ganz nach seinem Geschmacke finden muß; aber wahrscheinlich wird ihm der weitere Satz, welchen Plato hinzufügt, weniger behagen, daß nämlich der Inhaber dieses göttlichen Rechtes nicht vorgefunden, sondern dazu gemacht wird, und daß es die Wissenschaft ist, die seinen Rechtstitel ausmacht, eine philosophische und auf Vernunftgründen beruhende Kenntniß der menschlichen Angelegenheiten, — dessen was für die Menschheit das Beste ist. Ist diese vorhanden, so besitzt man an ihr einen weit sichereren Führer, als an Gesetzen, welche unmöglich allen individuellen Fällen angepaßt sein können; steht aber eine derartige wissenschaftliche Kenntniß nicht zur Verfügung, so verdienen Gesetze den Vorzug vor jedem bloßen falschen Schein derselben.

„Die*) richtige Art, die Menschen zu regieren, ist die wissenschaftliche oder künstlerische, ob sie nun von Einem, von Wenigen oder von Vielen, ob sie von Reichen oder Armen, durch Gewalt oder durch Uebereinkommen, ob sie den Gesetzen entsprechend oder ohne Gesetze geübt wird." Aber „wahre Wissenschaft oder Kunst ist nicht für Viele, ob arm oder reich, kaum je für Wenige und vielleicht nur für einen Einzigen erreichbar, da die Wissenschaft oder Kunst die Menschen zu beherrschen schwieriger ist als irgend eine andere Kunst oder Wissenschaft. Aber die Herrschaft dieses Einen ist die einzige wahre und richtige Herrschaft, ob er nun Gesetze erläßt oder ohne Gesetze herrscht, ob er Strenge oder Milde walten läßt, unter der alleinigen Voraussetzung, daß er seiner Kunst treu bleibt und deren Zweck, das Wohlergehen und die Veredlung der Beherrschten, verwirklicht. Er gleicht dem ächten Arzte, der, wenn seine Kunst es befiehlt, seine Kranken brennt und schneidet, um sie zu heilen. Er wird nicht geneigt sein, sich durch unwandelbare allgemeine Gesetze die Hände zu binden, denn die Lagen sind immer so mannigfaltig und die Verhältnisse so schwankend, daß ein Gesetz unmöglich auf alle Fälle passen kann. Er wird kein anderes Gesetz anerkennen als seine Kunst. Wenn er irgend eine allgemeine Formel oder Vorschrift aufstellt, so wird er dieß nur nothgedrungen thun, weil er nicht immer zur Hand sein kann, um jeden einzelnen Fall zu überwachen und zu leiten; aber er wird kein Bedenken tragen, wenn seine Kunst es erheischt, von seiner eigenen Formel abzugehen. Das allein ist niedrig, schlecht, ungerecht, was er kraft seiner politischen Wissenschaft oder Kunst dafür erklärt. Wenn er in irgend einem besonderen Falle von seiner eigenen Erklärung abweicht und etwas derartiges anordnet, so hat das Volk kein Recht, sich über Ungerechtigkeit zu beschweren. Kein Kranker kann sich über seinen Arzt beklagen, wenn dieser den Rathschlägen seiner Kunst folgt und darüber eine therapeutische Formel vernachlässigt. Alle Handlungen des ächten Herrschers sind recht, ob sie nun dem Gesetz entsprechen oder widerstreiten, so lange er sich mit Kunst und Einsicht benimmt, und den ausschließlichen Zweck verfolgt, das Volk zu erhalten und es anstatt schlechter besser zu machen. Wie verderblich wäre es . . . ., wenn wir durch starre Gesetze vorschreiben wollten, wie der Arzt und der Steuermann ihre betreffende Kunst ausüben sollen, wenn wir sie an unbeugsame Regeln

*) Grote, II, 483—486.

bänden und jedesmal bestraften, so oft sie von diesen Regeln abwichen, und wenn wir sie vor dem Gerichtshof zur Verantwortung zögen, so oft jemand sie anklagte, dieß gethan zu haben; wenn wir diese Regeln und Dogmen für geheiligt erklären, alle Kritik und jeden Tadel derselben verpönen und den freien Forscher als einen träumerischen, einfältigen Sophisten, der die Jugend verdirbt und zu Gesetzesverachtung aufreizt, hinrichten würden! Wie ungereimt wäre es zu behaupten, daß jeder Bürger diese beiden Künste verstehe oder verstehen sollte oder könnte, weil Alles, was darüber zu sagen ist, in den Gesetzen niedergelegt sei, und niemand weiser sein dürfe als die Gesetze! Wer würde daran denken anderen Künsten, wie der des Feldherrn, des Malers, des Landmanns, des Zimmermanns, des Weissagers, des Viehhändlers solche Fesseln aufzuerlegen? Das würde heißen, das Leben, welches schon jetzt so beschwerlich ist, ganz und gar unerträglich machen. Und doch sind die Hemmnisse, unter denen in den wirklich bestehenden Städten die politische Kunst ausgeübt wird, von eben dieser Art."

„Solches sind die Uebelstände, welche in größerem oder geringerem Maße von festen und unbeugsamen Gesetzen untrennbar sind. Aber so ernst diese Uebelstände auch sein mögen, so giebt es doch andere, noch ernstere, denen solche Gesetze zu begegnen geeignet sind. Wenn die Obrigkeit, die eingesetzt ist, um die Gesetze zu behüten und durchzuführen, dieselben zu brechen oder zu umgehen wagt, indem sie die Kunst oder Wissenschaft des ächten Herrschers nicht besitzt, sondern erheuchelt, so wird sie noch weit Schlimmeres bewirken. Die Gesetze sind zum mindesten von der Art, daß die Bürger sich an sie gewöhnt haben, und daß sie ein gewisses Maß von Befriedigung gewähren. Aber die Willkürherrschaft dieses gewaltthätigen und unwissenschaftlichen Regenten ist eine Tyrannei, welche weit schlimmer ist als die Gesetze. Feste Gesetze sind daher ein Zweitbestes, unter der Voraussetzung, daß ein ächter wissenschaftlicher, künstlerischer Herrscher nicht gefunden werden kann. Könnte man einen solchen Mann erlangen, so wären die Menschen entzückt, unter ihm zu leben. Aber sie verzweifeln daran, jemals einen solchen Charakter anzutreffen, und klammern sich daher an feste Gesetze trotz der zahlreichen, sie begleitenden Uebelstände. Diese Uebelstände sind in Wahrheit so ernster Art, daß wir, wenn wir auf die wirklich vorhandenen Städte blicken, uns wundern müssen, wie sie bei einem solchen System fortbestehen können, und wir ersehen daraus, ein wie festes und schwer zerstörbares Ding ein Staatswesen ist. Wir erkennen somit . . . . ., daß es keine wahre Staatsverfassung, nichts, das den Namen einer ächten politischen Gemeinschaft verdiente, giebt außer der Herrschaft eines wissenschaftlichen oder künstlerischen Oberhauptes. Unter ihm sind Gesetze überflüssig und selbst zweckwidrig. Alle anderen Verfassungen sind bloße Fälschungen; die Stelle der Regierung nimmt das Parteigetriebe und die Cabale ein; es sind Täuschungen, welche von Gauklern und Taschenspielern in Scene gesetzt werden. Aber unter diesen anderen oder After-Verfassungen, bestehen wesentliche Verschiedenheiten in Bezug auf größere oder geringere Schlechtigkeit, und die Unterschiede beruhen auf dem Vorhandensein oder Fehlen von guten Gesetzen. So ist die einköpfige Regierung, Monarchie genannt (unter der Voraussetzung, daß der Fürst kein Mann der Wissenschaft oder Kunst ist), die beste von allen Afterverfassungen, wenn der Fürst im Einklang mit und unter Beobachtung von bekannten guten Gesetzen regiert; aber sie ist die schlechteste von allen, wenn er ohne solche Gesetze als Despot oder Tyrann herrscht. Die Oligarchie oder die Herrschaft Weniger ist unter guten Gesetzen weniger gut, als die eines Fürsten unter den gleichen Verhältnissen,

aber ohne solche Gesetze ist sie weniger schlecht, als die des Despoten. Die Herrschaft der Vielen endlich ist weniger gut unter der einen, und weniger schlecht unter der anderen Voraussetzung. Sie ist im Guten wie im Schlechten weniger wirksam. Sie hat in der That weniger von einer Regierung an sich, da die Staatsgewalt durch die Vertheilung unter viele Hände, die sie jedesmal nur kurze Zeit innehaben, abgeschwächt und dem Einzelnen somit mehr Spielraum gelassen wird. Dem entsprechend ist unter der Annahme, daß Gesetze fehlen, die Demokratie die am wenigsten schlechte oder erträglichste unter den sechs Abarten von Afterverfassungen. Wenn wir das Vorhandensein von Gesetzen annehmen, ist sie die schlechteste derselben."

Das im Voranstehenden geschilderte Ideal einer Regierung wird nirgends wesentlich abgeändert, obwohl es in anderen Dialogen erweitert und auf's Einzelne angewendet erscheint. Von den zwei eingehenden Untersuchungen des Staatslebens in dialogischer Form, welche wir von Plato besitzen, der Republik und den „Gesetzen", ist die erstere ein Entwurf dessen, was ihm als die beste Gesellschafts-Form erschien — ein Staatswesen, das unter der unumschränkten Oberhoheit eines Einzigen oder einer sehr geringen Zahl von Männern steht, welche für den Regentenberuf wissenschaftlich geschult und herangebildet worden sind. Die „Gesetze" müssen (und das ist ihre beste Entschuldigung) als eine Reihe von Anweisungen zum Aufbau und zur Erhaltung seines zweitbesten Staates angesehen werden, in welchem, da der wissenschaftliche Herrscher nicht erschienen ist, ein unvollkommener Ersatz für denselben in der Form von Gesetzen gesucht wird, welche ihren Zweck (so scheint er gedacht zu haben) nur dann erfüllen würden, wenn sie nicht blos unverletzlich, sondern auch unabänderlich wären. Dem entsprechend findet sich in dem idealen Gemeinwesen der „Republik" keine Verantwortlichkeit von irgend welcher Art, keine Vorsorge für geschriebene Gesetze oder Gerichtshöfe; es wird der Weisheit der wissenschaftlichen Herrscher zugetraut, daß sie ohne derlei Vorkehrungen ausreichen oder sie, insoweit sie nothwendig sind, selbst beschaffen werden. Die ganze Stärke seines erfinderischen Verstandes hat Plato auf die Mittel concentrirt, durch welche die begabtesten Naturen aus der Menge der Bürger ausgelesen und von frühester Kindheit bis zum Alter von fünfzig Jahren erzogen werden, indem zu dieser Zeit (und nicht früher) das Hervortreten einer ganz geringen Zahl von Männern, oder wenigstens eines Einzigen, erwartet wird, welcher zum wissenschaftlichen Herrscher tauglich ist. Dieß und eine Erziehung der intellectuellen sowie der Gemüthskräfte des übrigen Volkes, welche es geneigt machen soll, diesen rechtmäßigen Oberhäuptern willig zu gehorchen und dieselben zu unterstützen, machen den ganzen Mechanismus der Republik aus. In

den „Gesetzen“ dagegen, wo keine solchen wissenschaftlichen Herrscher in Aussicht genommen sind, haben wir ein kunstvoll ausgearbeitetes, weitläufiges System von positiven Bestimmungen vor uns, welches die gesetzliche Regelung bis auf die kleinen Angelegenheiten des Alltagslebens ausdehnt, und welchem der ganze herkömmliche Apparat von Gerichtshöfen sowie von Obrigkeiten verschiedener Art zur Seite geht, die für kurze Zeiträume und durch Verfahrungsweisen gewählt werden, von denen selbst das demokratische Loos nicht ganz ausgeschlossen ist, — wobei schließlich auch die systematische Rechenschaftspflicht aller obrigkeitlichen Personen nicht fehlt, welche nach Ablauf ihrer Amtszeit (nach athenischer Weise) vor einer Behörde, an welcher die ganze Bürgerschaft einen beschränkten Antheil hat, zur Verantwortung gezogen werden. Der Verfasser macht kein Hehl daraus, daß seine Regierung nicht die an sich vortrefflichste ist, und betont, in Betreff einiger Punkte von hervorragender Wichtigkeit, sein Festhalten an jenen Lehren der Republik, welche in den „Gesetzen“, wo das angeblich in Betracht gezogene Gemeinwesen eine wirklich bestehende kretische Colonie ist, fallen gelassen wurden.

Während so Plato zwei von einander unabhängige Entwürfe für die Errichtung eines politischen Gemeinwesens vorbringt, ist seine Ansicht über das zu erstrebende Ziel niemals einer Schwankung unterworfen. Die Aufgabe der Herrscher ist es, das Volk, das sie regieren, weise und tugendhaft zu machen. Kein anderes politisches Ziel ist irgend welcher Beachtung werth. Mit Bezug auf die übrigen Dinge, nach welchen die Menschen und die Gemeinwesen gewöhnlich streben, hält er zwar nicht immer den verächtlichen Ton aufrecht, den er im Gorgias anschlägt, worin er allen athenischen Staatsmännern, selbst den ausgezeichneten der alten Zeit, — einem Miltiades, Themistokles, Kimon, Perikles — vorwirft, daß sie „die Stadt mit Häfen, Werften, Festungswerken, Tributen und ähnlichem Tand (φλυαριῶν) bereichert“ haben, anstatt, „was die einzige Aufgabe eines guten Bürgers ist“, die menschlichen Begierden zu veredeln*). An anderen Orten (wie im zweiten Alcibiades, im Euthydemus, im Meno, in den „Gesetzen“) begnügt er sich damit, zu sagen, daß es besser ist, solche Dinge ganz und gar zu entbehren, als sie zu besitzen und der Weisheit zu ermangeln, durch welche sie allein ihrem Besitzer Vortheil bringen können; oder er sagt mit Sokrates in der Apologie, daß nicht der Wohlstand Tugend, sondern die Tugend Wohlstand und alle anderen

*) Plato, Gorgias, 517 C, 519 A.

begehrenswerthen Dinge hervorbringt. Immer aber sind ihm der Bürger Weisheit und Tugend (welche für untrennbar Eines erklärt werden), sei es als das allein Begehrenswerthe, sei es als Mittel, um alles Andere zu erlangen, das einzige angemessene Ziel der Regierungsthätigkeit.

In der dergestalt von Plato erdachten politischen Theorie sind, wenn wir uns auf seinen Entwurf des ideal besten Staates beschränken und von den Zugeständnissen absehen, welche das verhältnißmäßig matte Erzeugniß seines Greisenalters den in der Wirklichkeit vorhandenen Hemmnissen macht, zwei Punkte enthalten, welche eine besondere Würdigung verdienen. Der erste ist die nachdrückliche Betonung einer Wahrheit von unermeßlicher Bedeutung und ausnahmslos allgemeiner Anwendbarkeit, daß nämlich die Herrscherthätigkeit ein Beruf ist, der erlernt sein will, daß das Regieren nicht etwas ist, das man in Mußestunden oder so beiläufig neben hundert anderen Beschäftigungen zu treiben vermag, oder wozu Jemand taugen kann, der nicht eine umfassende und weitherzige allgemeine Erziehung genossen, und hierauf durch ein eindringendes und berufsmäßiges — einen beträchtlichen Aufwand von Zeit und Mühe erheischendes — Studium gestrebt hat, sich nicht blos praktische Gewandtheit, sondern eine wissenschaftliche Beherrschung des Gegenstandes zu erwerben. Das ist die starke Seite der platonischen Theorie. Ihre schwache Seite ist es, daß sie für die also vorbereiteten Herrscher Unfehlbarkeit, oder etwas dem nahezu Gleichkommendes, in Anspruch nimmt, oder daß sie zum mindesten allen Uebrigen, im Vergleich zu denselben, eine so hochgradige Geistesschwäche zutraut, daß sie nicht für würdig gelten können, irgend welchen Antheil an der Regierung ihres eigenen Gemeinwesens zu nehmen, oder irgend welche Macht zu besitzen, um ihren wissenschaftlichen Herrscher zur Verantwortung zu ziehen. Der Irrthum Plato's bestand, wie dieß bei den Irrthümern tiefer Denker zumeist der Fall ist, darin, daß er nur die Hälfte der Wahrheit sah, und zwar war dieß (wie es gleichfalls bei solchen Denkern gewöhnlich ist) die Hälfte, welche er durch die Einrichtungen und Sitten seines Landes vernachlässigt und in den Hintergrund gedrängt fand. Seine Lehre war ein übertriebener Protest gegen die Meinung, daß jeder Mann zu jedem Amte tauge, eine Redensart, welche die weitgehendste Formulirung jener Gleichgiltigkeit gegen specielle Befähigung und gegen die Ueberlegenheit *eines* Geistes über den anderen ist, zu welcher in allen volksthümlich regierten Staaten, und in Athen sicherlich ebenso wie in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien,

eine mehr oder weniger starke Hinneigung vorhanden ist; obwohl man irre gehen würde, dieselbe in irgend einem von diesen Ländern für durchgängig allgemein oder für unheilbar zu halten.

Aber obwohl Plato kein Bedenken trug, dem wissenschaftlichen Herrscher, wenn ein solcher gefunden ist, eine absolute Machtvollkommenheit einzuräumen, so zeigt sich doch die Ueberlegenheit seines Genius in der klaren Erfassung der Schwierigkeiten, welche dieser Regierungsform anhaften, und in der Kühnheit, mit welcher er mit dem Probleme ringt; denn er wagt Alles, so sehr es auch den geläufigen Vorstellungen seiner Zeit (und der unsrigen) widerstreiten mag, wenn er eine Möglichkeit vor sich sieht, die Klippen und Untiefen zu vermeiden, welche seinem Gemeinwesen verhängnißvoll zu werden drohen. Die geistige Ueberlegenheit, welche das göttliche Recht auf die Herrschaft verleiht, bestand nach seiner Ansicht nicht in der Fähigkeit, die Zügel der Regierung mit starker Hand an sich zu reißen und sie durch gewaltthätige Unterdrückung jedes Widerstandes und durch Erstickung jeder mißbilligenden Stimme zu behaupten. Mit solch einem Schauspiel waren Plato's Zeitgenossen vertraut genug, und es ist auch unserer Zeit nicht völlig fremd; aber die Ueberlegenheit, welche Plato von seinem Herrscher forderte, war von ganz anderer Art. Nach Plato's Darstellung sind es gerade die jungen Männer, welche die Natur am verschwenderischsten ausgestattet hat, — eben der Stoff, aus welchem die Erziehung die ächtesten Herrscher zu bilden vermag — die, sobald sie durch den in der Gesellschaft geltenden falschen Maßstab des Guten und Bösen verderbt werden, selbstsüchtiger Ehrbegier und Gesetzesverachtung verfallen, um schließlich zu den tiefsten Tiefen tyrannischer Ruchlosigkeit herabzusinken. Mitten in jener Vereinigung philosophischen Tiefsinns mit hohem rednerischem Schwunge und poetischer Bilderpracht, welche die letzten Bücher der Republik auszeichnet, findet sich eine ergreifende Schilderung der Art und Weise, wie die Gesellschaft durch ihre Versuchungen und ihre am unrechten Orte angebrachten Aeußerungen des Beifalls und der Verdammniß diese ursprünglich edel-gearteten Naturen verdirbt; und das Gemälde des zu voller Entfaltung gelangten, Göttern und Menschen gleich verhaßten Gewaltherrschers auf dem Gipfel seiner Schuld, in der Tiefe seines innerlichen Elends, und in der Erwartung jener Vergeltung, die ihn gemeiniglich noch in diesem Leben, sicherlich aber in einer künftigen Welt ereilt, gehört zu den bekanntesten und erschütterndsten Stellen in Plato's Werken. Der eine oder die mehreren platonischen Herrscher werden, wie bereits bemerkt, nicht vorgefunden, sondern

geschaffen, und das Problem, wie sie zu schaffen seien, wurde von ihm in seiner ganzen Größe und Schwierigkeit erfaßt. Es konnte nur dann gelöst werden, wenn man auf sie und auf die Classe, aus der sie ausgewählt werden sollten, jede Art der Beeinflussung und Schulung — des Intellectes, des Gemüthes und der praktischen Fähigkeiten — wirken ließ, welche dazu beitragen können, den erforderten Charakter heranzubilden, und wenn man sie andererseits ganz und gar dem Einfluß jener gewöhnlichen Lebensbedingungen entrückte, welche den Charaktertypus und die Neigungen hervorrufen, die mit einem reinen und edeln Gebrauch unverantwortlicher Macht nicht verträglich sind.

Auf dieser Absicht beruht die Aechtung aller jener Götter-Sagen und Legenden (die den Griechen so heilig waren, wie es die Erzählungen des Alten und des Neuen Testamentes für einen gewöhnlichen Christen sind), welche sie als die Urheber von irgend welchem Uebel darstellten, oder ihnen ungerechte Befehle oder menschliche Schwächen zuschrieben, oder welche ihnen oder ihren Abkömmlingen, den Heroen, irgend welche Handlungen beilegten, die, wenn sie von gewöhnlichen Menschen begangen würden, für lasterhaft oder unrühmlich gelten müßten. Diese Geschichten, so behauptet Plato, sind nicht wahr; aber selbst, wenn sie es wären, sollte man nicht zulassen, daß sie wiederholt und geglaubt werden. Man sollte andere Legenden von sittlicher und erhebender Art ersinnen (Plato erachtet die Regierungsgewalt als dazu völlig befugt) und das Volk von frühester Jugend an im Glauben an sie erziehen. Unter denselben Gesichtspunkt fällt auch die Verbannung jener Dichter — nicht *aller*, wie mitunter behauptet wird —, welche sich nicht darein ergeben wollen, daß aus ihren Werken alle Meinungen und Gesinnungen ausgemerzt werden, welche die philosophischen Herrscher als schädlich erachten, so zum Beispiel die Lehre, daß der Tod oder das Leben nach dem Tode ein Gegenstand der Furcht und des Entsetzens sei, und insbesondere jene höchst verderbliche Meinung, daß es Glück ohne Tugend geben könne, oder daß die Tugend nicht selbst der Gipfel alles Glückes sei. Gewisse Formen der Dichtkunst, die epische und dramatische, sind jedoch, gleich allen anderen wahllos nachahmenden oder mimetischen Künsten, ganz und gar verpönt. Die Kunst sollte den Sinnen und dem Geiste keine Nachbildung von etwas Anderem als von dem, was gut und edel ist, bieten, und ebenso sollten die Bürger eine Nachahmung der Gedanken, Gefühle oder des Betragens von schlechten oder verkommenen, von schwachen und thörichten Personen weder vortragen, noch vortragen

hören oder lesen. Dieselben strengen Beschränkungen wurden der Musik auferlegt, welche den Griechen, deren Volkserziehung (vom gymnastischen und militärischen Elemente abgesehen) vorzugsweise eine Gemüthsbildung war, als ein überaus einflußreiches Mittel der Bildung und Verbildung galt. Es sollten im platonischen Staat keine Melodien oder Tonweisen geduldet werden, außer jenen, welche die Behörden gestatteten, und diese mußten alle Weisen von klagender, erschlaffender oder wollüstiger Natur verbieten und nur jene beibehalten, welche die heftigen Affecte mildern und beschwichtigen, oder Thatkraft einflößen. Demselben Erziehungszwecke dienen auch die eigenthümlichen Einrichtungen Plato's in Bezug auf Ehe und Eigenthum, welche der Nachwelt einiges Aergerniß gegeben haben und wahrscheinlich weit größeres erregt hätten, wenn Plato irgend einer Hinneigung zum Skepticismus und Materialismus verdächtig wäre, anstatt daß er als deren Hauptgegner bewundert wird. Die Erklärung dieses Theiles seines Systems ist eine sehr einfache. Derselbe war nicht für die Bürger im Allgemeinen, sondern für die *φύλακες* oder den Kriegerstand bestimmt, aus welchem der Fürst oder die herrschenden Alten gewählt wurden, und welcher der Vollstrecker ihrer Befehle und das Werkzeug ihrer Herrschaft war. Da diese bewaffnete Körperschaft den Rest der Bürger ganz und gar in ihrer Gewalt hatte, so war Alles verloren, wenn sie ihr eigenes Interesse dem allgemeinen vorzog; und Plato wußte sehr wohl, daß ihre Mitglieder selbst bei der vollkommensten Erziehung, die er ihnen geben könnte, nur sehr geringe Aussicht hätten, dieser Entartung zu entgehen. Da es sich mit seiner Idee einer wissenschaftlichen Regierung nicht vertrug, der unwissenschaftlichen Menge auch nur eine mitbeschließende Stimme in Betreff ihrer eigenen Angelegenheiten einzuräumen, so blieb nur ein Schutzmittel übrig: die Inhaber der Gewalt durften keine Privat-Interessen besitzen, die sie berücksichtigen konnten. Die anderen Bürger haben, ein jeder sein Eigenthum und seine Familie, aber die Wächter dürfen nichts haben, das sie ihr eigen nennen können; für ihren Unterhalt muß der Staat in nicht allzu reichlicher Weise durch eine gemeinsame Tafel sorgen; sie dürfen kein Privateigenthum besitzen, und dürfen ihre eigenen Kinder nicht kennen. Der Zweck ist derselbe, welchen die katholische Kirche durch den Coelibat ihrer Geistlichkeit und die Gütergemeinschaft ihrer Mönchsorden zu erreichen sucht: die ausschließliche Hingebung an die Ziele der Gesammtheit. So viel sich im übrigen auch mit Fug gegen diese platonische Einrichtung einwenden läßt, sie verdient jeden Namen eher

als den einer Pflegestätte der sinnlichen Lust; denn sie läßt der persönlichen Neigung weniger Spielraum als irgend eine thatsächlich bestehende Einrichtung, da die öffentlichen Obrigkeiten (innerhalb des „für die Erzeugung von Kindern für die Stadt" bestimmten Alters) feststellen, welcher Mann und welche Frau sich mit einander verbinden sollen. Grote bemerkt mit Recht, daß bei den Sitten des platonischen Staates und bei der von Plato für beide Geschlechter gleichmäßig vorgeschriebenen körperlichen und geistigen Erziehung die Liebesleidenschaft wahrscheinlich auf den denkbar niedrigsten Grad ihrer Mächtigkeit herabgesetzt würde; ein Erfolg, den Plato in den „Gesetzen" entschieden beabsichtigt und ins Auge gefaßt hat.

Wiewohl es nicht ausdrücklich in Grote's Buch erwähnt wird, so ist es doch überall daraus wie aus den Werken Plato's selbst ersichtlich, welche Gewalt die Idee der Arbeitstheilung über seinen Geist gewonnen hatte. Er setzt sie zu Anfang seiner Skizze der natürlichen Entstehung und Entwicklung eines Staates so deutlich wie Adam Smith auseinander, und sie beherrscht alle Einrichtungen seines Idealstaates. Es soll, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, keinen doppelten oder dreifältigen Mann im Gemeinwesen geben; Jeder thue ein Ding, und nur das eine, damit Jeder das zu thun haben möge, wofür er von Natur aus die größte Tauglichkeit besitzt, und jedes Ding von dem gethan werde, der es am gründlichsten erlernt und geübt hat. Die bürgerliche Gerechtigkeit in einem Gemeinwesen, welche ihm das Vorbild und erläuternde Beispiel für die Gerechtigkeit im Geiste des Individuums bietet, besteht darin, daß Jedermann das ihm zugewiesene Geschäft verrichtet und sich nicht in das eines Anderen mengt *). Ein Handwerker darf sich nicht das Gewerbe eines anderen Handwerkers anmaßen; die Regenten allein müssen herrschen, die Wächter allein kämpfen, die Producenten allein produciren und das Eigenthum des Productes besitzen. Wenn diese Schranken ein-

*) Noch ein Widerspruch zwischen zwei Dialogen Plato's! Eben das hier namhaft gemachte Erforderniß, das ausschließliche Betreiben dessen, was Jeder genau versteht, wird im Charmides als das Wesen der σωφροσύνη bezeichnet und als ihre Definition in Vorschlag gebracht; allein Sokrates beanstandet sie nicht nur als solche, sondern bezweifelt es auch, daß diese Beschränkung von irgend welchem erheblichen Nutzen sei, da sie die Erkenntniß des Guten und Ueblen, welche die wirkliche Bedingung und Grundlage der Wohlfahrt ist, nicht verleihen könne. (Vergl. Grote I, 489.)

Grote's Bemerkungen über die platonische Republik sind vielleicht der eigenthümlichste und bewunderungswürdigste Abschnitt seines ganzen Werkes, — sie sind überreich an Stoff für ein eingehendes Studium.

gehalten werden, und Keiner das von rechtswegen einem Andern zukommende Geschäft stört, ist das Gedeihen und die Eintracht der Gemeinschaft gesichert; im anderen Falle hat Jeder etwas, was ihn näher angeht, als die gehörige Erfüllung seiner eigenen Berufspflicht; die Kräfte der verschiedenen Classen werden durch den Wettkampf um die Macht abgelenkt, und der Staat sinkt auf eine der vielfachen Stufen der Entartung herab, deren Kennzeichnung einen beträchtlichen Theil der „Republik" einnimmt. Das Verlangen nach einem wissenschaftlichen Regenten, welcher seinen unwissenschaftlichen Mitbürgern über sein Verhalten keinerlei Rechenschaft schuldet, ist selbst nur ein Theil dieser umfassenden Ansicht von der Nothwendigkeit der Arbeitstheilung; und der Irrthum liegt nur darin, daß Plato sich allzu einseitig an diesen einen Grundsatz klammert.

Es ist nothwendig, zu schließen, obgleich sich unschwer Bände mit den Gegenständen anfüllen ließen, über welche Plato's Schöpfungen, sei es durch die Wahrheiten, die er gefunden, oder durch die Art, wie er sie gefunden, oder durch seine oft ebenso lehrreichen Irrthümer, Licht verbreitet haben. Wir hätten auch gerne Grote reichlicher angeführt; haben wir doch wenig oder nichts von den bedeutsamen Erörterungen über die wichtigsten Themen Plato's gesagt, welche er in diesem Werke als beiläufige Beiträge zur Philosophie des Zeitalters aus den Schätzen seines reich ausgestatteten Geistes beigesteuert hat. Sein Standpunkt ist, wie Alle, die mit Grote's Schriften bekannt sind, erwarten würden, der der empirischen Philosophie, so genannt zum Unterschiede von der intuitiven oder transscendentalen; und die Leser werden Grote's Erörterungen mehr oder weniger hoch schätzen, je nach ihrer Werthschätzung dieser philosophischen Richtung; aber Wenige, so meinen wir, werden es bestreiten, daß Grote durch dieses Werk sich einen hervorragenden Platz unter den Vertheidigern derselben errungen hat, in einem Zeitalter, in dem sie eindringlicher und umsichtiger als jemals zuvor vertheidigt worden ist. Für alles Weitere müssen wir auf das Werk selbst verweisen, welches nicht nur der unzertrennliche Gefährte von Plato's Schriften zu bleiben bestimmt ist, sondern das Niemand, er möge welcher speculativen Richtung immer angehören, ohne mannigfache Belehrung, und Keiner, der von Philosophie oder Geschichte der Philosophie etwas weiß, ohne dankbare Bewunderung genießen wird.

Die Arbeiterfrage*).

Herr Thornton hat seine Befähigung für die Behandlung einiger der wichtigsten Fragen der praktischen Volkswirthschaftslehre schon vor langer Zeit durch zwei sehr verdienstliche Werke, „Die Uebervölkerung und deren Beseitigung“ und „Ein Wort zu Gunsten bäuerlichen Grundeigenthums“ bekundet. Die letztgenannte Schrift zumal ist wohl nur darum nicht zu hohem Ansehen und zu weiter Verbreitung gelangt, weil es zur Zeit ihrer Veröffentlichung an jedem allgemeineren Interesse für den Gegenstand gebrach, den sie behandelt. Diese Theilnahmslosigkeit hat nunmehr aufgehört; die öffentliche Meinung macht rasche Fortschritte in der Richtung, welche unser Autor vertritt; und eine neue Ausgabe, welche das in dem Buche enthaltene historisch-statistische Material bis auf die Gegenwart ergänzen würde, wäre vorgeschrittenen Politikern überaus willkommen und würde wesentlich zur Klärung des Urtheils über eine der wirthschaftlichen Fragen beitragen, in Betreff welcher die Wahrheit von höchster Bedeutung ist und das Vorurtheil noch in vollster Blüthe steht.

Das vorliegende Werk ist zwar leicht-faßlich und anziehend geschrieben, jedoch streng wissenschaftlich in seiner Haltung und Beweisführung und daher, wie zu erwarten stand, vollkommen unparteilich in seinen Urtheilen. Ein beträchtlicher Theil des Buches beschäftigt sich mit der Widerlegung der Principien, auf welche man gewöhnlich jene Ansprüche und Bestrebungen der arbeitenden Classen stützt, für die auch unser Autor, aber mit besseren Gründen, eintritt. Kein blinder Parteigänger der einen oder der anderen Seite in der Fehde zwischen Arbeit und Capital wird von diesem Buche befriedigt werden; aber wer einsichtsvoll und

*) Fortnightly Review, Mai 1869. [Eine Besprechung des Buches von W. Th. Thornton: „Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und berechtigten Forderungen, ihre wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft“, London 1869, — deutsch von Dr. Hugo Schramm, Leipzig 1870. — Die Citate sind der deutschen Ausgabe entnommen worden.]

unparteiisch ist, wird schwerlich von demselben scheiden ohne sich gestehen zu müssen, daß er einige Seiten der in diesem Streit verhandelten Fragen nunmehr besser als vorher versteht.

Zu diesem großen praktischen Verdienst gesellen sich zwei andere Vorzüge von mehr theoretischer Natur, für deren Werth zu zeugen ich umso mehr verpflichtet bin, da ich in Betreff der einzelnen dabei zur Sprache kommenden Punkte mehr Meinungsverschiedenheit als Uebereinstimmung kundzugeben habe. Für's erste enthält das Buch eine Untersuchung über eine der Grundfragen der theoretischen Volkswirthschaftslehre (den Einfluß von Nachfrage und Angebot auf den Preis betreffend), welche eine wirkliche Bereicherung der Wissenschaft, wenn auch, meiner Meinung nach, nur einen Zusatz und nicht, wie der Verfasser glaubt, eine Berichtigung der herrschenden Lehre darstellt. Und zweitens hat der Verfasser bei seinem Versuch, der Frage, welche Ansprüche einerseits die Arbeit und andererseits das Capital zu erheben berechtigt ist, auf den Grund zu gehen, die großen Streitfragen in Betreff der Grundlagen von Recht und Unrecht, von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, in einer zum Nachdenken mächtig anregenden Weise behandelt. Er konnte es bei der Gründlichkeit, mit welcher er seine Aufgabe zu erfüllen bestrebt war, nicht umgehen, eine scharf umschriebene Theorie der socialen Gerechtigkeit und eine ganz bestimmte Ansicht über die natürlichen Gesetze des Gütertausches auszusprechen, welche den auf die Grundsätze und die Praxis des Unionismus bezüglichen Ableitungen zur Grundlage dienen sollen. Jede Ansicht über die gegenseitigen Rechte von Arbeitern und Arbeitgebern schließt, ausdrücklich oder stillschweigend, die Annahme irgend einer Theorie der Gerechtigkeit in sich, und es ist nicht gleichgiltig zu wissen, welcher. Auch kann man nicht entscheiden, in welcher Weise das vereinigte Vorgehen der Arbeiter oder der Arbeitgeber die Interessen beider Parteien berührt, wenn man nicht eine klare Einsicht in die Ursachen, welche den Geschäftsverkehr zwischen ihnen beherrschen, das heißt eine richtige Theorie der Gesetze des Arbeitslohnes gewonnen hat.

Nun giebt es allerdings eine Theorie des Arbeitslohnes, welche dem Forscher an der Schwelle jeder Untersuchung in Betreff der Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern aufdringlich entgegentritt, und die gewöhnlich für sicher genug gilt, um jede weitere Erörterung überflüssig zu machen. Es wird behauptet, daß der Arbeitslohn, einem unwiderstehlichen Gesetze zufolge, von Angebot und Nachfrage in Bezug auf Arbeit abhängt,

und daß er unter keiner Bedingung größer oder kleiner sein kann als der Betrag, der sich ergiebt, wenn man den vorhandenen Lohnfonds unter die vorhandene Anzahl von Bewerbern um Arbeit vertheilt. Für diejenigen, welche sich damit zufrieden geben, von allgemein angenommenen Lehren wie von selbstverständlichen Axiomen auszugehen, ist die Sache hiemit abgethan. Aber Jene, welche sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen und ihre Zustimmung nicht ohne vorgängige genaue Prüfung zu ertheilen pflegen, sehen sich zu der Frage genöthigt, ob wirklich und in welchem Sinne der Arbeitslohn von Nachfrage und Angebot in Bezug auf Arbeit abhängt, und was man unter dem Lohnfonds zu verstehen hat.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich diese Fragen gestellt, und er, den seine Schriften in der politischen Oekonomie so wohl bewandert zeigen und der es so gut wie irgend Einer versteht, wirthschaftliche Gesetze in ihre entlegeneren und verwickelteren Wirkungen zu verfolgen, hat die Ueberzeugung gewonnen, daß die Schranke, welche den Zugang zu einem der wichtigsten Gebiete der ökonomischen und socialen Forschung zu verschließen scheint, ein bloßes Trugbild ist, welches sofort verschwindet, sobald man ihm kühn zu Leibe geht. Er ist der Meinung, daß die politischen Oekonomen das wissenschaftliche Gesetz, welches nicht nur den Preis der Arbeit, sondern die Preise im Allgemeinen beherrscht, bisher unrichtig dargestellt haben. Es ist ein Irrthum, so meint er, daß der Preis oder Tauschwerth irgend eines Dinges von Nachfrage und Angebot abhängt.

In *einem* Sinne würden alle Nationalökonomen dieser Behauptung Thornton's beipflichten; denn keiner von ihnen sieht Nachfrage und Angebot als die *letzten Regulatoren* des Werthes an*). Diese Rolle, so lehren sie, spielen die Produc-

*) „Es ist demnach vollkommen richtig, daß der Werth von Dingen, deren Quantität nach Belieben vermehrt werden kann, nicht auf Nachfrage und Angebot beruht (außer durch Zufall und während des Zeitraums, der für die Production nothwendig ist um das Gleichgewicht herzustellen); im Gegentheil, Nachfrage und Angebot hängen hierbei vom Werthe ab . . . . Nachfrage und Angebot reguliren den Werth aller Artikel, welche keine unbeschränkte Vermehrung zulassen, außer daß es selbst für diese, wenn sie durch Gewerbfleiß hervorgebracht werden, einen Minimumwerth giebt, bestimmt durch die Productionskosten. Bei allen Artikeln aber, welche eine unbeschränkte Vervielfältigung zulassen, bestimmen Nachfrage und Angebot nur die Störungen des Werthes während eines Zeitraums, der die Dauer, welche erforderlich ist um das Angebot zu verändern, nicht überschreiten kann. Während Nachfrage und Angebot so die Schwingungen des Werthes reguliren,

tionskosten, immer vorausgesetzt, daß der Artikel ein Erzeugniß der Gewerbthätigkeit ist, und daß keinerlei natürliches oder künstliches Monopol dabei in's Spiel kommt. Unter diesen Bedingungen haben alle Güter, im Durchschnitt und in Bezug auf einen längeren Zeitraum, das Bestreben, sich gegen einander (und, obwohl dieser Punkt etwas verwickeltere Verhältnisse darbietet, auch gegen Geld) im Verhältniß der Kosten an Arbeit und Enthaltsamkeit auszutauschen, welche erforderlich waren, um die Artikel zu erzeugen und an den Verkaufsort zu bringen. Aber während der Durchschnittspreis eines jeden Gutes, der Preis, nach welchem der Erzeuger als nach seiner Schadloshaltung strebt, sich in annähernder Weise nach den Productionskosten richten muß, steht es doch nicht ebenso mit dem Preis in irgend einem gegebenen Augenblick. Dieser wird immer als von der Nachfrage und dem Angebot zu jener Zeit abhängig erachtet. Und selbst der Einfluß der Productionskosten beruht auf dem Angebot; denn der einzige Umstand, welcher den Preis nöthigt, sich im Durchschnitt den Productionskosten anzupassen, ist der, daß, wenn der Preis sich über oder unter diesem Niveau befindet, er durch eine Zunahme oder Herabsetzung des Angebotes auf dasselbe zurückgeführt wird, obwohl, wenn dieß erreicht ist, das Angebot selbst sich der Nachfrage anpaßt, welche sich — bei lohnendem Preise — nach der Waare kundgiebt. Dieß sind die Grenzen, innerhalb welcher die politischen Oekonomen Nachfrage und Angebot als die Regulatoren des Preises gelten lassen. Aber selbst in dieser Beschränkung wird die Theorie von Hrn. Thornton bestritten.

Wie alle ehrlichen polemischen Schriftsteller, greift Hr. Thornton die von ihm bekämpfte Lehre in der Gestalt an, welche dem Gegner die wenigsten Blößen bietet. Er hält sich nicht lange bei jener embryonischen Form der Theorie auf, in welcher Nachfrage als ein Verlangen das Gut zu besitzen, oder als ein mit der entsprechenden Fähigkeit verbundenes Verlangen es zu kaufen, definirt wird; oder in der der Preis von dem Verhältniß zwischen Nachfrage und Angebot abhängig gesetzt wird. Man darf hoffen, daß nur noch Wenige in diesem „Kreis der Unmündigen" verweilen. Um die Nachfrage mit dem Angebot vergleichen zu können, muß man

---

gehorchen sie selbst einer höheren Gewalt, welche bewirkt, daß der Werth den Productionskosten sich zuneigt und auf diesem Punkte behauptet, wenn nicht neue störende Einflüsse fortwährend aufkommen, um ihn zur Abweichung zu bringen." J. S. Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie III. Buch, III. Capitel, § 2 [VI. Band von J. S. Mill's gesammelten Werken.]

darunter nicht einen Wunsch oder eine Befähigung, sondern eine Größe oder Quantität verstehen. Auch ist sie zu keiner Zeit eine festbestimmte Größe, sondern sie schwankt mit dem Preise; und der Preis selbst hängt von keinerlei Verhältniß ab. Die Theorie von Nachfrage und Angebot besagt, wenn sie richtig verstanden wird, oder besser, wenn sie überhaupt ein Verständniß zulassen soll, daß das Verhältniß zwischen Nachfrage und Angebot, wenn sich der Preis angepaßt hat, immer das der Gleichheit ist. Wenn beim Marktpreis die Nachfrage das Angebot übersteigt, wird die Concurrenz der Käufer den Preis bis zu dem Punkte in die Höhe treiben, bei welchem sich nur für eine solche Menge als zum Verkaufe angeboten wird Abnehmer finden. Wenn im Gegentheil das Angebot gegen die Nachfrage im Ueberschusse ist und beim geltenden Preise nicht vollständig losgeschlagen werden kann, wird entweder ein Theil davon zurückbehalten werden, um einen bessern Markt abzuwarten, oder es wird der Verkauf durch eine Preisermäßigung erzwungen werden, welche neue Käufer heranzieht oder die früheren Abnehmer veranlaßt, ihre Einkäufe zu vergrößern. Das Gesetz der Werthe in ihrer Beeinflussung durch Nachfrage und Angebot lautet somit dahin, daß sie sich immer derart einander anpassen, daß sie durch eine Steigerung des einen oder Herabsetzung des anderen Factors eine Gleichheit von Angebot und Nachfrage zu Stande bringen, indem die Preis-Bewegung erst dann zum Stillstand kommt, wenn die zum geltenden Preise verlangte und die zum geltenden Preise angebotene Quantität einander gleich sind. Dieser Zustand eines vollkommenen Gleichgewichtes mag ebenso vorübergehend sein, aber er ist nichtsdestoweniger ebenso wirklich vorhanden, wie die ebene Oberfläche des Meeres.

Dieß ist die Lehre, welche Hr. Thornton bestreitet, indem er eine Reihe von Fällen anführt, für welche er ihre Unrichtigkeit erweisen zu können glaubt. Die meisten dieser Fälle sind, wie sofort ersichtlich, ganz und gar Ausnahmsfälle, aber sie nehmen in ihrer Gesammtheit, wie er meint, fast das ganze Gebiet der möglichen Fälle ein.

Das erste Beispiel, welches mehr als Typus einer ganzen Classe, denn wegen der ihm zukommenden inneren Wichtigkeit angeführt wird, ist das einer sogenannten holländischen Auction.

„Wenn ein Härings- oder Makrelenboot am Gestade bei Hastings oder Dover den Ertrag des Fischfanges der letzten Nacht ausgeladen hat, nehmen die Schiffer, um ihre Fracht zu verkaufen, gewöhnlich ihre Zuflucht zu einem Verfahren, welches man „Holländische Auction" nennt. Die Fische werden

8*

in Partien eingetheilt; auf jede derselben wird ein höherer Preis gesetzt, als der Verkäufer dafür zu erhalten gedenkt, und dieser setzt dann stufenweise seine Bedingungen herab, bis er zu einem Preise gelangt, den einer der Anwesenden lieber zahlt, als daß er sich die Partie Fische entgehen ließe, und auf den er mithin eingeht. Nehmen wir an, die Partie habe einmal einen Centner gewogen und der Preis 20 Schilling betragen*). Wäre nun bei derselben Gelegenheit statt der holländischen Auctionsart die gewöhnliche englische angewendet worden, so würde das Ergebniß ein abweichendes gewesen sein. Der Vorgang hätte dann damit begonnen, daß einer der Anwesenden ein Gebot gemacht hätte, über das allmälig Andere hinausgegangen wären, bis man einen Preis erreicht haben würde, welchen Niemand außer dem wirklichen Bieter hätte überbieten mögen. Dieser Preis hätte aber nicht nothwendigerweise 20 Schilling zu betragen brauchen; möglich, daß er blos 18 Schilling betragen hätte, denn Derjenige, welcher bereit war, den ersteren Preis zu zahlen, konnte leicht die einzige gegenwärtige Person sein, welche bereit war, auch nur den letzteren Preis zu zahlen, und wenn es an dem, so konnte er, wie bei einer englischen Auction, die Fische, für die er in der holländischen Auction 20 Schilling bezahlt haben würde, für 18 Schilling bekommen. Auf demselben Markte also, während die gleiche Menge Fische ausgeboten wird, und während in beiden Fällen die Kauflustigen sich weder in Bezug auf ihre Anzahl, noch in irgend einer andern Hinsicht von einander unterscheiden, kann dieselbe Partie Fische zwei sehr verschiedene Preise erzielen." — S. 52—53 [der deutschen Ausgabe].

Dieser anscheinend so wenig erhebliche Fall ist in Wahrheit der Vertreter einer ganzen Gruppe, und hundert Fälle könnten nicht besser als dieser eine darthun, was Hr. Thornton wirklich bewiesen hat, und was nicht. Er hat bewiesen, daß das Gesetz der Ausgleichung von Angebot und Nachfrage die Theorie dieses besonderen Falles nicht erschöpft. Er hat nicht bewiesen, daß für diesen Fall das Gesetz nicht in aller Strenge giltig ist. Indem er zeigen wollte, daß die Ausgleichung von Nachfrage und Angebot nicht das Gesetz des Preises ist, hat er in Wahrheit gezeigt, daß das Gesetz sich in diesem besonderen Falle mit zwei verschiedenen Preisen verträgt und von beiden in gleich vollständiger Weise erfüllt wird. Nachfrage und Angebot sind einander gleich bei zwanzig und desgleichen bei achtzehn Schilling. Daraus folgt, nicht daß das Gesetz falsch ist (denn Hr. Thornton leugnet nicht, daß es im fraglichen Falle erfüllt wird) sondern nur, daß es nicht das ganze Gesetz der Erscheinung ist. Die Erscheinung kann sich der Herrschaft dieses Gesetzes nicht entziehen, aber es bleibt ein gewisser Grad von Unbestimmtheit in dessen Wirksamkeit zurück, es ist ein ge-

*) „In Wirklichkeit werden die Fische nicht nach dem Gewichte, sondern nach der Anzahl verkauft — Häringe gewöhnlich im Hundert. An der Küste von Brighton sinkt der Preis manchmal auf 1 Schilling, manchmal steigt er auf 12 Schilling für das Hundert — im Allgemeinen beträgt er gegen 4 bis 5 Schilling."

wisser begrenzter Spielraum für Schwankungen innerhalb der Schranken des Gesetzes vorhanden, und da für jedes Schwanken einer Wirkung ein zureichender Grund vorhanden sein muß, so muß es ein ergänzendes Gesetz geben, welches die Wirkung innerhalb der Grenzen determinirt, die das Hauptgesetz frei läßt. Wer uns dieses Hilfsgesetz aufzeigen kann, der bereichert die wissenschaftliche Theorie des Gegenstandes durch einen werthvollen Zusatz, und wir werden alsbald sehen, daß dem Wesen, wenn auch nicht ganz strenge der Form nach, Hr. Thornton dieses Hilfsgesetz ausspricht. Er hätte, auch wenn er das letztere nicht thäte, nachgewiesen, daß die herrschende Lehre unvollständig ist, aber er hätte und hat damit nicht den Beweis geliefert, daß sie die geringste Unrichtigkeit enthält.

Ja noch mehr; wenn wir die Bedingungen in's Auge fassen, welche erforderlich sind, um die gangbare Lehre als unzulänglich erscheinen zu lassen, so finden wir, daß die Unvollständigkeit, deren sie überführt ist, wenigstens in dem eben geprüften Falle, eine außerordentlich geringfügige ist. Um sie nachzuweisen, mußte Hr. Thornton die Annahme machen, daß der Käufer, welcher Willens ist, für einen Centner Fische zwanzig Schilling zu zahlen, der einzige unter den Anwesenden ist, welcher auch nur achtzehn Schilling zu geben bereit ist. In anderen Worten, er nahm einen Fall an, welcher eine Ausnahme von der Regel darstellt, daß die Nachfrage mit der Wohlfeilheit wächst, und da diese Regel, obzwar eine allgemeine, doch keine unbedingt ausnahmslose ist, war er wissenschaftlich dazu berechtigt. Wenn es in der Scala der Preise einen Abschnitt giebt, innerhalb dessen der Preis schwanken kann ohne die Nachfrage zu vermehren oder zu verringern, so kann dieser ganze Abschnitt die Bedingung der Gleichheit von Nachfrage und Angebot erfüllen. Aber wie viele solche Fälle kommen in Wirklichkeit vor? Unter einigen wenigen Händlern am Strande eines kleinen Fischerhafens ist ein solcher Fall, wenn auch dort unwahrscheinlich, doch nicht ganz ausgeschlossen. Aber wo die Käufer nach Tausenden, nach Hunderten, oder auch nur nach Dutzenden zählen, auf jedem einigermaßen ansehnlichen Markte, und in weit höherem Grade auf dem allgemeinen Weltmarkte, streift es an's Unmögliche, daß nicht jede Herabsetzung des Preises ein gesteigertes Verlangen nach der Waare wachrufen sollte. Der Fall eines Preises also, auf welchen sich das Gesetz der Ausgleichung nicht erstreckt, ist zwar an sich denkbar, aber er wird im Leben kaum jemals verwirklicht werden.

Das nächste Beispiel, welches Hr. Thornton für die Mangel-

haftigkeit der Theorie von Nachfrage und Angebot anführt, ist das folgende:

„Nehmen wir an, daß zwei Personen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ein Pferd zu verkaufen haben, welches von dem Besitzer auf 50 Pfund Sterling geschätzt wird, und daß sich bei dem einen Verkäufer zwei, bei dem andern drei Personen einfinden, von denen jede bereit ist 50 Pfund, keine aber im Stande ist, mehr für das Pferd zu zahlen. In beiden Fällen ist das Angebot dasselbe, nämlich Ein Pferd zu 50 Pfund; aber die Nachfrage ist verschieden: in dem einen Fall nach zwei, in dem andern nach drei Pferden zu 50 Pfund. Trotzdem wird der Preis in beiden Fällen der nämliche bleiben, d. h. 50 Pfund Sterling." — S. 54 [der deutschen Ausg.].

Das Gesetz ist für diesen Fall unzutreffend, wie es für den früheren unzutreffend war, aber aus einem anderen Grunde; nicht weil, wie im früheren Falle, mehrere Preise der Bedingung gleich gut genügen, sondern weil kein Preis ihr genügt. Bei £ 50 ist eine Nachfrage nach dem Zweifachen oder Dreifachen des Angebotes, bei £ 50, 0 s., $1/4$ d. ist überhaupt keine Nachfrage mehr vorhanden. Wenn die Nachfrage nach einer Waare in dieser Weise einer durch gewaltsame Unterbrechungen zerrissenen Scala gleicht, dann hört allerdings die Anwendbarkeit des Gesetzes auf, aber — ich wage es zu behaupten — nicht wegen irgend eines Fehlers des Gesetzes, sondern weil die Bedingungen, von denen seine Anwendbarkeit abhängt, nicht vorhanden sind. Wenn die Besonderheiten des Falles es nicht gestatten, daß die Nachfrage dem Angebote gleich, sondern nur die Möglichkeit zulassen, daß sie entweder größer oder kleiner sei, so wird die Nachfrage eben größer oder kleiner sein als das Angebot, und Alles, was man aussagen kann, ist dieß, daß sie sich der Gleichheit so sehr, als es nur möglich ist, nähern wird. Weit entfernt dem Gesetz zu widersprechen, ist dieß eben der extreme Fall, welcher das Gesetz beweist. Letzteres lautet dahin, daß sich jener Preis ergeben wird, welcher Angebot und Nachfrage einander gleich stellt; und das Beispiel zeigt, daß dieß nur dann nicht der Fall ist, wenn es keinen Preis giebt, welcher diese Bedingung erfüllen würde, und daß selbst dann dieselben, immer noch wirksamen, Ursachen den Preis so stellen, daß er die Bedingung möglichst annähernd erfüllt. Braucht es eine vollkommenere Bestätigung des Gesetzes als die Thatsache, daß, um einen Fall zu finden, in dem der Preis dem Gesetze nicht entspricht, es nothwendig ist, einen solchen zu finden, in dem es keinen Preis giebt, der ihm entsprechen kann?

Ein neues Beispiel:

„Wenn ein Kaufmann auf seine Waaren den höchsten Preis gesetzt hat, den Jemand dafür zahlen will, so kann der Preis natürlich nicht höher hin=

aufgehen, das Angebot jedoch kann geringer sein als die Nachfrage. Der Handschuhmacher eines Landstädtchens, der am Abende eines Honoratiorenballes nur ein Dutzend Paar weiße Handschuhe vorräthig hat, könnte möglicher Weise zehn Schilling für ein Paar derselben erhalten, in dem Falle nämlich, daß zwölf Personen bereit sind, lieber diesen Preis zu zahlen, als gar nicht oder unbehandschuht auf den Ball zu gehen. Mehr könnte er nicht bekommen, selbst wenn, während er noch mit den zuerst gekommenen Käufern herumhandelt, andere Käufer in derselben Zahl und mit derselben Kauflust in seinen Laden träten und ihm anböten, den nämlichen, aber keinen höhern Preis zu zahlen. Die Nachfrage nach Handschuhen, welche zuerst dem Angebot ganz gleich gewesen war, würde jetzt gerade um das Doppelte gestiegen sein, dagegen würde der Preis für ein Paar nach wie vor nicht mehr als 10 Schilling betragen. Solch eine Menge von Beweisen ist sicherlich entscheidend gegen die Annahme, daß der Preis steigen muß, wenn die Nachfrage das Angebot überwiegt." — S. 56—57 [der deutschen Ausgabe].

Hier ist der Verfasser wiederum zur Annahme genöthigt, daß die ganze Masse der Kunden (vierundzwanzig an Zahl) die äußerste Grenze dessen, was sie zu zahlen bereit sind, ehe sie auf den Artikel verzichten, auf genau denselben Punkt festsetzen — eine getreuliche Wiederholung der Voraussetzung in Betreff jenes Pferdes, welches von allen, die es kaufen wollen, auf £ 50 und keinen Heller darüber geschätzt wird. Dieser Fall ist auf einem sehr kleinen Markte eben noch möglich, aber praktisch unmöglich auf dem Markt eines ganzen Landes. Aber wäre er auch noch so häufig, er würde doch nicht der Wahrheit des Gesetzes, sondern nur der Behauptung Eintrag thun, daß dasselbe immer und überall zur Anwendung gelangt. Er würde zeigen, daß das Gesetz nur dann erfüllt wird, wenn seine Erfüllung der Natur der Dinge nach möglich ist, und daß es Fälle giebt, in welchen dieselbe unmöglich ist, aber daß selbst dann das Gesetz seine Wirksamkeit bis zur Grenze des Möglichen äußert.

Die nächste Behauptung Thornton's geht dahin, daß die Gleichgewichts-Theorie, selbst wenn sie buchstäblich wahr wäre, doch nur eine Wahrheit von geringer Bedeutung sein würde; wäre es nämlich auch wahr, „daß bei dem aus der Concurrenz schließlich sich ergebenden Preise Angebot und Nachfrage gleich groß sind, so würde doch nur ein kleiner Theil der zum Verkauf ausgebotenen Waaren zu dem betreffenden Preise wirklich verkauft werden" (S. 59); denn der Händler wird einen so großen Theil seines Lagers, als irgend möglich, zu einem höheren Preise verkaufen, ehe er sich entschließt den Preis herabzusetzen, um den Rest an Mann zu bringen.

Damit ist aber blos gesagt, daß das in Rede stehende Gesetz anderen ökonomischen Gesetzen darin gleicht, daß es seine Wirkung

nicht mit einem Schlage, sondern allmählich äußert. Ein Verkäufer kann zwar seinen Preis aufrecht erhalten, bis die Käufer wirklich ausbleiben, oder bis er unter der Concurrenz anderer Verkäufer zu leiden beginnt; aber wenn auf dem Markte ein reichlicheres Angebot vorhanden ist, als was zu solchen Bedingungen verkauft werden kann, so wird sein Preis sinken, bis er den Punkt erreicht, bei dem er Käufer für seinen ganzen Vorrath heranzieht, und wird nicht weiter sinken, nachdem dieser Punkt erreicht ist. Ein Gesetz, welches besagt, daß der Preis der Waaren fallen muß, und genau den Punkt, bis zu dem der Fall reichen wird, bestimmt, wird kaum mit Recht als „eine Wahrheit von geringer Bedeutung" blos darum bezeichnet, weil die Verkäufer, da sie nicht unbeseelte Materie, sondern willensbegabte Wesen sind, der Gewalt eine Zeit lang widerstehen können, der sie zuletzt erliegen müssen. Einschränkungen solcher Art unterliegen alle wirthschaftlichen Gesetze, und niemand ist der Meinung, daß dieselben ihren Werth zu nichte machen. Eben so gut könnte man das Vorhandensein eines Marktpreises für eine Waare eine bedeutungslose Wahrheit nennen, weil ein Käufer, der unwissend oder in Eile ist, für einen Artikel das Zweifache von dem bezahlen mag, wofür er ihn in einem anderen Laden, einige Häuser weiter, bekommen hätte.

Der letzte Einwand Thornton's und derjenige, auf welchen er das meiste Gewicht legt, richtet sich gegen die Voraussetzung der gangbaren Theorie, „daß die Waaren ohne Vorbehalt zum Verkauf ausgeboten werden, und daß die Verkäufer immer geneigt sind, sie um jeden Preis loszuschlagen". Dieß entspricht — so bemerkt er — „kaum jemals — ja, man kann fast mit Bestimmtheit sagen, niemals dem wahren Sachverhalte."

„Mit einer einzigen, die Arbeit betreffenden und allerdings nicht zu übersehenden, Ausnahme werden Waaren beinahe niemals ohne Vorbehalt zum Verkauf ausgeboten; kaum jemals giebt ein Kaufmann seine Waaren für das hin, was man ihm gerade geben will; kaum jemals ist er mit dem sich etwa aus dem jeweiligen Stande des Angebotes und der Nachfrage ergebenden Preise zufrieden, mit dem Preise also, zu welchem er seinen ganzen Vorrath sofort losschlagen könnte. Denken wir uns die Lage eines Kaufmannes, der nicht im Stande wäre, auf Käufer zu warten, sondern sich genöthigt sähe, für eine Ladung Korn, Zucker oder diverse Waaren das höchste Gebot anzunehmen, welches er von den zuerst kommenden Käufern erlangen könnte; oder stellen wir uns einen Juwelier vor, einen Schnittwaaren-, Tuch- oder Materialienhändler, welcher binnen vierundzwanzig Stunden sein Lager räumen muß. In einer so üblen Lage befinden sich kaum die Concursgläubiger, welche die Waaren ihrer Schuldner zu einem Schleuderpreise ausverkaufen, denn selbst diese können länger warten. Aber das Verhalten eines Geschäftsmannes, der sich in keiner bedrängten Lage befindet, ist von dem des Curators einer Schuldenmasse ganz verschieden. Er fragt sich erst, welches

der höchste Preis ist, den man wahrscheinlich in dem Augenblicke zahlen wird, nicht für seinen ganzen Vorrath, sondern für einen beträchtlichen Theil desselben, und dann beginnt er zu verkaufen, entweder zu diesem Preise oder zu einem anderen, der sich bei einem Versuche als der zur Zeit erreichbare herausstellt. Sein Angebot von Waaren ist wahrscheinlich bedeutend größer, als die zu dem betreffenden Preise begehrte Quantität; aber setzt er deshalb seine Bedingungen herab? Keineswegs: er verkauft, soviel als er kann, zu diesem Preise, und dann, sobald der bestehenden Nachfrage genügt worden, wartet er eine Weile auf weitere Nachfrage. Auf diese Weise setzt er vielleicht seinen Vorrath für einen viel höheren Betrag ab, als wofür er ihn hätte losschlagen müssen, wenn er gesucht hätte, Alles auf einmal zu verkaufen. Ein Kornhändler, der im Laufe der Saison Tausende von Quartern Weizen zu etwa 50 Schilling pro Quarter verkauft, würde für den Quarter nicht 20 Schilling erhalten, wenn er nach Ankunft seiner Kornschiffe genöthigt wäre, die Ladungen sofort zu Geld zu machen. Ein Handschuhmacher, welcher, wenn er auf Käufer wartet, mit Bestimmtheit 3 bis 4 Schilling für das Paar der gesammten Handschuhe seines Lagers erhalten wird, würde nicht 6 Pence für das Paar bekommen, müßte er sie losschlagen. Wie aber fängt er es an, um sich eines höheren Preises zu versichern? Ganz einfach: er verkauft nicht ohne Vorbehalt, er läßt sich nicht auf den Preis ein, welcher sich aus dem Verhältniß zwischen der wirklichen Nachfrage und dem wirklichen Angebote ergeben würde, sondern legt seine Waaren zu einem etwas höheren Preise aus und läßt sie unter diesem nicht ab." — S. 61 [der deutschen Ausgabe].

Ich gestehe nicht einsehen zu können, daß diese Betrachtungen das Gesetz von Nachfrage und Angebot über den Haufen werfen, oder daß irgend welcher Grund zur Annahme vorliegt, die politischen Oekonomen hätten übersehen, daß, wenn das Angebot die Nachfrage übersteigt, die beiden eben sowohl durch Verringerung des Angebotes als durch Vermehrung der Nachfrage ins Gleichgewicht gelangen können. Sich einen Preis vorbehalten ist vollinhaltlich dasselbe, wie eine Verringerung des Angebotes. Wenn für Schafe nicht mehr als vierzig Schilling das Stück gezahlt wird, dann stehen alle Schafe, deren Eigner entschlossen sind, sie nicht unter fünfzig Schilling zu verkaufen, außerhalb des Marktes und bilden in keiner Weise einen Theil des Angebotes, welches zur Zeit den Preis bestimmt. Es mag sein, daß sie zum Kauf angeboten wurden, aber sie sind zurückgezogen worden. Sie werden aufgespart, um eine spätere Zeit abzuwarten, von der ihr Eigner sich größeren Vortheil verspricht, und werden auf die Bestimmung des Preises Einfluß üben sobald dieser Zeitpunkt erscheint, oder sobald der Eigner, weil er diese Erwartung aufgegeben hat oder in eine Nothlage geräth, sich dazu versteht, für seine Schafe so viel zu nehmen, als er bekommen kann. Mittlerweile ist der Preis ohne Rücksicht auf den zurückbehaltenen Vorrath bestimmt worden, und zwar in solcher Weise, daß die Nachfrage bei diesem Preise dem Angebot, dessen sich die Verkäufer zu solchem

Preise entäußern wollen (wenn möglich) gleichkommt. Die Volkswirthe, welche sagen, daß der Marktpreis durch Nachfrage und Angebot bestimmt wird, meinen damit nicht, daß er durch das gesammte Angebot bestimmt wird, welches sich bei einem unerreichbaren Preise ergeben würde, ebensowenig wie durch die ganze Nachfrage, die hervorgerufen würde, wenn der Artikel zu einem Spottpreis zu kaufen wäre. Sie meinen, daß, wie immer der Preis auch ausfällt, er stets so beschaffen sein wird, daß die Nachfrage zu diesem Preis und das Angebot zu diesem Preis einander gleich sind. Hr. Thornton weist nach, daß eine unleugbare Ausnahme von diesem Satze im Falle eines Verkäufers stattfindet, der sich auf einen Preis steift, welchen er wohl für einen Theil, aber nicht für sein ganzes Angebot erhalten kann. In diesem Falle ist der Preis, welchen er erhält, allerdings nicht derjenige, bei welchem Nachfrage und Angebot einander gleich sind; aber der Grund hiervon ist der nämliche, wie in einem der früher in Betracht gezogenen Beispiele: weil es einen solchen Preis nicht giebt. Bei dem thatsächlich vorhandenen Preis übersteigt das Angebot die Nachfrage, bei einem Pfennig weniger würde das ganze Angebot zurückgezogen werden. Ein solcher Fall könnte sich leicht ereignen, wenn der Verkäufer keine Concurrenz zu fürchten hätte; nicht leicht, wenn dieß der Fall ist; aber unter keiner Voraussetzung steht er mit dem Gesetze in Widerspruch. Es ist ein Specialfall der einen Instanz, in welcher Thornton die Unzulänglichkeit des Gesetzes nachgewiesen hat: wenn nämlich die Nachfrage oder das Angebot in so jähen Sprüngen wachsen oder abnehmen, daß es keinen Ruhepunkt giebt, bei welchem das eine Element dem anderen genau gleichkommt.

Aber will ich damit sagen, daß Hr. Thornton mit seiner Auslegung der von ihm vorgebrachten Fälle ganz und gar im Unrecht ist, und daß er in der herrschenden Theorie keinerlei Gebrechen nachgewiesen hat? Selbst wenn dem so wäre, würde daraus nicht folgen, daß er der Wissenschaft keinen Dienst erwiesen hat. „Man macht sich immer um die Erkenntniß verdient, wenn man auf irgend einem Gebiete derselben den Wurzeln ihrer Wahrheiten nachgräbt.“ Das Verständniß wissenschaftlicher Gesetze wird stets gefördert, wenn tüchtige Denker und scharfsinnige Polemiker Schwierigkeiten im Bereiche derselben aufstöbern und ihnen Thatsachen gegenüberstellen, zu deren Erklärung sie noch nicht angerufen worden sind. Aber Hr. Thornton hat viel mehr als dieß geleistet; die Lehre, welche er bestreitet, ist, obschon wahr, doch nicht die ganze Wahrheit. Sie ist nicht das ganze Gesetz der Erscheinungen,

denn der Verfasser hat — und zwar zuerst — gezeigt, daß es Fälle giebt, auf welche sie sich nicht erstreckt. Und er hat die Ursachen, welche in diesen Ausnahmsfällen den Erfolg bestimmen, wenn nicht vollständig dargelegt, so doch angedeutet. Wenn ihm etwas vorzuwerfen ist, so ist es der Irrthum, den er mit allen jenen Verbesserern der Volkswirthschaftslehre theilt, welche neue und richtige Ansichten vorgebracht, sie aber „als Widerlegungen von früher als Fundamentalsätze geltenden Lehren verkündet haben, während es in den allermeisten Fällen nur weitere Ausführungen derselben waren", — ein Irrthum, in welchen zum Beispiel fast ausnahmslos jene Volkswirthe verfallen sind, welche als Gegner Ricardo's auftraten.

Versuchen wir mit Hrn. Thornton's Hilfe unsere Vorstellungen über jenen Theil des Gesetzes der Preise zu klären, für welchen die gangbare Lehre nicht ausreicht. Wenn die Ausgleichung von Nachfrage und Angebot den Preis zum Theil noch unbestimmt läßt, weil es mehr als einen Preis giebt, welcher dem Gesetz genügen würde, dann unterliegen weder Käufer noch Verkäufer der Einwirkung irgend welcher auf Nachfrage und Angebot beruhender Beweggründe, die sie bestimmen könnten, einander nachzugeben. In diesem Falle wird viel davon abhängen, welche Partei die Initiative der Preisbestimmung hat, wofür die von Thornton vorausgesetzte holländische Versteigerung ein gutes Beispiel abgiebt. Hier würde die Waare es zu keinem höheren Preis als achtzehn Schilling bringen, wenn die Anerbietungen von der Seite der Käufer ausgingen; weil sie aber vom Verkäufer ausgehen, erreicht der Preis die Höhe von zwanzig Schilling. Nun hat Hr. Thornton richtig dargethan, daß dieser Fall, obwohl er bei Versteigerungen eine Ausnahme darstellt, doch der gewöhnliche ist, was den Handelsverkehr im Großen und Ganzen betrifft. In der Regel ruht die Initiative der Preisbestimmung in den Händen der Verkäufer und die Concurrenz, welche den Preis beeinflußt, ist die Concurrenz der Verkäufer*). Wenn also der Absatz des gesammten Angebotes bei mehreren Preisen möglich ist, ist es ziem-

*) „Diese Ausdrucksweise scheint mir hinsichtlich der Sachgüter sowohl genauer als auch einfacher den Fall zu bezeichnen, als wenn man sagt, daß die Concurrenz der Verkäufer den Preis fallen, die der Käufer ihn steigen läßt. Denn meiner Ansicht nach macht in der That die Concurrenz der Letzteren den Verkäufern bemerklich, daß ein höherer Preis erreichbar ist, als sie vorher angesetzt haben, und veranlaßt sie somit, in ihrer eigenen Concurrenz nachzulassen, um diesen Preis zu erzielen." — S. 76 [der deutschen Ausgabe].

lich sicher, daß die Verkäufer an dem höchsten dieser Preise festhalten werden; denn sie haben keinen Grund, einander an Wohlfeilheit zu überbieten, wenn sie insgesammt bei dem höheren Preise neben einander bestehen können. Die Käufer andererseits sind nicht durch ihre eigene Concurrenz gezwungen, diesen höheren Preis zu bezahlen; denn wenn die Käufer an einem niedrigeren Preis festhalten und ihn durchsetzen, kann ihr Gewinn ein dauernder sein (da, der Voraussetzung zufolge, dieser Fall ein solcher ist, in dem ein Sinken des Preises keine Steigerung der Nachfrage hervorruft). Der Preis hängt in diesem Falle einfach davon ab, ob die Käufer oder die Verkäufer länger fest bleiben, und wird somit von ihrer größeren oder geringeren Geduld oder von dem Maß von Unbequemlichkeit bedingt, das jeder der beiden Parteien aus dem Zuwarten erwächst.

An dieser Stelle dürfte ein scharfsinniger Leser, welcher noch vor dem Abschluß einer Untersuchung merkt, auf welche Ergebnisse dieselbe hinausläuft, bereits darauf aufmerksam werden, daß Thornton's Verbesserungen der Theorie des Preises, so geringfügig sie auch erscheinen, wenn man sie auf ihren wirklichen Umfang zurückführt, und so bedeutungslos sie auch in den gewöhnlichen Fällen, in denen Nachfrage und Angebot nur störende Ursachen und die Productionskosten der die Erscheinung in Wahrheit beherrschende Factor sind, nothwendig sein müssen —, daß diese Verbesserungen, sage ich, doch zu großer praktischer Wichtigkeit in dem Fall gelangen können, welcher diesen ganzen Gedankengang angeregt hat: in dem Fall der Vergütung für Arbeit. Wenn es sich herausstellen sollte, daß der Preis der Arbeit in den Bereich eines der Ausnahmsfälle, etwa des Falles gehört, für welchen das Gesetz der Ausgleichung von Nachfrage und Angebot nicht ausreicht, weil es mehrere Preise giebt, welche in gleicher Weise dem Gesetze genügen, dann würde es alsbald klar sein, daß die Entscheidung zwischen dem einen und dem anderen dieser Preise durch Ursachen bestimmt wird, welche in hohem Maße zu Ungunsten des Arbeiters und zu Gunsten des Arbeitgebers wirken. Denn es besteht, wie der Autor bemerkt, zwischen dem Markt für Arbeit und dem Markt für Sachgüter der Unterschied, daß bei letzteren dem Verkäufer, bei der ersteren aber dem Käufer die Initiative der Preisbestimmung zukommt. Es ist der Arbeitgeber, der Käufer von Arbeit, welcher einen Arbeitslohn anbietet; der Verkäufer, in diesem Falle der Arbeiter, nimmt denselben an oder weist ihn zurück. Alle Vortheile, die sich aus der Initiative ergeben, sind daher auf Seiten des Lohnherren. Und es ist fast überflüssig, zu bemerken, daß in dem Kampf der Aus-

dauer zwischen Käufer und Verkäufer, durch welchen allein im vorausgesetzten Falle der also bestimmte Preis modificirt werden kann, nichts Anderes als eine enge Verbindung der Arbeiter ihnen auch nur die geringste Aussicht eröffnen kann, sich mit Erfolg gegen die Arbeitgeber zur Wehr zu setzen.

Man wird natürlich sagen, daß diese Betrachtungen müßig sind, weil die Arbeit nicht unter jene, blos als möglich angenommene, Ausnahme falle: Nachfrage und Angebot beherrschen vollständig den Preis, welcher für Arbeit zu erzielen ist. Die Nachfrage nach Arbeit besteht in dem ganzen im Umlauf begriffenen Capital eines Landes mit Einschluß der Löhne, welche für unproductive Arbeit gezahlt werden. Das Angebot besteht in der ganzen arbeitenden Bevölkerung. Wenn das Angebot mehr beträgt, als das Capital zur Zeit beschäftigen kann, müssen die Arbeitslöhne fallen. Wenn die Arbeiter insgesammt beschäftigt sind und noch ein Ueberschuß von unverwendetem Capital vorhanden ist, werden die Arbeitslöhne steigen. Diese Reihe von Ableitungen wird allgemein als unbestreitbar angesehen. Sie sind, wie ich glaube, in jeder systematischen Bearbeitung der politischen Oekonomie, und jedenfalls auch in der meinigen, zu finden. Ich bekenne mich des Vergehens schuldig, diese Theorie gleich aller Welt angenommen zu haben, ohne auf die Vorbehalte und Einschränkungen hinzuweisen, unter denen sie allein als zulässig betrachtet werden kann.

Die Theorie beruht auf der Lehre vom sogenannten Lohnfonds. Es wird angenommen, daß in jedem gegebenen Augenblick eine Summe von Vermögen vorhanden ist, welche bedingungslos für die Bezahlung von Arbeitslöhnen bestimmt ist. Diese Summe wird nicht als unveränderlich angesehen, denn sie wird durch Ersparung vermehrt und wächst mit der Zunahme des Vermögens; aber man betrachtet sie als einen für jeden gegebenen Augenblick vorherbestimmten Betrag. Mehr als dieser Betrag könne unmöglich unter die lohnempfangende Classe vertheilt werden; diesen Betrag aber müsse sie unverkürzt erhalten. Da also die zu theilende Summe eine feste ist, hängt der Lohn jedes Einzelnen nur von dem Divisor ab, d. h. von der Anzahl der Theilhaber. In dieser Lehre ist die Annahme enthalten, daß die Nachfrage nach Arbeit nicht nur mit der Wohlfeilheit wächst, sondern ihr auch genau proportional ist, indem dieselbe Gesammtsumme für Arbeit verausgabt wird, welches immer der Preis derselben sein mag.

Aber ist dieß eine richtige Darstellung des Sachverhalts?

Braucht der Arbeitgeber mehr Arbeit oder treten neue Arbeitgeber blos darum auf, weil die Arbeit wohlfeiler zu haben ist? Sicherlich nicht. Die Consumenten eines Artikels begehren mehr davon, wenn der Preis gesunken ist, oder es werden neue Consumenten desselben geschaffen; aber der Arbeitgeber kauft die Arbeit nicht wegen des Vergnügens, sie zu consumiren, sondern er kauft sie, um aus ihrer productiven Kraft Gewinn zu ziehen, und er kauft gerade so viel Arbeit und nicht mehr, als hinreicht, um die Waarenmenge zu erzeugen, welche er mit Vortheil abzusetzen hofft. Ein Sinken der Arbeitslöhne läßt ihn nicht nothwendig einen ausgedehnteren Absatz für seine Waare erwarten und steigert daher nicht nothwendig seine Nachfrage nach Arbeit.

Darauf kann man erwiedern: obwohl er vielleicht, wenn die Löhne niedriger sind, nicht mehr Arbeit für sein eigenes Geschäft verwenden wird, so wird doch, falls er dieß nicht thut, nicht mehr derselbe Betrag von Capital nothwendig sein, um seinen Betrieb fortzuführen; und da er nicht Willens sein wird, sein Activ-Saldo unverwendet zu lassen, wird er es auf irgend welche andere Weise, vielleicht bei Actiengesellschaften oder in Staatspapieren anlegen, wodurch dasselbe entweder selbst für Beschäftigung von Arbeit verausgabt werden oder das Capital eines Anderen für solche Verausgabung frei machen wird; so daß der gesammte Lohnfonds, nach wie vor, für Bezahlung von Arbeitslöhnen aufgehen wird.

Aber giebt es etwas derartiges wie einen Lohnfonds in dem hier vorausgesetzten Sinne? Giebt es irgend einen festen Betrag, welcher dazu bestimmt ist, — in dieser seiner vollen Höhe, nicht darüber und nicht darunter — für Arbeitslöhne verausgabt zu werden?

Natürlich giebt es für den Betrag, welcher auf solche Weise verausgabt werden kann, eine unüberschreitbare Grenze. Er kann die Gesammtmittel der arbeitgebenden Classe nicht übersteigen. Er kann auch diese Mittel nicht erreichen; denn die Arbeitgeber müssen sich und ihre Familien erhalten. Aber von dieser Grenze abgesehen, ist der Betrag in keinem Sinne des Wortes ein fest bestimmter.

Der Gedankengang der herkömmlichen Theorie ist folgender: die pecuniären Mittel des Capitalisten bestehen aus zwei Theilen, seinem Capitale und seinem Gewinne oder Einkommen; sein Capital ist das, womit er zu Anfang des Jahres beginnt, oder womit er sich in eine Reihenfolge von geschäftlichen Operationen einläßt; sein Einkommen erhält er nicht eher, als bis das Jahr

zu Ende oder, der Kreis der Operationen abgeschlossen ist. Sein Capital ist es — von jenem Theil desselben abgesehen, welcher in Gebäuden und Maschinen fest angelegt oder für Rohstoffe verausgabt ist —, womit er die Arbeitslöhne bezahlt. Er kann sie nicht aus seinem Einkommen bezahlen, denn er hat es noch nicht erhalten. Sobald er es erhält, kann er einen Theil davon zurücklegen und damit sein Capital vergrößern; als solches wird es einen Theil des Lohnfonds des nächsten Jahres bilden; aber es hat mit dem Lohnfonds des laufenden Jahres nichts zu schaffen.

Aber diese Unterscheidung zwischen dem Verhältniß eines Capitalisten zu seinem Capital und jenem zu seinem Einkommen ist von völlig imaginärer Art. Der Capitalist geht zu Anfang von der Totalsumme seiner angesammelten Mittel aus, welche in ihrer Gesammtheit potentielles Capital darstellen; davon bestreitet er seine persönlichen Ausgaben und jene seiner Familie, gerade so wie er die Löhne seiner Arbeiter vorausbezahlt. Er beabsichtigt natürlich diesen Vorschuß aus seinem Gewinn, wenn er ihn erhält, zurückzuzahlen, und er zahlt ihn auch, wie alle seine übrigen Vorschüsse, Tag für Tag zurück; denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß er seinen Gewinn in dem Maße macht, als seine Geschäfte sich abwickeln, und nicht zu Weihnachten oder zu Johanni, wenn er die Bilanz aus seinen Büchern zieht. Sein eigenes Einkommen wird daher, soweit es verbraucht und verausgabt wird, aus seinem Capital vorgestreckt und aus dem Erlös zurückerstattet, in gleichem Maße wie die Arbeitslöhne, welche er ausbezahlt. Wenn wir den Gesammtbetrag seines Besitzes, der zur Lohnzahlung dienen kann, den Lohnfonds nennen wollen, so fällt dieser Fonds mit dem ganzen Ertrage seines Geschäftes, nachdem er seine Maschinen, Gebäude und Materialien in Stand erhalten und seine Familie ernährt hat, zusammen, und er wird für ihn und für seine Arbeiter gemeinsam verwendet. Je weniger er für das Eine verwendet, desto mehr kann er für das Andere verwenden, und umgekehrt. Der Preis der Arbeit wird so wenig durch die Vertheilung des Ertrags zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitern bestimmt, daß es vielmehr dieser Preis ist, der die Vertheilung bestimmt. Wenn der Lohnherr seine Arbeit wohlfeiler erhalten kann, kann er mehr für sich selbst aufwenden. Wenn er für Arbeit mehr zu bezahlen hat, so wird diese Mehrzahlung seinem eigenen Einkommen entnommen, vielleicht dem Theil desselben, welchen er sonst erspart und dem Capital hinzugefügt hätte, — indem dergestalt die erzwungene Sparsamkeit der frei-

willigen voraneilt —, vielleicht auch dem Theil, welchen er für seine persönlichen Bedürfnisse oder Vergnügungen verausgabt hätte. Es giebt kein Naturgesetz, welches die Arbeitslöhne an und für sich hinderte, so hoch zu steigen, daß sie nicht nur den Fonds aufzehren, welchen der Arbeitgeber für die Fortführung des Geschäftes bestimmt hatte, sondern auch alles, was er sich über die Befriedigung der nothwendigen Lebensbedürfnisse hinaus für seine persönlichen Ausgaben vorbehält. Die wirkliche Grenze der Lohnsteigerung liegt in der praktischen Ueberlegung, welche Höhe derselben den Lohnherren zu Grunde richten oder zwingen würde das Geschäft aufzugeben, und nicht in den unerbittlichen Schranken des Lohnfonds.

Mit einem Wort: es ist nicht nur das Capital des Arbeitgebers, sondern auch alles, was möglicherweise durch Einschränkung seiner persönlichen Ausgaben gewonnen werden kann, an und für sich für die Lohnzahlung verfügbar, ehe eine absolute Grenze erreicht wird; und das Gesetz des Arbeitslohnes läuft, auf der Seite der Nachfrage, auf den selbstverständlichen Satz hinaus, daß die Arbeitgeber für Löhne nicht das ausgeben können, was sie nicht besitzen. Auf der Seite des Angebots bleibt das Gesetz, wie es die Volkswirthe aufgestellt haben, unangetastet. Je zahlreicher die Bewerber um Arbeit sind, desto niedriger werden unter sonst gleichen Umständen die Arbeitslöhne stehen. Es hieße Hrn. Thornton vollständig mißverstehen, wenn man annehmen wollte, daß er dieß irgendwie in Frage ziehe, oder daß er von den Meinungen zurückgekommen sei, die er in seinen früheren Schriften in Betreff des unlöslichen Zusammenhanges vertreten hat, welcher zwischen der Vergütung der Arbeit einerseits und dem Verhältniß von Bevölkerung und Subsistenzmitteln andererseits besteht.

Aber während das Bevölkerungsprincip mit seinen Consequenzen durch nichts, was Hr. Thornton vorgebracht hat, irgendwie berührt wird, nimmt in einer anderen Hinsicht die Arbeiterfrage, als Gegenstand der bloßen Wirthschaftslehre betrachtet, eine wesentlich veränderte Gestalt an. Die von allen oder den meisten Nationalökonomen (mich selbst eingeschlossen) bisher vorgetragene Lehre, welche es für unmöglich erklärte, daß Coalitionen die Löhne erhöhen können, oder welche ihre Wirksamkeit in dieser Hinsicht darauf beschränkte, daß sie eine Lohnsteigerung, die in Folge der Concurrenz des Marktes auch ohnehin erfolgt wäre, nur ein wenig früher herbeiführen, — diese Lehre wird nun ihrer wissenschaftlichen Begründung verlustig und muß bei Seite gesetzt werden. Das Recht und Unrecht im Vorgehen der Gewerkvereine wird zu

einer gewöhnlichen Frage der Klugheit und des socialen Pflichtgefühls, nicht zu einer solchen, welche durch den unnachgiebigen Zwang wirthschaftlicher Gesetze in unwiderruflicher Weise entschieden wäre.

Ich habe diese Beweisführung in meiner eigenen Weise vorgebracht, welche von jener Thornton's einigermaßen abweicht; aber die darin enthaltenen Gedanken sind wesentlich die seinigen, obwohl er mir mit einigen darunter nur eben zuvorgekommen ist. Ich habe bereits gezeigt, worin mir seine Behandlung der theoretischen Frage mangelhaft zu sein scheint. Ich glaube, daß die Verbesserung, die er an der Theorie des Preises angebracht hat, als eine Weiterentwicklung und nicht als ein Umsturz anzusehen ist. Aber in ihrer Anwendung auf die Arbeiterfrage bereichert diese Verbesserung nicht blos unsere theoretische Kenntniß, sondern zerstört auch einen herrschenden und einigermaßen gefährlichen Irrthum. Sie nöthigt uns, es nicht als unmöglich, sondern als möglich anzusehen, daß die Arbeitgeber, indem sie die Unfähigkeit der Arbeiter, auszuharren, sich zu Nutze machen, die Löhne niedriger erhalten können, als sie irgend welcher Naturnothwendigkeit zufolge zu sein brauchten, — und umgekehrt, daß die Arbeiter, wenn sie durch Vereinigung in den Stand gesetzt werden, so lange auszuharren, daß sie den Arbeitgebern dadurch eine größere Unannehmlichkeit zufügen, als eine bloße Lohnsteigerung es ist, eine Lohnerhöhung erzielen können, welche nicht nur nicht so frühe, sondern vielleicht überhaupt nicht eingetreten wäre. Die Macht der Gewerkvereine kann also in der Art verwendet werden, daß sie den arbeitenden Classen in ihrer Gesammtheit einen absolut größeren Betrag sowohl als einen reichlicheren Antheil am Productions-Ertrag sichert und mithin den einen der beiden Factoren vergrößert, von denen die Entlohnung des einzelnen Arbeiters abhängt. Der andere und noch wichtigere Factor, die Anzahl derjenigen, unter welche dieser Betrag sich vertheilt, wird freilich durch keine der jetzt vorgebrachten Betrachtungen irgendwie berührt.

Nachdem so das ernsteste Hinderniß einer richtigen Beurtheilung der Wirksamkeit und Tendenzen der Gewerkvereine und der Art und Weise, wie die Aussichten der Arbeiter durch sie beeinflußt werden, weggeräumt ist, hat unser Autor freies Feld für die unbeengte Erörterung dieser Themen gewonnen. Wir haben gesehen, wie Hr. Thornton im ersten Capitel seines ersten Buches mit rein wirthschaftlichen Gründen das vermeintliche Naturgesetz bestritt, durch welches nach der Meinung Vieler der Preis der Arbeit ebenso genau bestimmt ist wie die Bewegung der Erde,

und zwar in solcher Weise, daß der Wille oder die Anstrengung der beiden an der Sache betheiligten Parteien daran nichts zu ändern vermag. Aber alle Angelegenheiten der Menschen, welche nicht durch Naturgesetze unwiderruflich für sie entschieden sind, fallen unter die Competenz des Sittengesetzes. Da es einen gewissen Spielraum, einen größeren als man gemeinhin geglaubt hat, giebt, innerhalb dessen der Preis der Arbeit durch einen Willens-conflict zwischen Arbeitgebern und Arbeitern bestimmt wird, so ist es hier, wie in jedem anderen Falle von menschlicher Willens-Thätigkeit, nothwendig, die Moralprincipien ausfindig zu machen, durch welche dieser Conflict geleitet werden sollte. Da die Bedingungen des Handels nicht von Nothwendigkeit, sondern innerhalb gewisser Grenzen von freier Wahl abhängen, muß es in Erörterung gezogen werden, wie weit jede Partei ihre Ansprüche zu treiben und ihre Vortheile auszunutzen berechtigt ist. Oder, um dieselben Gedanken in andere Worte zu kleiden, es gilt die Frage zu entscheiden, ob es irgend welche R e ch t e der Arbeit einerseits oder des Capitals andererseits giebt, welche verletzt würden, wenn die Gegenpartei ihre Forderungen bis zu den äußersten Grenzen des wirthschaftlich Möglichen anspannen wollte.

Darauf erwiedert Hr. Thornton: Es giebt keine solchen Rechte. Vom Standpunkt des bloßen Rechts sind sowohl der Arbeitgeber als der Arbeiter, solange sie sich der Gewalt und des Betrugs enthalten, zu Allem berechtigt, was sie erreichen können, und zu nichts mehr, als was sie erreichen können. Die Bedingungen ihres Vertrags, vorausgesetzt, daß dieser von beiden Parteien freiwillig geschlossen wurde, sind für sie die einzige Richtschnur der Gerechtigkeit. Da Niemand durch irgend welche Rücksicht der Gerechtigkeit verpflichtet ist, überhaupt Arbeiter zu beschäftigen, so ist er es um so weniger, irgend einen gegebenen Preis für ihre Arbeit zu bezahlen.

„An und für sich verpflichtet, etwas zu geben, ist aber (der Lohnherr) nicht, wenn nicht der Fall eines gegenseitigen Vertrages vorliegt. Bevor er diesen Vertrag nicht eingegangen war, hatte er auch keine Verpflichtung den Arbeiter zu beschäftigen. Entweder er bedurfte überhaupt keiner Dienste, weder von dem Arbeiter, noch von irgend einem Andern, oder er zog vor, einem Andern Beschäftigung zu geben. Wenn es ihm aber durchaus nicht oblag, für sich arbeiten zu lassen, so war er a fortiori nicht verbunden, dieß unter irgend welchen besonderen Bedingungen zu thun. Daher hatte er, wenn er Beschäftigung gab, ein Recht, selbst Bedingungen zu stellen, und worin auch immer diese Bedingungen bestehen mochten, wie hart, wie engherzig, wie maßlos oder wie sonst noch sie waren, sie konnten nun und nimmermehr ungerecht sein. Denn sie hätten dieß nur insofern sein können, als sie von irgend welchen Bedingungen abwichen, welche von Rechtswegen hätten gestellt werden mögen. Wie wir jedoch gesehen haben,

gab es dergleichen Bedingungen nicht; und es ist offenbar absurd, etwas blos deshalb zu verurtheilen, weil seine Grenzen nicht mit denen einer Abstraction zusammenfallen, die sich nicht verwirklichen, nicht definiren läßt, das heißt, die gar keine bestimmten Grenzen hat." S. 124 [der deutschen Ausgabe].

Die entgegengesetzte Theorie, von welcher man gewöhnlich bei der Darstellung der Frage vom Standpunkt des Arbeiters Gebrauch macht, „daß Jedermann, der dasselbe nicht durch ein Verbrechen verscherzt hat und der keinen anderen Lebensunterhalt besitzt, ein Recht hat von seiner Arbeit zu leben", wird von Thornton in ihrem ganzen Umfange verworfen.

„Obgleich diese Blätter kaum einen anderen Zweck haben, als zu ermitteln, wie die arbeitende Classe am leichtesten und vollständigsten ganz so viel erhalten möchte, wie sie in ihrem kühnsten Traume begehrt, ist ihr Verfasser gezwungen, in dem eigenen Interesse jener Classe gegen die zu ihren Gunsten aufgestellte Theorie Verwahrung einzulegen. Keiner Sache wird auf die Dauer durch eine Vertheidigung genutzt, welche auf Trugschlüssen beruht. Und durch die ganze Kette der Folgerungen, aus denen die betreffende Theorie besteht, spinnt sich Ein Trugschluß fort, der beim ersten Glied der Kette anhebt."

„Unter dem Rechte der Armen, von ihrer Arbeit zu leben, das mit so großer Sicherheit behauptet wird, als ob es ein Axiom und über alle Anfechtung erhaben wäre, wird nicht blos das Recht verstanden, von ihrer Arbeit zu leben, wenn sie sich selbst die Mittel dazu verschaffen können, sondern sich diese Mittel von Andern beisteuern zu lassen, falls sie selbst nicht im Stande sind, sie zu erwerben. Dem Namen nach verschafft sie ihnen die Gesellschaft, aber in Wirklichkeit nur der wohlhabende Theil derselben, da nur die Wohlhabenden in der Lage sind, das Verlangte herbeizuschaffen. Allein ein Recht auf der einen Seite setzt nothwendig eine entsprechende Verpflichtung auf der andern Seite voraus. Und wie kann die Gesellschaft, oder vielmehr wie können die Wohlhabenden die Verpflichtung überkommen haben, diejenigen in der Welt zu erhalten, die sich ohne ihr Zuthun in derselben befinden? Wenn überhaupt, dann nur auf einem von zwei Wegen. Entweder wurde die Menschheit unter der ausdrücklichen oder stillschweigenden Bedingung in den Besitz der Erde gesetzt, daß die Bedürfnisse aller menschlichen Bewohner unseres Planeten aus dessen Erzeugnissen befriedigt werden sollten. Oder ein Theil jener Bewohner ist durch einen gemeinschaftlichen Act oder eine Einrichtung der Gesammtheit der Mittel, sich selbst ihren Unterhalt zu verschaffen, beraubt worden. Allein die erste dieser beiden Hypothesen setzt, um der Billigkeit zu genügen, voraus, daß die Erde auch im Stande sei, die Bedürfnisse jeder beliebigen Bevölkerung zu befriedigen, die auf ihr erscheinen möchte, während es sich beweisen läßt, daß die Bevölkerung unfehlbar überall bald in stärkerem Verhältniß wachsen würde, als die Lebensmittel, wenn die Producte der Erde Allen, die ihrer bedurften, zugänglich wären. Von der andern Hypothese müssen wir bemerken, daß die einzige Einrichtung, die je beschuldigt ward, die angeführte Wirkung hervorzubringen, das Eigenthum ist. Und es bedarf nicht vieler Argumente, um eine Einrichtung von dem Vorwurfe zu befreien, daß sie die Menschen dessen beraubt habe, was ohne diese Einrichtung nicht hätte

existiren können. Räumen wir ein, daß die Erde vom Schöpfer nicht einer oder mehreren bevorrechteten Classen, sondern der Menschheit und allen künftigen Geschlechtern verliehen wurde, so daß keine Generation mehr als ein lebenslängliches Recht auf den Boden oder einen Anspruch darauf hat, das Geburtsrecht der folgenden Generationen zu veräußern. Durch dieses Zugeständniß genügen wir gewiß dem entschiedensten Verfechter der natürlichen Menschenrechte. Dennoch steht fest, daß diese Rechte, wären sie auch jemals vollständig ausgeübt worden, sich unvermeidlich schlimmer als werthlos erwiesen hätten. Wäre der Boden Niemandem zugewiesen worden, so wäre er auch unbebaut, und folglich verhältnißmäßig unproductiv geblieben. Die Bevölkerung hätte, wie gesagt, nicht annähernd ihre heutige Zahl erreicht; gesetzt aber, es wäre möglich gewesen, so hätte der Ertrag des Bodens während eines ganzen Jahres nicht hingereicht, die Bewohner der Erde auch nur einen einzigen Tag zu erhalten. Das Höchste, was die Armen durch das Eigenthum eingebüßt haben, ist ihr Antheil an dem, was der Boden hervorgebracht hätte, wäre er Niemandem zugewiesen worden. Ein Ersatz für diesen Verlust ist das Höchste, was ihnen die Gesellschaft schuldet. Und die Schuld ist augenscheinlich so unendlich klein, daß die Brosamen, welche von den Tafeln der Reichen fallen, sie reichlich bezahlen."

„Angesichts dieser Lage der Dinge weist eine genau mit dem Soll und Haben zwischen Reichen und Armen geführte Rechnung keine Bilanz zu Gunsten der Letzteren aus. Es läßt sich nicht behaupten, daß die Gesellschaft den Armen mehr schuldet, als was sie ihnen fortwährend und regelmäßig bezahlt. Nur aus dem Gebote der Nächstenliebe, nicht aus irgend einem Rechte läßt sich ihre Verpflichtung herleiten, dem Hungrigen Nahrung und dem Unbeschäftigten Arbeit zu verschaffen. Wenn sie ihren Beistand verweigerte, würde sie nicht die geringste Ungerechtigkeit begehen. Denn Ungerechtigkeit ist Verletzung eines Rechtes. Und nun ist nicht allein kein Rechtsbruch möglich, ohne daß zugleich eine entsprechende Verpflichtung außer Acht gelassen wird, sondern das allein kann ein Recht heißen, dessen Verletzung oder Verkennung ein Unrecht ist. Aber ein Unrecht wird nur da begangen, wo ein Gut, das man einem Andern schuldet, zurückbehalten, oder wo ihm ohne Noth ein Uebel zugefügt wird. Legen wir diesen Maßstab an, so werden wir finden, daß die Armen als solche keine unliquidirte Forderung gegen die Reichen haben. Diese fügen ihnen kein Unrecht zu, sie machen sich keiner Ungerechtigkeit gegen sie schuldig, wenn sie ihnen nicht zahlen, was sie jedenfalls — es mag nun den Armen gebühren oder nicht — ihnen nicht schuldig sind. Nicht die Reichen haben die Armen auf die Erde gesetzt und nicht sie schulden ihnen die Mittel, um hier zu leben. Inwiefern es verzeihlich ist, daß sich die Armen darüber beklagen, auf der Erde ohne die geeigneten Mittel leben zu sollen, das ist möglicherweise eine Frage für den Theologen. Aber der Volkswirth darf sich billigerweise damit begnügen, wenn er gezeigt hat, daß ihre Anklage jedenfalls keinen ihrer Mitmenschen trifft, außer ihre eigenen Eltern. Kein anderer Theil der Gesellschaft hatte damit etwas zu thun und kein anderer Theil kann daher füglich für die Folgen verantwortlich gemacht werden."*) S. 104—106 [der deutschen Ausgabe. — Einige Sätze und Satztheile, die in der deutschen Uebersetzung fehlen, sind hinzugefügt worden.]

---

*) Ich will hier sofort auf die andere Seite von Hrn. Thornton's Auffassung der Sache hinweisen. Sonst könnte es leicht geschehen, daß diejenigen, welche sein Buch nicht kennen und nur die oben angeführte Stelle

Es ist unnöthig, die Anwendung dieser Principien auf den besonderen Fall der Arbeitsverträge hier auszuführen.

---

lesen, den Geist und die gesammte Tendenz seiner Schriften, wenigstens zeitweilig, mißverstehen. „Nichts“ — so fährt er fort — „kann mir ferner liegen, als das jetzige sociale System entschuldigen oder die Lieblosigkeit vertheidigen zu wollen, die seinen abscheulichen Mißbräuchen gelassen zusieht ..... Man kann sehr wohl behaupten, daß die Uebelstände, welche unseren gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtungen anhaften und über die sich die Armen ganz besonders beklagen, kein Resultat menschlicher Ungerechtigkeit sind und doch zu gleicher Zeit sowohl diese Uebelstände selbst als die herzlose Gleichgiltigkeit derer, die sie aufrecht erhalten möchten, auf das entschiedenste verurtheilen. Ja, man kann bei alle dem zugestehen, daß die Reichen verbunden sind, jenen Mißständen nach Kräften abzuhelfen — mit dem Vorbehalte, daß dieß nicht ihre Pflicht gegen Andere, sondern ihre Pflicht gegen sich selbst, nicht das Gebot der Gerechtigkeit, sondern die Macht der Sympathie und die Mahnung der Menschlichkeit und Nächstenliebe fordert. Die Opfer, welche in diesem Falle die Reichen zu bringen haben, sind die Armen zu fordern nicht berechtigt. Weigern sich die Reichen sie zu bringen, so sind sie allerdings einer rohen Selbstsucht überführt, einer Ungerechtigkeit jedoch machen sie sich nicht schuldig. Wir heben diesen Unterschied nicht aus pedantischer Genauigkeit hervor. Er hat ein ungemein großes Gewicht in praktischer Hinsicht. Es ist unmöglich zu einem richtigen Urtheil zu gelangen, sobald man die Dinge nicht bei ihrem wahren Namen nennt und sich nicht hütet auch dem Schlechtesten einen schlechteren Namen zu geben als es verdient. Je greller ein Vergehen ist, desto weniger Ursache haben wir es zu übertreiben, und in dem Falle, der uns hier beschäftigt, ist der Gebrauch eines falschen Epitheton's die fruchtbare Quelle neuer Irrthümer geworden. Hätte man die jetzige Verfassung der Gesellschaft nicht willkürlich für ungerecht ausgegeben, so würde man nie den Vorschlag gemacht haben, ihre Ungerechtigkeit durch Mittel zu sühnen, von denen man unter allen anderen Umständen sofort bemerkt hätte, daß sie selbst durchaus nicht zu rechtfertigen sind. Unter keiner anderen Bedingung hätte man je angenommen, daß die Freiheit zu ihrem Schutze der Verletzung der Freiheit bedürfe und daß das Recht der unbeschränkten Concurrenz in Fesseln gelegt oder aufgehoben werden müsse. Denn das Recht der unbeschränkten Concurrenz bedeutet nichts anderes als die Freiheit eines Jeden, nach besten Kräften die eigene Wohlfahrt zu fördern, während er Keinem das Recht verkümmert für sich ein gleiches zu thun. Von allen natürlichen Menschenrechten ist keines weniger bestreitbar als dieses, keines läßt sich ohne augenscheinlichere Ungerechtigkeit verletzen. Dennoch soll dieß Recht als mit den Rechten der Arbeiter unverträglich bei Seite gesetzt werden, als ob es Rechte geben könnte, die sich nur durch ungerechte Mittel aufrecht erhalten ließen!“ S. 106—108 [der deutschen Ausgabe].

Thornton's warme Hingebung an die Interessen der arbeitenden Classen (oder richtiger, an die Interessen der Menschennatur, wie sie in ihnen sich verkörpert) giebt sich in dem ganzen Werke, aber nirgends in lebhafterer Weise kund als in dem prächtigen einleitenden Abschnitt; hier schildert er einen Zustand der Dinge, bei dem alle gröberen und handgreiflicheren Uebel der Armuth beseitigt wären, und zeigt sodann, daß weder die Arbeiter noch wir selbst uns damit zufrieden geben sollten. Es genügt nicht, daß sie aufhören ein Gegenstand des Mitleids zu sein. Er fordert für sie wie für jeden

Da hätten wir also zwei Theorien der Gerechtigkeit vor uns, welche zum Kampfe gegen einander gerüstet sind, Theorien, deren oberste Principien verschieden sind, welche einander in ihren Ergebnissen nachdrücklich widersprechen, und welche beide als Lehren a priori den Anspruch erheben, vermöge der ihnen innewohnenden Evidenz die Zustimmung gefangen zu nehmen und durch bloße Intuition erkannt zu werden. Es ist dieß ein Anspruch, welcher, da die zwei Theorien mit einander durchaus unverträglich sind, bei der einen oder bei der anderen ungerechtfertigt sein muß und dieß möglicherweise bei beiden ist. Ein solcher Widerstreit auf dem Gebiete der Ethik ist in hohem Grade lehrreich, aber sein Werth ist wesentlich ein negativer, da der vornehmste Nutzen einer jeden der gegnerischen Theorien darin besteht, daß sie die andere zu nichte macht. Die Anhänger irgend eines der zahlreichen aprioristischen Moral-Systeme mögen aus derartigen Controversen ersehen, in wie annehmbarer Weise sich andere, dem ihrigen widerstreitende aprioristische Systeme begründen lassen, und die Vertreter einer jeden Theorie mögen erkennen, daß, während die Axiome oder Grundsätze, von denen sie ausgehen, sammt und sonders, jeder an der richtigen Stelle, gut sind, doch die Entscheidung darüber, welches diese richtige Stelle ist, nicht durch Intuition, sondern nur durch die gründliche praktische Erwägung der Consequenzen gewonnen werden kann, mit anderen Worten, durch die Rücksicht auf das allgemeine Beste der Gesellschaft und der Menschheit, ihre geistige und körperliche, intellectuelle, gemüthliche und physische Wohlfahrt. Hr. Thornton scheint die allgemeine Glückseligkeit zwar als das Kriterium der socialen Tugend, aber nicht als das der positiven Pflichten — der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit im strengen Sinne des Wortes anzuerkennen, und er meint, daß diese Unterscheidung der beiden Ideen seine Lehre von jener der utilitarischen Moralisten trennt. Aber das ist nicht der Fall. Die utilitarische Sittenlehre anerkennt den Unterschied zwischen dem Gebiete der positiven Pflicht und dem der Tugend in seinem vollen Umfange; aber sie behauptet, daß die allgemeine Glückseligkeit Prüfstein und Richtschnur für beides ist. Vom utilitarischen Standpunkt stellt sich der Unterschied zwischen beiden in folgender Weise dar: es giebt viele Handlungen — und noch mehr Unterlassungen —, deren beständige Uebung für das allgemeine Beste so unentbehrlich ist, daß die

---

anderen Theil des Menschengeschlechtes die Bedingungen eines positiv glücklichen und würdigen Daseins.

Menschen zwangsweise, durch das Gesetz oder durch sociale Nöthigung, zu denselben verhalten werden müssen. Diese Handlungen und Unterlassungen stellen den Bereich der Pflicht dar. Außerhalb dieser Grenzen giebt es eine unermeßliche Fülle von Handlungsweisen menschlicher Wesen, welche zur Ursache oder zum Hinderniß des Glücks für ihre Mitgeschöpfe werden können, aber betreffs deren es im Ganzen im allgemeinen Interesse liegt, daß ihnen freie Hand gelassen werde, indem man sie blos durch Lob und Ehre zur Vollziehung solcher wohlthätigen Handlungen anspornt, zu denen der Handelnde nicht in genügendem Maße durch Vortheile bewogen wird, welche sich für ihn selbst aus diesen Handlungsweisen ergeben. Dieses weitere Gebiet ist das des Verdienstes oder der Tugend.

Das sehnsüchtige Verlangen der Moralphilosophen nach einer bestimmteren Norm des Urtheils, als ihnen das „Glück der Menschheit" zu bieten scheint, oder nach einem obersten Moralprincip, welches eine stärkere Macht über das Gemüth besitzt, als dieß bei dem gegenwärtigen Zustand der Erziehung mit der Idee des Wohlergehens unserer Nebenmenschen bisher der Fall war, — diese Sehnsucht macht sie überaus geneigt, irgend einen der allgemein geläufigen Folgesätze aus dem Princip des Gesammtwohls, welcher wegen der eindringlichen Natur der Fälle, auf welche er Anwendung findet, tiefe Wurzeln im Volksgemüth gefaßt und eine ansehnliche Summe menschlichen Fühlens an sich gekettet hat, zu einem Axiom der Sittenlehre zu erheben. Sobald sie eine solche Maxime gewählt haben, verfolgen sie dieselbe in ihre Consequenzen, als ob es keine andere Maxime von gleicher Verbindlichkeit gäbe, durch welche die Anwendung der ersteren eingeschränkt sein könnte; oder sie nehmen doch nur soviel Rücksicht auf diese Einschränkungen, als das Maß von gesundem Menschenverstand, welches dem einzelnen Denker innewohnt, ihm als einem praktischen Wesen unabweislich aufdrängt. Die zwei einander entgegengesetzten Theorien der socialen Gerechtigkeit, welche Hr. Thornton erörtert — die Rousseau'sche oder Proudhon'sche und die seinige — sind Beispiele von solcher Art. Die erstere, der zufolge alle Zuweisung irgend eines Mittels der Production an einen Einzelnen von Anfang an ein Unrecht und ein Frevel gegen die übrige Menschheit war, habe ich weder Muße noch Veranlassung, an dieser Stelle zu erörtern. Aber es läßt sich, wie ich zu behaupten wage, auf intuitive Gründe hin eben soviel für sie, wie für die ihr widerstreitende Theorie vorbringen. Hr. Thornton muß zugeben, daß die Lehre Rousseau's in ihrer extremsten Form eine große Zahl von mensch-

lichen Wesen, und darunter nicht blos solche, deren scheinbaren Interessen sie günstig, sondern auch solche, denen sie feindselig war, begeistert und ihren höchsten Begriffen von Gerechtigkeit und sittlichem Recht Genüge gethan hat, und daß sie das Kennzeichen einer intuitiven Wahrheit in ebenso vollkommener Weise an sich trägt wie die Principien, aus welchen sein eigenes System abgeleitet ist. In noch höherem Grade kann man dasselbe von den gemäßigteren Formen der nämlichen Lehre behaupten. „Man betrachtet es," nach des Autors Meinung, irrthümlicher Weise, „als eine Forderung der Gerechtigkeit, daß die Vergütung eines Arbeiters seinen Bedürfnissen und seinem Verdienste entsprechen müsse." Wenn die Gerechtigkeit ein Gegenstand der Intuition ist, wenn wir durch die unmittelbare und spontane Wahrnehmung des moralischen Sinnes zu ihr geleitet werden, welchen Lehren über Gerechtigkeit würde das Menschengeschlecht mit weniger Zaudern und mit gleicher Einmüthigkeit den Stempel seiner Anerkennung aufdrücken, wie diesen: es ist gerecht, daß ein Jeder nach seinem Verdienst belohnt werde, und daß bei der Vertheilung der Güter derjenige den Vorzug habe, dessen Bedürfnisse die dringlichsten sind? Kann man, ehrlich gesprochen, erwarten, daß jemand, welcher seine socialen Theorien auf diese Grundsätze aufgebaut hat, dieselben zu Gunsten dessen fallen lassen sollte, was ihm Hr. Thornton dafür bietet: daß nämlich niemand für ein Uebel verantwortlich ist, das er nicht durch einen Betrug, durch eine Gewaltthat oder Vertragsverletzung selbst herbeigeführt hat, und daß im Uebrigen niemand in seinem irdischen Loos einen Grund zur Anklage gegen diejenigen erblicken darf, welche an seinem Dasein unschuldig sind? Hr. Thornton selbst geht nicht so weit, die Gerechtigkeit der Grundsätze, welche er thatsächlich zurückweist, positiv in Abrede zu stellen; jedoch betrachtet er ihre Verletzung als einen Grund zur Beschwerde (in so weit eine solche überhaupt berechtigt ist), nicht gegen die Gesellschaft oder die Arbeitgeber, sondern gegen die allgemeine Welt-Ordnung. Aber wenn es in der natürlichen Einrichtung der Dinge etwas offenkundig Ungerechtes giebt, etwas, das dem Rechtsgefühl widerstreitet, welches, da es intuitiv ist, uns von demselben Schöpfer eingepflanzt worden sein soll, der auch die Ordnung der Dinge, welche dasselbe beleidigt, geschaffen hat, — legt uns dann dieses Rechtsgefühl nicht die Verpflichtung auf, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln nach einer Abstellung dieser Ungerechtigkeit zu streben? Und wenn wir, im Gegentheil, dieselbe zu unserem eigenen Vortheile ausnützen, machen wir uns damit nicht zu

Theilnehmern am Unrecht, zu Helfern und Verbündeten des bösen Princips?

Während so die intuitive Theorie unseres Autors über Recht und Unrecht in Bezug auf intuitive Evidenz vor der Theorie, zu deren Bekämpfung sie in's Feld geführt wird, nichts voraus hat, versinnlicht sie uns einen nicht zu verbessernden Mangel aller dieser Theorien a priori, — den Umstand nämlich, daß es möglich ist, ihre wichtigsten Anwendungen zurückzuweisen, ohne daß man ihre Voraussetzungen aufgiebt. Der Nachweis, in welcher Art diese Folge aus der inneren Natur solcher Theorien entspringt, würde uns zu weit führen, aber die Theorie unseres Autors liefert dafür zahlreiche und bemerkenswerthe Instanzen.

Fassen wir zum Beispiel den scheinbar stärksten Punkt seines Haupt-Argumentes in's Auge, welcher besagt, daß die Institution des Grundeigenthums dem Armen nichts „raubt, außer den auf ihn fallenden Antheil an dem, was der Boden hervorgebracht hätte, wäre er Niemandem zugewiesen worden", das heißt, wenig oder nichts, da die Erde in diesem Falle unbebaut geblieben wäre, und nur eine sehr kleine Anzahl menschlicher Wesen von ihrem spontanen Ertrag hätte leben können. Dieß mag als eine Widerlegung Rousseau's hingehen, obwohl es durchaus keine vollkommene ist*), aber es ist keine Widerlegung der heutigen Socialisten. Diese sind im Allgemeinen gerne bereit, zuzugeben, daß das Grundeigenthum eine nothwendige Einrichtung in alten Zeiten und so lange war, als die Menschheit noch nicht hinreichend civilisirt war, um einer gemeinsamen Besorgung ihrer Geschäfte zum allgemeinen Besten fähig zu sein. Aber wenn diese Zeit gekommen ist — und sie ist jetzt, wie sie meinen, gekommen — dann hat das Privateigenthum an Grund und Boden, so behaupten sie, seine Berechtigung verloren, und die Menschheit im Ganzen sollte nun wieder ihr Erbe antreten. Sie bestreiten den Anspruch der ersten Besitzer, allen nachfolgenden Generationen Fesseln anzulegen und die ganze Gattung zu hindern, Rechte wiederaufzunehmen, deren Ausübung sie aus guten, aber nur zeitweilig geltenden Gründen ausgesetzt hat. Die Gesellschaft hat

*) Nichts weniger als eine vollkommene Widerlegung; denn es giebt ein Mittelding zwischen der absoluten Zuweisung des Bodens an Einzelne und der Verweigerung jedes Schutzes für den Genuß seiner Früchte. Giebt es nichts derartiges wie eine zeitweilige Zueignung? Thatsächlich wird selbst in den Ländern, deren Bodencultur am höchsten steht, das Land vielfach von Personen bebaut, welche den Grund und Boden nicht als Eigenthum besitzen, oft von bloßen Zeit-Pächtern mit kündbarem Pacht.

das Zugeständniß gemacht, und die Gesellschaft kann dasselbe in jedem Augenblick wieder zurücknehmen.

Ein anderes Mal wieder (in dem Abschnitt, welcher die Rechte des Capitals behandelt) vertritt der Verfasser mit vollem Recht und mit großem Nachdruck die Meinung, daß diese Rechte ein Theil von den Rechten der Arbeit sind. Sie sind die Rechte der in früheren Zeiten aufgewendeten Arbeit, da die Arbeit die Quelle alles Capitals ist; und sie sind in demselben Sinne und in gleichem Grade wie die Rechte der jetzt aufgewendeten Arbeit geheiligt. Daraus folgert er, daß jeder auf Beschäftigung bezügliche Vertrag, welchen die vergangene Arbeit der Bedürftigkeit der gegenwärtigen Arbeit aufzuerlegen für gut finden mag, von gleich unbestreitbarer Rechtmäßigkeit ist, vorausgesetzt, daß kein Makel von Gewalt oder Betrug daran haftet. Allein haftet nicht solch ein Makel an den ursprünglichen Rechtstiteln gar vieler Eigenthümer vergangener Arbeit? Der Verfasser stellt die Sache so dar, als ob alles Eigenthum vom Anbeginn der Zeiten an auf ehrliche Weise erworben worden wäre, indem es entweder durch die Arbeit des Eigenthümers selbst hervorgebracht, oder ihm durch Schenkung oder Vermächtniß von denjenigen übertragen ward, deren Arbeit es hervorgebracht hat. Aber wie steht die Sache in Wahrheit? Das Landeigenthum wenigstens hat in allen Ländern des modernen Europa einen ganz verschiedenen Ursprung; der Boden wurde seinen früheren Besitzern durch militärische Gewalt von denjenigen entrissen, welche es den heutigen Besitzern übertragen haben. Ein großer Theil ist allerdings durch Verkauf in andere Hände und in den Besitz von Personen gelangt, welche das Kaufgeld durch ihre Arbeit erworben hatten; aber konnten die Verkäufer einen besseren Besitztitel übertragen, als sie selbst besaßen? Das bewegliche Eigenthum hat ohne Zweifel im Ganzen eine reinere Herkunft, da dessen erste Erwerber meistentheils dafür irgend eine ihren Mitbürgern nützliche Arbeit geleistet haben. Aber wenn wir die Frage blos historisch in's Auge fassen und unsere Aufmerksamkeit nur auf die größeren Vermögensmassen richten, so muß die Lehre, daß die Rechte des Capitals die der vergangenen Arbeit sind, auch hier beträchtliche Einschränkungen erleiden. Wenn wir von dem absehen, was durch Betrug oder durch jene vielfachen Arten von Ausnützung der Umstände erworben ward, welche zwar im Handel für erlaubt gelten, vor deren Anwendung aber jedes zartere Gewissen in den meisten übrigen Angelegenheiten des Lebens zurückschrecken würde, — wenn wir auch alle diese Erwägungen bei Seite lassen, wie viele der großen

kaufmännischen Vermögen sind nicht wenigstens theilweise durch Uebungen zusammengebracht worden, welche bei einem besseren Zustand der Gesellschaft unmöglich gewesen wären: durch unlautere Lieferungsgeschäfte, durch wucherische Staatsanlehen oder andere mißbräuchliche Regierungsausgaben, durch ungehörige Ausbeutung öffentlicher Stellungen, durch Monopole und andere schlechte Gesetze oder auch nur durch die mannigfaltigen Vortheile, welche unvollkommene sociale Einrichtungen den bereits Reichen über ihre ärmeren Mitbürger im allgemeinen Ringen um's Dasein verleihen? Man wird uns erwiedern, daß es etwas giebt, was man Verjährung nennt, und daß ein schlechter Besitztitel im Laufe der Zeit ein guter werden kann. Er kann dieß werden, und es sprechen vortreffliche Gründe der allgemeinen Zuträglichkeit dafür, daß er es werden solle; aber man dürfte einige Schwierigkeit finden, diesen Satz aus einem aprioristischen Princip abzuleiten. Es ist von großer Wichtigkeit für die Ordnung und den Frieden der Welt, daß eine Amnestie für alles Unrecht ertheilt werde, welches aus so alter Zeit herstammt, daß die für die Feststellung des Besitztitels nothwendigen Beweismittel nicht mehr erreichbar sind, oder daß die Umstoßung des Unrechts größere Unsicherheit und schwerere sociale Störungen im Gefolge hätte, als die ihm gewährte Verzeihung. Dieß ist richtig, aber ich glaube, daß es noch niemandem gelungen ist, sich mit dieser Ueberzeugung abzufinden, ohne dem sogenannten instinctiven Gerechtigkeitsgefühl erhebliche Gewalt anzuthun. Es ist durchaus kein Gebot der intuitiven Sittlichkeit, daß ein Unrecht darum aufhören solle ein Unrecht zu sein, weil es (was in Wahrheit ein erschwerender Umstand ist) dauernden Bestand gewonnen hat, — daß, weil das Verbrechen eine Zeit lang erfolgreich war, die Gesellschaft ihrer eigenen Behaglichkeit zu Liebe ihm weiteren Erfolg für alle kommenden Zeiten verbürgen sollte. Dem entsprechend fügen auch alle Jene, welche ihre socialen Systeme auf der Lehre von den natürlichen Menschenrechten aufbauen, zu dem Worte natürlich das Wort unveräußerlich oder unverjährbar hinzu und behaupten mit Entschiedenheit, daß es unmöglich sei, einen vollgiltigen Besitztitel an einem Unrecht zu erwerben.

Nur noch ein Beispiel, um zu zeigen, wie leicht es ist, Folgerungen, welche sich aus einer Theorie der Gerechtigkeit a priori unbedingt zu ergeben scheinen, durch andere Ableitungen aus denselben Prämissen zu widerlegen. Nach unserem Autor hat der Arbeiter, so unzulänglich auch die Vergütung für seine Arbeit sein mag, kein Recht zur Klage gegen die Gesellschaft, weil

die Gesellschaft nicht die Ursache dieser Unzulänglichkeit ist, weil sie mit ihm keinen Handel geschlossen und ihm durch keinerlei Zusage eine bestimmte Höhe der Arbeitsvergütung verbürgt hat. Und, nachdem dieß zugegeben ist, betrachtet es der Verfasser als eine weitere logische Folgerung, daß die Besitzenden nicht aus Rücksicht auf die Interessen der Arbeiter in der ihren Neigungen entsprechenden vollkommen freien Verwendung ihres Eigenthums gestört werden dürfen. Sollte dieser Punkt als eine praktische Frage auf Grund von Erwägungen der Nützlichkeit erörtert werden, so würden sich wahrscheinlich zwischen Thornton's Ergebnissen und den meinigen nur geringe Abweichungen herausstellen. Ich würde ebenso entschieden, und höchst wahrscheinlich nur mit denselben Einschränkungen wie er, für die freie Verfügung des Besitzenden über sein Eigenthum eintreten. Aber wir befinden uns jetzt auf aprioristischem Boden, und so lange dieß der Fall ist, muß ich darauf bestehen, daß aus den einmal aufgestellten Principien die Consequenzen ohne jeden Vorbehalt gezogen werden. Was hat es zu bedeuten, daß, nach der Theorie unseres Autors, der Arbeitgeber dadurch kein Unrecht begeht, daß er sein Capital in beliebiger Weise verwendet, wenn dieselbe Theorie auch den Arbeiter berechtigt, ihn auf gesetzliche Weise zu einer anderen Verwendung desselben zu nöthigen, — wenn die Arbeiter in keiner Weise aus dem Rahmen der Gerechtigkeit (wie der Autor sie auffaßt) heraustreten würden, indem sie die Sache in ihre eigene Hand nähmen und auf dem Wege der Gesetzgebung jede beliebige Abänderung der Eigenthumsrechte festsetzten, welche nach ihrer Meinung die Vergütung für ihre Arbeit erhöhen würde? Und dieses Recht kann ihnen nach den Principien des Verfassers nicht streitig gemacht werden. Die geltenden socialen Einrichtungen und die gesetzliche Ordnung selbst bestehen nur auf Grund, nicht blos der Duldung, sondern sogar der thätigen Unterstützung seitens der arbeitenden Classen. Diese könnten die tiefgreifendsten Veränderungen in der ganzen Einrichtung der Gesellschaft einfach dadurch herbeiführen, daß sie ihre Mithilfe versagten. Nehmen wir an, daß sie, — die, als die Mehrzahl, sich nur mit ihrer eigenen stillschweigenden Einwilligung in Schranken halten lassen, — z. B. zur Ueberzeugung gelangen, es sei für die wohlthätigen Wirkungen des Instituts des Eigenthums nicht wesentlich, daß man Reichthum in großen Massen solle anhäufen dürfen, und daß sie demzufolge beschließen, allen Vermögen, die eine gewisse Höhe überschreiten, den Schutz der Gesetze zu versagen. Die stärksten Nützlichkeits-Gründe sprechen gegen ein solches Vorgehen, aber nach den Grund-

sätzen des Autors haben sie ein Recht, so zu handeln. Blos dadurch, daß sie in dieser Weise etwas zu thun unterlassen, was sie niemals versprochen und wozu sie sich in keiner Weise verpflichtet haben, könnten sie die Zustimmung der Reichen zu jeder Abänderung der Eigenthumsrechte erzwingen, von welcher sie einen Vortheil für sich erwarten. Sie könnten die Reichen nöthigen, die ganze Last der Besteuerung auf sich zu nehmen. Sie könnten sie nöthigen, in directem Verhältniß zur Höhe ihres Einkommens eine Anzahl von Arbeitern gegen reichliche Löhne zu beschäftigen. Sie könnten die gänzliche Aufhebung des Erbrechtes erzwingen. Bei alle dem würden sie die Macht, die sie durch bloße Versagung ihres Schutzes ausüben können, in sehr unrichtiger Weise gebrauchen, aber blos darum, weil die von ihnen auferlegten Bedingungen dem allgemeinen Wohl nicht zuträglich, sondern verderblich wären. Auch vermag ich nicht einzusehen, welche anderen Argumente außer den utilitarischen unserem Autor zu Gebote stehen, um ein derartiges Vorgehen zu verurtheilen. Selbst die offenkundige Verpflichtung, die nothwendigen Veränderungen mit möglichster Schonung der Interessen und Gefühle der lebenden Generation von Besitzenden zu bewerkstelligen, ließe sich nur überaus schwer aus den Prämissen des Verfassers ableiten, ohne daß man andere Maximen der Gerechtigkeit, welche seiner Theorie fremd sind, zu Hilfe riefe.

Es ist fast überflüssig, zu wiederholen, daß ich all dieß nicht in der Absicht gesagt habe, daraus irgend welche praktische Schlüsse in Betreff der Rechte der Arbeit zu ziehen, sondern daß ich es vorgebracht habe, um zu zeigen, daß sich aus solchen Prämissen keinerlei praktische Schlüsse ziehen lassen, und weil ich mit Hrn. Thornton der Meinung bin, daß wir auf festem ethischen Boden stehen müssen, wenn wir daran gehen, eine Frage der socialen Ethik zu entscheiden. Wir dürfen nicht erwarten, für die Streitpunkte zwischen Arbeitgebern und Arbeitern gleichwie für alle anderen socialen Streitfragen ein besseres Kriterium als das — unmittelbare und schließliche — Interesse des Menschengeschlechtes zu gewinnen, und wir bedürfen auch keines besseren. Aber die Behandlung des Gegenstandes von Seiten des Verfassers wird nicht ohne wohlthätige Wirkungen bleiben, wenn sie einige jener Freunde der Demokratie und der Gleichheit, welche die nüchterne Erwägung der Consequenzen gering achten und nach einer minder prosaischen Grundlage für die Rechte des Menschengeschlechts verlangen, zur Einsicht bringt, wie leicht es ist, eine Theorie der Gerechtigkeit aufzustellen, welche die von ihnen für so unangreifbar gehaltenen Rechte nachdrücklich bestreitet, und welche doch ganz ebenso sehr

wie ihre eigene Theorie den Anspruch auf intuitive Geltung erheben und durch ihre aprioristische Evidenz die volle Ueberzeugung eines so aufgeklärten Denkers und so warmen Vertheidigers der hauptsächlichen Forderungen der arbeitenden Classen gefangen nehmen kann, wie es der Autor des vorliegenden Buches ist.

Die Polemik des Verfassers gegen die bei den Metaphysikern der Arbeiterfrage beliebten Lehren ist auch in manchem anderen Betrachte nicht ohne Nutzen. Diese Denker zeigen sich nicht nur ganz im Unklaren über den Begriff Recht, indem sie meinen, daß der Arbeiter ein Recht auf etwas hat oder haben kann auf Grund einer anderen Norm als der dauernden Wohlfahrt des Menschengeschlechts, sondern sie hegen auch (wie Hr. Thornton nachweist) über Thatsächliches vielfach verworrene und irrige Ansichten. So betrachten z. B. die arbeitenden Classen, oder vielmehr deren Anwälte, oft das ganze Vermögen eines Landes als Erzeugniß ihrer Arbeit und deuten an oder behaupten auch geradezu, daß, wenn Jeder das besäße, was ihm gebührt, dieser ganze Reichthum ihnen gehören würde. Diese Theorie beruht, von jeder Rechtsfrage abgesehen, auf einer falschen Auffassung der Thatsachen. Das Vermögen eines Landes ist nicht ganz und gar das Erzeugniß der gegenwärtigen Arbeit. Es ist das gemeinsame Product der gegenwärtigen Arbeit und der Arbeit früherer Jahre und früherer Generationen, deren Früchte durch die Enthaltsamkeit derjenigen aufbewahrt wurden, in deren Macht es lag, sie aufzuzehren, und welche nunmehr der gegenwärtig vorhandenen Arbeitskraft als Lebens- und Productionsmittel zur Verfügung stehen, welche Arbeitskraft ohne diese Enthaltsamkeit nicht dem hundertsten Theil der jetzt lebenden Arbeiterzahl ihren Unterhalt verschaffen könnte. Diese Enthaltsamkeit soll nicht als ein Verdienst gelten, denn diejenigen, deren anhaltender Genügsamkeit die arbeitenden Classen diese ungeheure Wohlthat verdanken, dachten zumeist nur daran, sich selbst und ihren Nachkommen wohlzuthun. Aber es ist ebenso wenig ein Verdienst zu arbeiten, wenn man keine andere Möglichkeit vor sich sieht, sich am Leben zu erhalten. Es handelt sich nicht um das Verdienst, sondern um das allgemeine Beste. Das Capital ist ebenso unentbehrlich für die Arbeit, wie die Arbeit für das Capital. Es ist wahr, daß die Arbeiter blos des Capitals bedürfen und nicht der Capitalisten; es wäre besser für sie, wenn sie selbst Capital besäßen. Aber so lange sie es nicht besitzen, ist es eine große Wohlthat für sie, daß Andere solches besitzen. Diejenigen, welche Capital besitzen, haben es ihnen nicht weggenommen und hindern sie nicht daran, Capital zu erwerben. Und so schlecht sie sich auch bei den Bedingungen be-

finden mögen, welche sie von den Capitalisten erlangen können, es würde ihnen noch schlechter gehen, wenn ihnen die Erde ohne Capital ausgeliefert würde und ihre vorhandene Kopfzahl von dem Erträgniß leben müßte, welches sie derselben unter solchen Umständen abgewinnen könnten.

Auf der gegnerischen Seite wieder macht sich nicht selten eine Art von gefühlsseliger Moral breit, die oft zur bloßen heuchlerischen Phrase wird. Gegen dieselbe legt unser Autor Verwahrung ein und es thut in der That Noth, dieselbe ganz und gar aus unserem Denken zu verbannen. Es giebt Leute, welche es für zweckmäßig halten, beständig zu wiederholen, daß das Interesse der Arbeiter und Arbeitgeber (und, so fügen sie hinzu, der Grundeigenthümer und Pächter, der oberen und unteren Classen der Gesellschaft, der Regierung und der Unterthanen u. s. w.) eines und dasselbe ist. Man darf sich nicht darüber wundern, daß solches Gerede diejenigen anwidert, auf deren Belehrung und Ermahnung es dabei abgesehen ist. Wie ist es möglich, daß der Käufer und der Verkäufer einer Waare in Betreff ihres Preises genau das nämliche Interesse haben sollen? Es liegt im Interesse beider, daß es Waaren zum Verkaufe gebe, und es liegt auch, in einem gewissen weiten Sinn, im Interesse sowohl der Arbeitgeber als der Arbeiter, daß das Geschäft blühe und Arbeit sowohl als Capital einen reichlichen Ertrag liefere. Aber behaupten, daß beide Parteien in Betreff der Vertheilung dasselbe Interesse haben, heißt behaupten, daß es für das Interesse einer Person dasselbe ist, ob eine Summe Geldes ihr selbst oder irgend einem Anderen gehört. Der Arbeitgeber, so lehrt man uns mit ernster Miene, wird, was er an Löhnen erspart, in Löhnen verausgaben; er wird es zu seinem Capital schlagen, was für die arbeitenden Classen eine schöne Sache ist. Nehmen wir an, daß er dieß thut; was frommt dem Arbeiter das Wachsthum des Capitals, wenn sein Lohn niedrig bleiben muß, um dasselbe zu ermöglichen?

„Sie beschwören die Arbeiter feierlich“ (so sagt Thornton) „im Namen der Volkswirthschaft, von dem Versuche, ihre Löhne zu erhöhen, abzustehen, weil der Erfolg ihrer Schritte eine Abnahme des Geschäftsgewinnes verursachen werde, durch welche die Löhne wieder herabgehen müßten. Sie legen es ihnen an's Herz, doch ja keine Verbesserung ihrer Lage zu betreiben, weil auf jede zeitweilige Verbesserung derselben ein Rückschlag folgen müsse, der sie in ihre frühere schlimme Lage zurückschleudern würde; doch ja nicht den Preis der Arbeitskraft zu erhöhen, weil das die Nachfrage verringern heiße, und jede Verringerung der Nachfrage eine Verringerung des Arbeitspreises bedeute. Als ob eine große Nachfrage nach Arbeitskraft den Arbeitern von irgend einem Nutzen wäre, wenn sie den Preis der Arbeitskraft nicht erhöht! Oder als ob sie einen Zweck einem Mittel aufopfern müßten, dessen einziges

Verdienst darin besteht, daß es zu demselben Zwecke führt ..... Wenn die ganze National-Oekonomik den Gewerkvereinen keinen bessern Einwurf zu machen hätte als diesen, dann thäten die Gewerkvereine ganz Recht, den National-Oekonomen ein Schnippchen zu schlagen". S. 292—294 [der deutschen Ausgabe].

Es ist allerdings wahr, daß die Löhne so hoch sein können, daß sie dem Capitalisten gar keinen oder keinen zur Entschädigung für die Sorgen und das Risico des Geschäftes ausreichenden Gewinn gestatten, und in diesem Falle würden die Arbeiter, so zu sagen, die Gans schlachten, um die Eier zu bekommen. Andererseits würde der Capitalist in der Regel gleichfalls zu Schaden kommen, wenn die Löhne so niedrig wären, daß die Anzahl der Arbeiter dadurch verringert oder ihre Arbeitskraft geschwächt würde. Aber damit sind wir noch sehr weit von der Lehre entfernt, daß das Geld, welches dem Arbeiter durch ein Steigen des Arbeitslohnes zufließen könnte, ihm in der Tasche des Capitalisten denselben Nutzen wie in der eigenen bringt.

Zwischen den beiden soeben bezeichneten Grenzen — den höchsten Löhnen, welche mit der Erhaltung des Capitals eines Landes und seinem mit der Bevölkerungszunahme parallel gehendem Wachsthum noch vereinbar sind, und den niedrigsten, welche es den Arbeitern noch ermöglichen, ihre Kopfzahl aufrecht zu erhalten und so weit zu vermehren, daß es dem angewachsenen, Beschäftigung suchenden Capital nicht an Arbeitskräften fehlt — zwischen diesem Maximum und diesem Minimum giebt es eine mittlere Region, innerhalb welcher sich die Löhne höher oder niedriger stellen, je nach dem Ergebniß dessen, was Adam Smith das „Feilschen auf dem Markte" genannt hat. Bei diesem Feilschen wird der vereinzelt dastehende Arbeiter, welcher nicht im Stande ist, gegen einen einzigen Arbeitgeber, geschweige denn gegen das stillschweigende Bündniß aller Arbeitgeber aufzukommen, in der Regel seinen Lohn auf der unteren Grenze festgenagelt finden. Arbeiter, welche in entsprechender Weise zu Gewerkvereinen zusammentreten, können unter günstigen Umständen die höhere Grenze erreichen. Aber dieß setzt eine Organisation voraus, welche alle Classen von Arbeitern, die landwirthschaftlichen wie die Fabrikarbeiter, die geschulten wie die ungeschulten umschließt. Wenn die Vereinigung eine blos partielle ist, ergiebt sich oft eine nähere Grenze, diejenige nämlich, deren Erreichung den betreffenden Gewerbszweig, in dem die Lohnerhöhung Platz greift, vernichten oder aus dem Lande treiben würde. Diesen Bedingungen entstammen die Grenzen, innerhalb welcher sich der Lohnkampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitern abspielt. Die obere Grenze thatsächlich zu

ermitteln, ist eine schwierige Aufgabe; es können dabei schwere Irrthümer begangen werden und sind in Wirklichkeit begangen worden. Aber mit Rücksicht auf die Thatsache, daß die überwiegende Mehrzahl aller Menschen Arbeiter sind und ferner in Anbetracht der unvermeidlichen Kärglichkeit der Vergütung, welche diesen selbst aus dem höchsten Lohnsatz erwächst, der bei dem gegenwärtigen Stand der gewerblichen Künste irgend möglicherweise zu allgemeiner Geltung gelangen kann, ist es dringend zu wünschen, daß die Arbeiter den Sieg davontragen, und daß die höchste Grenze des Arbeitslohnes, wo immer sie auch liegen mag, erreicht werde. Wer diesen Wunsch nicht theilt, der muß auf einem sehr verschiedenen sittlichen Standpunkt stehen und von dem wünschenswerthesten Zustand der Gesellschaft eine ganz andere Ansicht hegen, als Hr. Thornton oder der Verfasser dieser Blätter.

Der Rest des Buches ist der Erörterung der Mittel gewidmet, welche die arbeitenden Classen angewendet haben oder anwenden könnten, um sich alle Vortheile in Betreff des Arbeitslohnes und der anderen Bedingungen der Arbeit, welche innerhalb der Grenzen des Erreichbaren liegen, zu sichern: ein Gegenstand, der sämmtliche die Ziele und Verfahrungsweisen der Gewerkvereine betreffenden Fragen sowie die gesammte Praxis und Theorie der cooperativen Genossenschaften in sich schließt. Und hier bin ich mit meinen Einwendungen gegen Hrn. Thornton so gut als zu Ende. Seine Ansichten sind den Ansprüchen der arbeitenden Classen in jedem Betracht so günstig, als dieß nur irgend mit der Rücksicht vereinbar ist, welche der dauernden Wohlfahrt der menschlichen Gattung gebührt. Seinen Ergebnissen gegenüber bleibt mir wenig anderes zu thun, als sie zusammenzufassen, wenn ich gleich an seinen Prämissen noch immer Einiges auszusetzen habe. Dieselben Principien z. B., welche ihn veranlassen, die Arbeitgeber gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit in Schutz zu nehmen, so sehr sie auch ihre bevorzugte Stellung ausnützen mögen, um die Löhne niedrig zu erhalten, bewegen ihn auch dazu, die Gewerkvereine von einer ähnlichen Anklage selbst dann freizusprechen, wenn sie seiner Meinung nach von der Macht, die Coalitionen innewohnt, einen kurzsichtigen und gefährlichen Gebrauch machen. Aber während ich dem Verfasser darin beipflichte, daß ein Vorgehen „niedrig und schmutzig“ sein kann, ohne darum moralisch strafwürdig zu sein, muß ich doch die folgende Behauptung aufrecht erhalten: wenn es Forderungen giebt (und daß es solche giebt, kann nicht bezweifelt werden), welche die Arbeitgeber an die Arbeiter oder diese an jene stellen, deren Durchführung (selbst mit Hilfe der unschuldigsten Mittel) den Interessen der

Civilisation und des Fortschrittes widerstreiten würde, dann ist es ein Unrecht (im moralischen Sinne), solche Forderungen zu erheben und auf ihnen als Bedingungen der Gewährung oder Annahme von Arbeit zu bestehen.

Ein anderes Mal verurtheilt der Verfasser mit vollstem Rechte das englische Gesetz gegen Verschwörung, diese allezeit verfügbare Waffe willkürlicher Bedrückung, mittelst welcher alles, was nach der Ansicht eines Gerichtshofes nicht geschehen sollte, nachträglich — sobald es von mehr als einer Person und in Folge einer Uebereinkunft geschehen ist — zu einem Verbrechen gestempelt wird, ein Gesetz, das gegen Gewerkvereine in höchst verwerflicher Weise gebraucht worden ist. Allein ich vermag ihm nicht vollständig zu folgen, wenn er es als eine selbstverständliche und unbedingt geltende Wahrheit hinstellt, daß nichts, was, sobald es von einer Person gethan wird, gesetzlich erlaubt ist, ein Vergehen sein kann, wenn es durch eine Vereinigung von Mehreren geschieht. Er vergißt dabei, daß die Anzahl der betheiligten Personen die innerste Natur einer Handlung wesentlich zu ändern vermag. Nehmen wir beispielsweise, nur um das Gesagte deutlicher zu machen, an, daß die Gesetzgeber durch den Zustand der öffentlichen Meinung bewogen würden, es innerhalb gewisser Schranken zu dulden, daß die Parteien selbst ihre Streitigkeiten ausfechten und sich mit eigener Hand Genugthuung für ihnen zugefügtes Unrecht verschaffen, wie dieß factisch, wenn auch nicht gesetzlich, in allen Ländern der Fall ist, in denen das Duell im Schwange ist. Wenn nun unter dem Deckmantel dieser Erlaubniß nicht ein Kampf zwischen Mann und Mann stattfände, sondern eine Schaar von Angreifern sich auf eine einzelne Person stürzen, sie tödten oder mißhandeln würde, wäre es dann zulässig, den Grundsatz, daß, was einer Person erlaubt ist, auch jeder Anzahl erlaubt sein soll, auf diesen Fall anzuwenden? Es ist dieß kein genauer Parallelfall, allein wenn es auch nur einen einzigen Fall von dieser Art giebt, so kann und muß es in Betreff jedes gegebenen Falles durch Erörterung festgestellt werden, ob er in diese Kategorie gehört oder nicht; und wir haben hier einen neuen Beweis dafür gewonnen, wie wenig man sich selbst auf die annehmbarsten dieser absoluten Grundsätze über Recht und Unrecht verlassen kann, und wie gefährlich es ist, auch nur für einen Augenblick das oberste Princip — das Wohl der menschlichen Gattung — aus dem Gesichte zu verlieren. Solch eine Maxime mag als ein Rohergebniß der Erfahrung den Werth einer vorläufigen Präsumtion dafür besitzen, daß ihre Anwendung sich der Erreichung des letzten Zweckes förderlich erweisen wird,

aber man darf sie nicht ohne Prüfung als entscheidend für diesen Punkt ansehen, und noch weniger ihr eine Autorität zuschreiben, die von dem obersten Ziele unabhängig oder demselben überlegen wäre.

Mein Streit mit Hrn. Thornton ist in diesem Falle blos ein theoretischer; denn ich kenne nichts, was vereinigt auftretenden Arbeitern gesetzlich untersagt sein sollte, außer jenen Handlungen, die auch dann Verbrechen wären, wenn ein einzelner von ihnen sie beginge: nämlich physische Gewaltthätigkeit oder Belästigung, Diffamation, Vergehen gegen das Eigenthum, oder die Androhung irgend eines dieser Uebel. Wir hören das Wirken der Gewerkvereine oft darum als freiheitsfeindlich schmähen, weil auf manche Arbeiter eine Art von socialem Druck geübt wird, um sie zum Eintritt in solch einen Verein oder zur Theilnahme an einer Arbeitseinstellung zu nöthigen. Ich lege ganz ebenso wie Hr. Thornton dieser Anklage nicht das mindeste Gewicht bei. Es ist ohne Zweifel eine Beeinträchtigung der Freiheit, wenn Leute durch Furcht vor den Vorwürfen Anderer zu etwas bewogen werden, wozu sie gesetzlich nicht verpflichtet sind. Allein man wird darum doch kaum die Behauptung aufstellen wollen, daß der Mißbilligung niemals Ausdruck gegeben werden solle, außer bei Dingen, welche durch das Gesetz verpönt sind. Sobald man anerkennt, daß die Gewerkvereine erlaubte und selbst heilsame Zwecke verfolgen, muß man zugeben, daß die Mitglieder der Vereine berechtigter Weise aufrichtigen sittlichen Widerwillen gegen diejenigen empfinden können, die aus den höheren Löhnen oder anderen Vortheilen, welche die Vereine für ihre Mitglieder sowohl als für Nichtmitglieder erwirken, Nutzen ziehen, sich aber weigern, ihren Theil zu den Einzahlungen beizutragen und sich den Einschränkungen zu unterwerfen, durch welche jene Vortheile erreicht werden. Es ist eitles Gerede, daß, wenn eine Arbeitseinstellung wirklich den Arbeitern zum Heil gereicht, die Gesammtheit derselben auf Grund dieser Einsicht an ihr theilnehmen wird. Es giebt immer eine ansehnliche Zahl, welche an den Errungenschaften theilzunehmen hofft, ohne sich den Opfern zu unterziehen; und die Behauptung, daß diesen nicht in eindringlicher Weise kundgegeben werden dürfe, was ihre Cameraden über ihr Benehmen denken, heißt so viel als behaupten, daß niemals ein socialer Druck auf Jemanden geübt werden dürfe, um ihn zur Berücksichtigung der Interessen Anderer zu bewegen. Die Gesetzgebung hat in solchen Fällen nur dafür zu sorgen, daß dieser Druck bei dem Ausdruck der Gesinnung und bei der Versagung solcher Dienstleistungen, welche füglich von guter Gesin-

nung abhängen dürfen, Halt mache, und daß er sich nicht zu einer wirklichen oder angedrohten Beeinträchtigung irgend eines Rechtes steigere, welches das Gesetz Allen verbürgt, wie: Sicherheit der Person und des Eigenthums gegen Verletzung und des guten Namens gegen Verläumdung. Ueber die Anwendung dieser Unterscheidung würden sich nur in wenigen Fällen Zweifel erheben. Was das Auftreten der „Pikets" betrifft *), so befindet sich dieser Vorgang gerade an der Grenze, welche die beiden Gebiete trennt, aber die einzige Schwierigkeit in diesem Falle liegt im Thatsächlichen und in dessen Ermittelung, in der Frage, ob die gebrauchten Ausdrücke oder Geberden die Androhung einer Behandlung enthielten, welche zwischen Mann und Mann gesetzwidrig wäre. Höhnisches Geschrei und beleidigende Worte sind Punkte, welche fraglich sein können, aber diese sollten nach dem allgemeinen Gesetz des Landes behandelt werden. Es läßt sich kein triftiger Grund dafür vorbringen, diese Dinge von wegen des speciellen Anlasses, der sie hervorruft, besonderen gesetzlichen Bestimmungen oder anderen als jenen polizeilichen Einschränkungen zu unterwerfen, welche der öffentliche Anstand oder die Sicherung der öffentlichen Ruhe erheischen mag.

Hr. Thornton untersucht dann in eingehender Weise die Grenzen, welche der Wirksamkeit von Gewerkvereinen gesteckt sind, d. h. er prüft die Umstände, unter welchen eine Erhöhung der Löhne mit Aussicht auf Erfolg und im Falle des Erfolges mit Aussicht auf Dauer erstrebt werden kann. Ich muß mich damit begnügen, diese Erörterungen der Aufmerksamkeit des Lesers zu empfehlen, welcher daraus reiche Belehrung schöpfen wird. In diesem Aufsatze ist blos Raum für die allgemeinsten Betrachtungen der politischen Oekonomie wie der Moral. In ersterer Rücksicht giebt es eine Erwägung, welche der Autor zwar nicht übersehen, aber vielleicht doch nicht hinlänglich betont hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß der einzige Fonds, aus welchem die arbeitenden Classen, als eine Gesammtheit betrachtet, möglicher Weise erhöhte Löhne beziehen können, der Unternehmergewinn ist. Das widerspricht der gewöhnlichen Meinung des großen Publicums wie der Arbeiter selbst, welche glauben, daß es eine zweite Quelle giebt, durch welche die Steigerung gedeckt werden kann, nämlich die Preise. Der Arbeitgeber, so meinen sie, kann sich, wenn die auswärtige oder sonstige Concurrenz es gestattet, für die erhöhten Löhne, die man von ihm verlangt, durch den erhöhten Preis

*) [Ueber die Thätigkeit der sogenannten „Pikets" vgl. Thornton, S. 243 f. der deutschen Ausgabe.]

schadlos halten, welchen er dem Consumenten aufrechnet. Und dieß kann auch gewiß in einzelnen Gewerben und selbst in großen Gewerbszweigen unter gewissen Bedingungen eintreten, welche Hr. Thornton sorgfältig untersucht hat. Das Baugewerbe mit seinen zahlreichen Unterabtheilungen bietet eines der augenfälligsten Beispiele. Aber obwohl ein Steigen der Arbeitslöhne in einem gegebenen Gewerbe für die Meister durch eine Preissteigerung ihrer Waare ausgeglichen werden kann, so kann doch ein allgemeines Steigen der Arbeitslöhne für die Arbeitgeber im Allgemeinen nicht durch eine allgemeine Preissteigerung ausgeglichen werden. Diese Unterscheidung wird niemals von denjenigen erfaßt, welche über die Sache nicht nachgedacht haben; aber wenige Wahrheiten sind für diejenigen, welche dieß gethan haben, einleuchtender. Es kann kein allgemeines Steigen der Preise geben, wenn nicht mehr Geld verausgabt wird. Aber das Steigen der Arbeitslöhne verursacht keine Mehrausgabe von Geld. Es nimmt vom Einkommen der Meister etwas hinweg und fügt zum Einkommen der Arbeiter etwas hinzu; die ersteren haben nun weniger, die letzteren mehr zur Verausgabung übrig, aber die Gesammtsumme des Geldeinkommens der Gesellschaft bleibt wie sie war, und von dieser Summe hängen die Geldpreise ab. Es kann nicht mehr Geld für jedes einzelne Ding verausgabt werden, wenn nicht im Ganzen mehr Geld zur Verausgabung vorhanden ist. Zweitens, selbst wenn ein Steigen aller Preise eintreten würde, so wäre doch die einzige Folge die, daß das Geld, welches in dem betreffenden Lande einen geringeren Werth erlangt hat, während es sonst überall seinen früheren beibehält, so lange exportirt wird, bis die Preise vollkommen oder nahezu wieder auf ihr früheres Niveau gesunken sind. Und drittens, selbst unter der unmöglichen Voraussetzung, daß die Preissteigerung dauernden Bestand hätte, so könnte dieselbe doch, da sie eine allgemeine wäre, dem Arbeitgeber keine Entschädigung bieten; denn wenngleich seine Geldeinkünfte größer wären, würden doch auch seine Ausgaben (ausgenommen die Zahlungen von fixen Beträgen an seine Gläubiger) in entsprechendem Maße wachsen. Endlich, wenn beim Steigen der Arbeitslöhne alle Preise in demselben Verhältniß stiegen, wären die Arbeiter mit ihren hohen Löhnen doch nicht besser daran, als mit den niedrigen, denn ihre Löhne würden ihnen von keinem Verbrauchsgegenstand einen größeren Betrag als früher zur Verfügung stellen; ein wirkliches Steigen der Löhne wäre demnach eine Unmöglichkeit.

Da nun dieses Aufgebot von Gründen keinen Zweifel darüber

bestehen läßt, daß eine wirkliche allgemeine Lohnerhöhung sich nicht mittelst einer Preiserhöhung auf den Consumenten überwälzen läßt, so folgt daraus, daß ein wirkliches, auch nur partielles Steigen der Arbeitslöhne — der Löhne in einer oder in einigen wenigen Beschäftigungen —, wenn es durch eine Preiserhöhung der erzeugten Artikel auf den Consumenten überwälzt wird, in der Regel ein Gewinn ist, den der Rest der arbeitenden Classen ganz oder theilweise zu bestreiten hat. Denn da das Gesammteinkommen des kaufenden Publicums nicht zugenommen hat, so wird, wenn für einige Verbrauchsgegenstände mehr ausgegeben wird, für andere weniger ausgegeben werden. Hier sind nun zwei Annahmen möglich. Entweder wird das Publicum seinen Verbrauch der im Preise gestiegenen Artikel verringern, oder es wird sich lieber in anderen Artikeln einschränken. Im ersten Falle wird, wenn der Verbrauch in genauem Verhältniß zur Preissteigerung sinkt, nicht mehr Geld als früher für diesen Artikel verausgabt und kann daher nicht mehr unter den Arbeitern und Arbeitgebern zur Vertheilung gelangen; aber die Arbeiter können vielleicht ihre besseren Löhne, auf Kosten des Unternehmergewinns, behalten, bis die Arbeitgeber es müde werden, mit geringerem Nutzen als andere Leute zu arbeiten und einen Theil ihres Capitals zurückziehen. Aber wenn der Verbrauch nicht oder nur in geringerem Maße abnimmt, so daß in Wirklichkeit mehr nach als vor der Preiserhöhung für den betreffenden Artikel verausgabt wird, dann wird der Preis irgend welcher anderer Waaren in Folge verminderter Nachfrage sinken, die Erzeuger dieser anderen Waaren werden weniger zu vertheilen haben und entweder die Löhne oder der Unternehmergewinn muß darunter leiden. In der Regel werden die Löhne getroffen werden, denn da es auf diesen Gebieten nicht mehr für ebenso viele Arbeiter als früher Beschäftigung geben wird, so werden einige Arbeiter entlassen werden. Die allgemeine Vermehrung des Einkommens der Gesellschaft, welche die Folge der Zunahme des Wohlstandes ist, kann (wie Hr. Thornton bemerkt) den anderen Abtheilungen der producirenden Classen das Verlorene ersetzen und es aus einem absoluten Verlust in einen Gewinnstentgang verwandeln, in den Entgang des Gewinnes nämlich, welchen sie aus der allgemeinen Zunahme des Wohlstandes gezogen hätten, von dem aber ein einziger Zweig der Gewerbthätigkeit das Ganze oder mehr als den ihm gebührenden Theil an sich gerissen hat. Allein es bleibt dabei, daß das Steigen der Arbeitslöhne auf irgend einem Gebiete nothwendig auf Kosten entweder der Arbeitslöhne auf anderen Gebieten oder des Unter-

nehmergewinnes stattfindet, und in der Regel werden beide Factoren in Mitleidenschaft gezogen werden. So lange wenigstens, als es Classen von Arbeitern giebt, welche nicht zu Verbindungen zusammengetreten sind, werden die Errungenschaften der Verbindungen im Allgemeinen eine Quelle von Verlusten für die Arbeiter in jenen Gewerben sein, in denen noch keine Verbindungen bestehen.

Aus der Erkenntniß dieser Thatsache entspringt eine ernste Erwägung heischende Frage nach dem Recht und Unrecht im Verhältniß der Arbeiterverbindungen zu dem Reste der arbeitenden Classen. In ihrem Verhältniß zu ihren Arbeitgebern haben sie keine anderen Rücksichten als die der Klugheit zu beobachten. Die Arbeitgeber sind ganz wohl im Stande, selbst für sich zu sorgen. Die Unionisten stehen in keinem Pflichtenverhältniß zu ihren Arbeitgebern, welches durch die Bedingungen, die sie ihnen aufzuerlegen suchen, verletzt werden könnte. Aber sie haben moralische Verpflichtungen gegen den Rest der arbeitenden Classen und gegen die Gesellschaft als Ganzes, und es ziemt ihnen, dafür Sorge zu tragen, daß die Bedingungen, welche sie zu Gunsten ihres eigenen Sonderinteresses erwirken, keiner von diesen Verpflichtungen zuwiderlaufen.

In wie befriedigender Weise sich diese Frage auch beantworten lassen mag, es ist immerhin erforderlich, zu untersuchen, ob die Verbindungen berechtigt sind, für sich eine Lohnerhöhung anzustreben, welche aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sinken des Lohnes oder einen Verlust von Beschäftigung für andere Arbeiter, die ihre Landsleute sind, herbeiführen wird. Diese Frage wird noch dringlicher angesichts der in vielen Verbindungen eingeführten Restrictiv-Bestimmungen, welche die Verwendung von Nicht-Mitgliedern verbieten, die Anzahl der Lehrlinge beschränken u. s. w., und welche oft für die volle Entfaltung der Wirksamkeit des Unionismus unerläßlich sind. Denn es ist (wie Hr. Thornton anerkennt) unmöglich, die Löhne auf einer hohen Stufe zu erhalten, wenn man nicht die Anzahl der Bewerber um Beschäftigung beschränkt. Jede solche Beschränkung aber fügt denen, welche sie ausschließt, also der großen Masse der arbeitenden Bevölkerung, welche außerhalb der Verbindungen steht, einen empfindlichen Schaden zu. Dieser Uebelstand ist nicht gering anzuschlagen; denn würde das System mit aller Strenge durchgeführt, so würde es die ungeschulten Arbeiter oder deren Kinder verhindern, sich jemals zu der Stufe der geschulten zu erheben. In welcher Weise läßt sich nun ein System, welches also vorgeht, sowohl mit den Pflichten

der allgemeinen Sittlichkeit als auch mit den besonderen Rücksichten in Einklang bringen, welche Arbeiter auf die Interessen der arbeitenden Classen zu nehmen versichern? Für die Rechtfertigung des Unionismus ist es nicht blos nothwendig, daß eine solche Versöhnung möglich sei, sondern auch daß die Anhänger desselben sie kennen und berücksichtigen; denn wenn sich ihr Verfahren mit noch so guten Gründen vertheidigen läßt, diese Gründe ihnen jedoch unbekannt oder gleichgiltig sind, so steht es mit ihnen in sittlicher Hinsicht nicht anders, als ob es keine solchen gäbe. Unionisten, die sich gegen derartige Scrupel verschließen, tragen eben kein Bedenken, die Interessen ihrer Cameraden, d. h. der Mehrheit der arbeitenden Classen, ihrem eigenen Sonder-Vortheile zu opfern; sie bilden eine Oligarchie von Handarbeitern, welche indirect durch eine vom Volke geleistete Abgabe erhalten wird.

Es giebt jedoch zwei Betrachtungen, durch welche ein rechtschaffener und von Gemeinsinn erfüllter Arbeiter seine Anhänglichkeit an die Sache des Unionismus vor seinem eigenen Gewissen ganz wohl rechtfertigen kann. Die erste geht dahin, daß man die Verbindungen innerhalb der einzelnen Gewerbe blos als eine Vorbereitung zu einer allumfassenden Verbindung, welche jede Art von Arbeit in sich schließt, und als ein Mittel zur Erziehung der Elite der arbeitenden Classen für eine solche Zukunft ansieht. Dieser Gedanke wird von Hrn. Thornton vortrefflich ausgeführt:

„Obgleich es jedoch im Interesse der gesammten Arbeiterwelt liegt, die Bildung nationaler und kosmopolitischer Gewerkvereine als letzten Endzweck zu verfolgen, so ist doch das beste, wenn nicht das einzige, Mittel, diesen Zweck zu erreichen, die vorhergehende Bildung und Entwickelung einzelner Gewerkvereine. Die Sache läßt sich überhaupt kaum anders angreifen. Ein nationaler Gewerkverein kann nur aus den Bausteinen kleinerer Associationen erstehen. Wollte man damit beginnen, daß man die Fundamente über das ganze Land ausdehnt, so wäre dieß der sicherste Weg, niemals über die Legung der Fundamente hinauszukommen. Der einzige Plan, der einen Erfolg verspricht, besteht darin, daß sich zuerst einzelne Arbeiter-Abtheilungen unabhängig organisiren, daß jeder einzelne Organismus seine Aufmerksamkeit auf seine eigenen Angelegenheiten beschränkt, die ihm lange genug zu thun geben werden, ohne daß er sich um die seiner Nachbarn kümmert, bis beide, hinlänglich gekräftigt, um auf eigenen Füßen zu stehen, ihren beiderseitigen Vortheil darin erblicken, sich zu verbünden und Einer für den Andern einzustehen. Dieß ist der Plan, den die Gewerkvereine, meist vielleicht unbewußt, gegenwärtig verfolgen; ein jeder gehorcht dabei nur seinem eigenen selbstsüchtigen Instincte, sucht nur seinen eigenen Vortheil, befördert dadurch jedoch auch das Wohlergehen der übrigen. Daß dieser oder irgend ein anderer Plan jemals wirklich zu der Bildung einer Föderation führen sollte, welcher die ganze Arbeiterbevölkerung umfaßt, mag den meisten Menschen eine durchaus chimärische Idee scheinen, und kein Zweifel, die Aussichten auf ihre Verwirklichung sind nicht groß. Allein die Sache liegt darum doch nicht

mehr außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, als man von einigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Unionismus noch vor nicht gar langer Zeit annahm. Vor einem halben Jahrhundert, während die wunderbaren organisatorischen Fähigkeiten der Arbeiter noch schlummerten und von Keinem vermuthet wurden, da hätte man es ebenso schwer gefunden, an die jetzt bestehende „Amalgamation" von etwa 50,000 Maschinenbauern oder 70,000 Bergarbeitern zu glauben, wie es uns jetzt schwer fällt, uns vorzustellen, daß in einem Jahrhundert — keine sehr lange Zeit in dem Leben einer Nation! — eine Coalition dieser und anderer Associationen die Gesammtmasse der englischen Arbeiter zu einem einzigen Bunde verschmelzen könnte. Bei den gegenwärtigen Fortschritten auf allen Gebieten dürften weniger als hundert Jahre für diesen Vorgang genügen." — S. 325—326 [der deutschen Ausg.].

Man mag diese Aussicht für allzu entfernt und selbst für allzu phantastisch halten, als daß sie bei einer irgend beträchtlichen Anzahl von Unionisten die Rolle eines leitenden Beweggrundes spielen könnte, aber sie liegt gewiß nicht außerhalb des Bereiches der Bestrebungen der einsichtsvollen Leiter des Verbindungswesens, und es sind, was mehr bedeuten will, einige wichtige Schritte gethan worden, welche auf eine Verwirklichung derselben abzielen. Vor einem Menschenalter gab es blos locale Verbindungen, und in jenen Tagen kamen Arbeitseinstellungen viel häufiger vor, sie waren viel öfter unvernünftig und viel öfter von strafbaren Ausschreitungen begleitet, als dieß heutzutage der Fall ist. Seit jener Zeit haben sich in einer Anzahl der wichtigsten Gewerbe sogenannte „vereinigte Gesellschaften" (amalgamated associations) gebildet, welche sich über das ganze Land erstrecken, und ein Centralcomité entscheidet mit Rücksicht auf die Interessen des ganzen Gewerbes, welche Bedingungen den Arbeitgebern auferlegt werden und in welchen Fällen Arbeitseinstellungen stattfinden sollen. Auch wird allgemein zugegeben, daß die Normen dieser umfassenden Vereinigungen den Tadel weit weniger herausfordern, als die der früheren localen Verbindungen, und daß die Centralcomité's viel mehr Arbeitseinstellungen verhindern, als genehmigen. Der nächste Anstoß für die Vereinigungen war natürlich die Erfahrung, daß Versuche, eine Lohnerhöhung in der einen Stadt herbeizuführen, keinen anderen Erfolg hatten, als das Geschäft nach einer anderen Stadt hinüberzudrängen. Nachdem endlich die Concurrenz zwischen den verschiedenen Städten durch ein gemeinsames Einvernehmen ersetzt worden ist, bestreben sich die Verbindungen jetzt, dieselbe Wandlung auch mit Bezug auf verschiedene Länder herbeizuführen, und innerhalb der letzten paar Jahre zeigten sich Ansätze zu internationalen Arbeitercongressen, um zu verhindern, daß die Anstrengungen, welche in einem Lande unternommen werden, durch den Mangel an Einverständniß mit anderen Ländern vereitelt werden. Und es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen,

daß diese Versuche, ein Bündniß zwischen den Handwerkern concurrirender Länder anzubahnen, bereits einigen Einfluß ausgeübt haben und stets wachsende Bedeutung gewinnen werden.

Die zweite Erwägung, mittelst welcher sich die anscheinende Ungerechtigkeit des Unionismus gegen die übrigen Classen von Arbeitern vor dem Gewissen eines einsichtsvollen Anhängers des Verbindungswesens rechtfertigen läßt, ist zwar von minder erhabener, aber darum nicht von weniger triftiger Art. Es ist dieß der Malthusianische Gesichtspunkt, welchen die Gedankenlosigkeit in so argen Verruf gebracht und als den arbeitenden Classen so ganz besonders feindselig und gehässig geschildert hat. Der unwissende und bildungslose Theil der ärmeren Classen (so mag solch ein Unionist sich sagen) wird sich so stark vermehren, daß seine Arbeitslöhne auf jener armseligen Stufe stehen bleiben, welche nur die Niedrigkeit ihrer Denkweise und ihrer Lebensgewohnheiten ihnen erträglich erscheinen läßt. So lange sie in ihrem gegenwärtigen Geisteszustand verharren, fügen wir ihnen dadurch, daß wir sie von der Concurrenz mit uns ausschließen, kein wirkliches Unrecht zu; wir bewahren nur uns selbst davor, auf ihr Niveau herabzusinken. Diejenigen, welche wir ausschließen, sind eine in sittlicher Beziehung unter uns stehende Classe von Arbeitern, ihre Arbeit ist werthlos und ihr Mangel an Voraussicht und Selbstbeherrschung läßt sie an der Volksvermehrung einen ungleich thätigeren Antheil nehmen. Wir begehen kein Unrecht gegen sie, wenn wir uns hinter einem Walle verschanzen, welcher diejenigen ausschließt, deren Concurrenz unsere Löhne herabdrücken und die ihrigen doch nur für einen Augenblick erhöhen, dauernd aber nur die Gesammtzahl der Lebenden vermehren helfen würde. Dieß ist beim gegenwärtigen Stand der Dinge die praktische Rechtfertigung einiger der ausschließenden Satzungen der Gewerkvereine. Wenn die Mehrheit ihrer Mitglieder auf diesen Zustand der Dinge, soweit die ausgeschlossenen Arbeiter dabei in Betracht kommen, mit Gleichgiltigkeit blickt und es für hinreichend hält, daß die Verbindungen für ihre eigenen Mitglieder Sorge tragen, so ist die Theilnahmslosigkeit dieser Kreise nicht strafbarer, als jene von weit mächtigeren und von der Gesellschaft in viel höherem Maße bevorzugten Classen. Aber es ist ein schwerwiegendes Anzeichen eines besseren Geistes unter ihnen, daß im ganzen Land die Arbeiter und Handwerker den Hauptrückhalt des rasch bis zur Unwiderstehlichkeit anschwellenden Verlangens nach allgemeinem und obligatorischem Unterrichte bilden. Die thierische Unwissenheit der niedrigsten Gattung von ungeschulten Arbeitern kennt keine entschiedeneren Feinde, keine Gegner, welche

mit größerem Ernst auf Abhilfe dringen, als die vergleichsweise gebildeten Arbeiter, welche an der Spitze der Verbindungen stehen.

Die moralischen Verpflichtungen, welche den Unionisten gegen die Gesellschaft überhaupt — gegen die dauernde Wohlfahrt der Nation und der Gattung — obliegen, werden von ihnen noch weniger beachtet als die Verbindlichkeiten, welche der Rücksicht auf das Wohl der eigenen Standesgenossen entspringen. Es besteht in dieser Richtung kein stärkeres Pflichtgefühl bei Arbeitern als bei Arbeitgebern — und es kann kaum ein schwächeres vorhanden sein. Und doch ist es z. B. augenscheinlich unrecht, daß ein Streit zwischen zwei Theilen der Gesellschaft um die Bedingungen, unter welchen sie zusammenwirken wollen, in einer Weise beigelegt werde, welche ihre gemeinsame Leistungsfähigkeit herabsetzt. Es muß einen besseren Weg geben, um die Früchte der menschlichen Productionskraft richtig zu vertheilen, als indem man den Gesammtbetrag derselben verringert. Und doch ist dieß nicht blos der Erfolg, sondern der beabsichtigte Erfolg vieler von den Bedingungen, welche einige Verbindungen den Arbeitern und Arbeitgebern auferlegen. Alle Einschränkungen in Betreff der Verwendung von Maschinen oder arbeitsparender Einrichtungen verdienen diesen Tadel. Ja, einige der Verfügungen der Gewerkvereine gehen noch weiter, als bis zum Verbot von Verbesserungen; sie zielen direct darauf ab, die Arbeit unergiebig zu machen; sie hindern geradezu den Arbeiter, angestrengt und gut zu arbeiten, damit es nothwendig werde, eine größere Zahl von Arbeitern zu beschäftigen. Verfügungen wie diese, daß niemand Ziegel auf einem Schiebkarren führen, sondern blos in einem Mörteltrog tragen dürfe, und zwar nicht mehr als acht auf einmal; daß die Steine nicht im Steinbruch, so lange sie noch weich sind, sondern von den Steinmetzen des Ortes, an dem sie verwendet werden, bearbeitet werden sollen; daß die Stuckaturer nicht die Verrichtung der Stuckaturer-Gehilfen, oder diese nicht die Arbeit jener besorgen dürfen, so daß es nothwendig wird, einen Stuckaturer und einen Stuckaturer-Gehilfen aufzunehmen, wo einer allein genügt hätte; daß Ziegel, welche auf einer Seite eines bestimmten Canales erzeugt worden sind, dort ungebraucht liegen bleiben müssen, während für einen auf der anderen Seite im Gange befindlichen Bau frische Ziegel erzeugt werden müssen; daß kein Arbeiter ein so gutes Tagewerk verrichten darf, daß er „es seinen Cameraden zuvor thut“; daß die Arbeiter in keinem schnelleren als in einem festgesetzten Tempo zur Arbeit gehen dürfen, wenn der Gang „in die Zeit des

Meisters" eingerechnet wird, — diese und Dutzende ähnlicher Beispiele ebenso lästiger und zum Theil noch lächerlicherer Art, welche sich in Thornton's Buche finden, sind insgesammt schwere Verletzungen der moralischen Vorschrift, daß Streitigkeiten zwischen verschiedenen Classen der Gesellschaft nicht derart geführt werden dürfen, daß sie die Erde zu einer schlimmeren Wohnstätte, als sie sonst wäre, für beide Theile, und schließlich auch für die Gesammtheit machen. Ich will nicht behaupten, daß es niemals Fälle gebe, in denen es statthaft ist, zu derartigen, an sich so verwerflichen Maßregeln zu greifen. Ein Theil der Gesellschaft, welcher bei der Gesammtheit auf keine andere Weise billiges Gehör erlangen kann, mag berechtigt sein, der Gesellschaft einen Schaden zuzufügen, um die Anerkennung dessen, was er als sein Recht betrachtet, zu erzwingen. Aber wenn er so vorgeht, hat er sich dem Rest der Gesellschaft gegenüber auf den Kriegsfuß gestellt, und solche Behelfe sind nur als Mittel der Kriegführung zu entschuldigen, gleichwie die Verwüstung eines Landes und das Niedermetzeln seiner unschuldigen Bewohner — Dinge, die an sich verabscheuenswerth sind, und doch unter Umständen der einzige Weg sein können, um einen übermächtigen Gegner zu einem gerechten Friedensschlusse zu nöthigen. Es liegt handgreiflicher Weise im Interesse der Gesellschaft, daß der Betrag ihrer Productionsmittel, daß die Leistungsfähigkeit ihrer gewerblichen Thätigkeit so groß als möglich sei, und es kann nicht für eine billige Vertheilung des Ertrages nothwendig sein, diese Leistungsfähigkeit herabzusetzen. Ein wahrhaft sittliches Vorgehen auf Seiten der Arbeiter müßte dahin zielen, alle Mittel, durch welche Arbeit erspart oder ihr Leistungsvermögen erhöht werden kann, eifrig aufzusuchen, dafür aber ihren Antheil an dem also erreichten Gewinn zu fordern. In welcher Gestalt sie diesen erhalten sollen, dieß ist ein Gegenstand der Unterhandlung zwischen beiden Parteien, deren Schwierigkeiten durch einen unparteiischen Schiedsspruch wesentlich erleichtert werden können; und in solchen Fällen zumal dürfen wir einen Nutzen von den „Einigungsämtern" (Councils of Conciliation) erwarten, welche Hr. Mundella und Hr. Rupert Kettle so eindringlich befürwortet und an einigen Orten mit solchem Erfolge in's Leben gerufen haben. Das Zusammenfallen der Interessen des Arbeiters mit der Ergiebigkeit, anstatt mit der Unergiebigkeit, der Arbeit ist ein glücklicher Erfolg, der bisher nur von einigen Formen der cooperativen Gewerbthätigkeit erreicht wurde. Und wenn es sich schließlich herausstellen sollte, daß er auf keine andere Weise zu erreichen ist; wenn der Anspruch der Arbeiter, aus alle

dem, was dem Geschäftsbetrieb zum Nutzen gereicht, auch selber Nutzen zu ziehen, für die Meister zu einer Verlegenheit würde, vor der sie sich durch kein denkbares System von Schiedsgerichten genügend schützen könnten; und wenn der Interessen-Gegensatz zwischen Arbeitern und Arbeitgebern die Lage der letzteren immer unbehaglicher gestalten und die Verwandlung der bestehenden Geschäfte in „industrielle Theilhaberschaften" (industrial partnerships) befördern würde, bei denen das gesammte Arbeitspersonal einen directen Antheil am Geschäftsgewinn genießt, — dann wäre solch eine Umgestaltung ganz eigentlich die Euthanasie der Gewerkvereine, während sie gleichzeitig wenigstens den höheren Theil der arbeitenden Classen für eine noch gerechtere und vollkommenere Form des genossenschaftlichen Zusammenwirkens vorbereiten würde.

Es ist diese Gestaltung der Zukunft der Arbeit, zu welcher der ganze Gedankengang Thornton's hinleitet, und in der er die wahre Lösung des großen wirthschaftlichen Problems des modernen Lebens erblickt. In keinem anderen Buche wird man einen gleich bündigen und umfassenden Bericht über die verschiedenen Formen der cooperativen Gewerbthätigkeit finden, welche in England und im Auslande theils von Verbindungen von Arbeitern, welche ihre kleinen Ersparnisse zusammenlegten, theils von capitalbesitzenden Arbeitgebern, welche ihren Arbeitern einen Antheil am Geschäftsgewinn einräumten, mit so überraschendem Erfolge versucht worden sind. Ich will diese hochinteressanten Darlegungen nicht durch Abkürzung abschwächen; auch thut es nicht Noth, diesen Aufsatz durch die Erörterung eines Gegenstandes anzuschwellen, welcher von Jahr zu Jahr die Aufmerksamkeit der besten praktischen Köpfe in immer reicherem Maße auf sich zieht. Der Leser wird bei Hrn. Thornton ebenso wohl eine entscheidende Antwort auf die Bedenken finden, welche in Betreff der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs dieser großen Bewegung geäußert wurden, wie auch eine erhebende Schilderung der Segnungen, welche die Menschheit von der fortschreitenden Verwirklichung dieser Bestrebungen vernünftiger Weise erwarten darf. Ich will meinestheils einen letzten Blick auf die Gewerkvereine werfen, und mit einer Stelle schließen, welche das endgiltige Urtheil des Verfassers über dieselben, vom Standpunkt der Moral, enthält.

„Man hat vielleicht nicht genug an das erziehende Moment gedacht, das in dem Unionismus still und unbewußt thätig ist, und an die größere Ruhe und Haltung, die er unmerklich dem Charakter seiner Anhänger verleiht. An und für sich übt jeder Verein, abgesehen von seinem speciellen

Zwecke, eine wohlthätige Disciplin. Der bloße Act der Association ist durch sich selbst eine heilsame Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine. Sobald die Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammentreten, erfüllt sie dieser Zweck, welcher er auch sei, mit Stolz und Freude, und sie sind bereit, seiner Förderung Opfer zu bringen. Und ist dieser Zweck die gegenseitige Vertheidigung und Unterstützung, dann fließen für die Genossen das Interesse an ihm und an einander in Eine Empfindung zusammen. Unter den Unionisten, die daran gewöhnt sind, in Krankheit, in Elend und im Alter auf einander zu zählen, erzeugt das Gefühl wechselseitiger Abhängigkeit gegenseitige Neigung. In ihrem officiellen Verkehre nennen sie einander „Brüder"; und das Wort ist nicht ein leerer Klang, sondern es bezeichnet die Beziehungen, die sie wenigstens unter einander zu erhalten wünschen, und die, weil sie es wahrhaft verlangen, unter ihnen auch bestehen werden. So weit haben sich ihre Sympathien bereits entfaltet, und es ist aller sittlichen Expansivkraft eigen, daß sie immer weitere Kreise in ihren Bereich zieht. Die Männer, die früher für Niemand ein Herz hatten als für sich selbst, und die jetzt so weit sind, daß sie sich um ihre Mitarbeiter sorgen, werden nicht stille stehen, bis sie gelernt haben, sich um alle ihre Mitmenschen zu kümmern. Die Liebe zu ihrem Stande wird dann nur eine Mittelstufe zwischen der Eigenliebe und der Menschenliebe gewesen sein. Auch besitzt der Unionismus Eigenschaften, welche ihn nicht blos indirect zu dieser sittlichen Entwickelung mitwirken lassen. Gewisse Einrichtungen der Gewerkvereine gehen geraden Weges auf dasselbe Ziel los. Bisher ist ihre Hauptsorge darauf gerichtet gewesen, ihre Mitglieder gegen materielle Uebel zu schützen und ihnen materielle Vortheile zu verschaffen; allein es machen sich bereits höhere Zwecke geltend, und man fühlt das Bedürfniß, auch dem Verlangen nach geistigem und sittlichem Fortschritt Rechnung zu tragen. In den Logen der londoner Maurer ist es ausdrücklich verboten, sich zu betrinken und zu fluchen. Unter der Leitung der „Vereinigten Zimmerleute" entstehen Gewerbeschulen. An solchen Zeichen erkennen wir, in welches Fahrwasser die Gewerkvereine einlenken. Der Tag dürfte nicht mehr fern sein, an dem der erstarkende Corpsgeist die „Vereinigten Maschinenbauer" und die „Vereinigten Zimmerleute" ebenso stolz auf ihre Corporationen und darauf bedacht machen wird, auch durch ihr eigenes Betragen eifersüchtig über deren Ruf zu wachen, wie einst die Beamten des „Vereins der bengalischen Ingenieure", die sich ihre Verbindung mit dieser höchst ausgezeichneten Corporation zur Ehre rechneten. Wenn ein solches Bewußtsein die Unionisten durchdringt, so wird voraussichtlich der Unionismus sich in demselben Grade seines offensiven Charakters entkleiden, und da, wo er bisher Gewalt und allerhand Ausschreitungen gezeigt hat, soviel Mäßigung bekunden, als dieß überhaupt seine Natur zuläßt."

„Indessen selbst dann, wenn er so modificirt und von seinen Schlacken gereinigt erscheint, muß die Nothwendigkeit seines Fortbestandes nach wie vor als ein Uebel bezeichnet werden. Der eine organische Fehler, der dem Unionismus von Haus aus anhaftet und von seinem Wesen unzertrennlich ist, besteht in seiner sicht- und greifbaren Verkörperung jenes Antagonismus zwischen Arbeit und Capital, welcher von jeher das Unglück der ersteren und ein Dorn im Fleische des letzteren gewesen ist . . . . Selbst die größten Erfolge, die (ein solches System) zu erzielen vermag, werden den Menschenfreund, dessen Herz auch nur mit einiger Wärme für das Wohl der gesammten Gesellschaft schlägt, nimmermehr mit

großer und unvermischter Freude erfüllen. Seine größten Siege müssen immer noch sehr weit hinter dem großen Resultate zurückbleiben, dem die speculative Philanthropie entgegenharrt, wo Arbeit und Capital nicht länger einander befehden, sondern sich zu gemeinsamer Thätigkeit aufrichtig verbünden werden. . . . . Bevor es jedoch zu dieser Vereinigung kommt, und so lange der Antagonismus besteht, werden die Gewerkvereine nach wie vor ein unentbehrliches Hilfsmittel der Arbeiter bilden, und je früher dieß sowohl seitens der Gesetzgebung wie seitens der Capitalisten erkannt wird, desto besser ist es für den öffentlichen Frieden." — S. 381—383 [der deutschen Ausgabe].

Д. С. Милль, Социализм.

Der Socialismus.*)

Einleitung.

In dem gewaltigen Gemeinwesen jenseits des atlantischen Oceans, welches das mächtigste Land der Erde nahezu schon ist und in Bälde unzweifelhaft sein wird, herrscht das allgemeine Männer-Stimmrecht. Auf demselben Grunde ruht, seit 1848, das politische Leben Frankreichs und nunmehr auch des deutschen Bundesstaates, wenngleich nicht aller Einzelstaaten Deutschlands. In Großbritannien ist die Ausdehnung des Stimmrechts noch nicht ganz so weit gediehen; aber die letzte Reformacte hat für einen großen Theil derjenigen, die von Wochenlohn leben, die Schranken der Verfassung so weit geöffnet, daß sie, sobald und so oft sie als ein einheitliches Ganzes aufzutreten und die ihnen eingeräumte Macht für ein gemeinsames Ziel aufzubieten gewillt sind, die Gesetzgebung, wenn auch nicht völlig beherrschen, so doch wesentlich beeinflussen müssen. Gerade diese Leute sind es nun, von denen die höheren Stände zu sagen pflegen, daß ihnen am Wohlergehen des Landes nichts gelegen sei, weil sie dabei nichts zu verlieren haben. In Wahrheit haben sie jedoch selbstverständlicher Weise dabei am meisten zu verlieren, da ihr tägliches Brod von dem Gedeihen des Landes abhängt. Nur das ist richtig, daß sie durch kein eigenes Sonder-Interesse dafür eingenommen — wir dürfen vielleicht sagen, bestochen — sind, für die Erhaltung des Eigenthums in seiner gegenwärtigen Gestalt, oder gar für die Erhaltung der Ungleichheiten in der Vertheilung des Eigenthums einzustehen. Soweit ihre Macht jetzt reicht oder späterhin reichen mag, werden die das Eigenthumsverhältniß regelnden Gesetze ihre Stütze in

---

*) Fortnightly Review, Februar—April 1879. [Es sind dieß Bruchstücke eines im Jahre 1869 begonnenen, nicht über den ersten Entwurf hinaus gediehenen Werkes, welche Miß Helen Taylor, des Verfassers Stieftochter, trotz ihrer augenfälligen Unfertigkeit der Welt nicht vorenthalten wollte und deren Aufnahme in diese Sammlung uns von derselben gütigst gestattet ward.]

Erwägungen allgemeiner Natur, in dem Urtheil über die Zweckdienlichkeit derselben für das allgemeine Beste, nicht in rein persönlichen Beweggründen der herrschenden Classen zu suchen haben.

Es scheint mir, daß die Bedeutung dieses Umschwungs noch keineswegs vollständig gewürdigt worden ist, weder von denen, welche unsere letzte Verfassungsreform durchgeführt, noch von Jenen, welche sich ihr widersetzt haben. Die Wahrheit zu sagen: der Scharfblick der Engländer für die Tragweite politischer Neuerungen hat sich in letzter Zeit einigermaßen abgestumpft. Sie haben viele Neuerungen mit angesehen, welche, so lange sie noch in Aussicht standen, zu großen Erwartungen — guter sowohl als schlimmer Art — Anlaß gaben, während der wirkliche Erfolg in dem einen wie in dem anderen Betracht hinter jenen Voraussagungen weit zurück blieb. Dieß hat eine Vorstellung von der Art erzeugt, als läge es in der Natur politischer Neuerungen, die an sie geknüpften Erwartungen nicht zu erfüllen, und man ist, ohne sich davon genaue Rechenschaft zu geben, in den Glauben verfallen, daß solche Neuerungen, wenn sie ohne eine gewaltsame Revolution erfolgen, den gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht erheblich oder dauernd zu verändern vermögen. Diese Auffassung beruht jedoch auf einer oberflächlichen Beurtheilung der Vergangenheit sowohl als der Zukunft. Die mannigfachen Reformen der letzten zwei Generationen sind an schwerwiegenden Folgen mindestens so fruchtbar gewesen, wie man vorhergesagt hatte. Die Voraussagen waren allerdings oft irrig in Bezug auf die Raschheit, mit der diese Erfolge eintraten, und selbst mitunter in Bezug auf deren Natur. Wir belächeln jetzt die eiteln Erwartungen derjenigen, die da meinten, daß die Emancipation der Katholiken Irland beruhigen oder mit der englischen Herrschaft aussöhnen werde. Als die ersten zehn Jahre nach der Reformacte von 1832 verstrichen waren, hielten Wenige mehr die Meinung aufrecht, daß dieselbe alle bedeutenden praktischen Uebelstände beseitigen würde, oder daß sie dem allgemeinen Stimmrecht das Thor geöffnet hätte. Aber die weiteren fünf und zwanzig Jahre ihrer Wirksamkeit haben ihren mittelbaren Ergebnissen, welche weit gewichtiger sind als ihre unmittelbaren Folgen, zu einer reichen Entfaltung verholfen. Plötzliche Wirkungen sind im geschichtlichen Leben gewöhnlich von oberflächlicher Art. Ursachen, welche tief in die Wurzeln künftiger Ereignisse eindringen, bringen den bedeutendsten Theil ihrer Wirkung nur allmählich hervor und haben daher Zeit, mit der gewohnten Ordnung der Dinge zu verschmelzen, ehe die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf die Veränderungen lenkt, die sie

hervorrufen. Daher sind zur Zeit, da die bewirkten Veränderungen klar zu Tage liegen, oberflächliche Beobachter oft nicht mehr im Stande deren Verknüpfung mit der Ursache zu erkennen. Die entfernteren Folgen einer neuen politischen Thatsache werden selten als solche erkannt und richtig beurtheilt, ausgenommen in dem Falle, wenn sie schon vorher in's Auge gefaßt worden sind.

Diese rechtzeitige Würdigung wird uns besonders leicht in Betreff der Tragweite der Wandlung, welche die Reformacte von 1867 in unseren Einrichtungen hervorgebracht hat. Der große Machtzuwachs, welchen diese Erweiterung des Wahlrechts den arbeitenden Classen gewährt hat, ist von dauernder Art; die Umstände, welche dieselben bisher veranlaßt haben, von dieser Macht einen sehr beschränkten Gebrauch zu machen, sind ihrer Natur nach nur von zeitweiliger Geltung. Selbst der unaufmerksamste Beobachter muß wissen, daß die arbeitenden Classen politische Ziele besitzen und voraussichtlich auch besitzen werden, die ihnen in ihrer Eigenschaft als Arbeiter am Herzen liegen, und in Bezug auf welche sie — mit Recht oder Unrecht — glauben, daß die Interessen und Ansichten der anderen mächtigen Classen den ihrigen zuwiderlaufen. So sehr sie auch für den Augenblick in der Verfolgung dieser Ziele durch den Mangel einer politischen Organisation, durch innere Zwistigkeiten oder durch den Umstand aufgehalten sein mögen, daß sie bisher ihre Wünsche in keine hinreichend bestimmte praktische Form gekleidet haben, so ist es doch so gewiß, als irgend etwas in politischen Dingen sein kann, daß sie binnen kurzer Zeit Mittel und Wege finden werden, ihre gesammte Macht als Wähler in wirksamer Weise der Förderung ihrer gemeinsamen Ziele dienstbar zu machen. Und wenn sie dieß thun, werden sie nicht in der planlosen und unzweckmäßigen Weise vorgehen, wie sie Leute kennzeichnet, die den Mechanismus der Gesetze und der Verfassung nicht zu benützen verstehen; auch werden sie dabei nicht blos einem rohen nivellirenden Triebe gehorchen. Die Presse, das Vereins- und Versammlungswesen, und die Entsendung einer möglichst großen Anzahl von Männern in's Parlament, welche für die Bestrebungen der arbeitenden Classen in Pflicht genommen sind, — dieß sind die Werkzeuge, deren sie sich bedienen werden. Die politischen Zielpunkte selbst werden durch scharf ausgeprägte staatsrechtliche Lehren bestimmt werden; denn die politischen Fragen werden gegenwärtig vom Standpunkt der arbeitenden Classen aus in wissenschaftlicher Weise behandelt, und Ansichten, welche zu Gunsten der besonderen Interessen diesen Classen aufgestellt wurden, werden jetzt zu Systemen und Glaubenslehren

verarbeitet, welche, mit demselben Rechte wie die Lehren älterer Denker, einen Platz im Bereiche der Staatswissenschaft für sich in Anspruch nehmen. Es ist auf's dringendste zu wünschen, daß alle denkenden Menschen sich bei Zeiten die Frage vorlegen, wie diese volksthümlichen Glaubenssysteme wahrscheinlicher Weise beschaffen sein werden, und daß sie auf jeden einzelnen Artikel derselben das Licht der gründlichsten Untersuchung und Erörterung fallen lassen, damit, wenn der rechte Augenblick gekommen ist, alles Richtige an ihnen, wenn möglich, einmüthig angenommen, und alles Unrichtige ebenso einmüthig verworfen werde, und damit ein feindlicher Zusammenstoß — physischer oder auch nur moralischer Art — zwischen dem Alten und dem Neuen vermieden, und die besten Bestandtheile beider zu einem verjüngten Aufbau der Gesellschaft vereinigt werden können. Bei der Langsamkeit, mit welcher sich gewöhnlich solche große sociale Wandlungen, die nicht durch physische Gewalt herbeigeführt werden, vollziehen, haben wir noch einen Zeitraum von ungefähr einem Menschenalter vor uns, von dessen gehöriger Verwendung es abhängt, ob die Anpassung der socialen Einrichtungen an den veränderten Zustand der menschlichen Gesellschaft das Werk weiser Voraussicht oder das Ergebniß des Widerstreites von einander entgegengesetzten Vorurtheilen werden soll. Die Zukunft des Menschengeschlechtes wird ernstlich bedroht sein, wenn man zugiebt, daß die Entscheidung so gewaltiger Fragen zwischen der unwissenden Neuerungssucht und dem unwissenden Widerstreben gegen jede Neuerung ausgefochten werde.

Die Untersuchung aber, welche jetzt Noth thut, muß bis auf die alleroberſten Principien der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zurückgehen, denn die fundamentalen Lehren, welche früheren Generationen als unbestreitbar galten, werden nunmehr in Zweifel gezogen. Bis auf unser Zeitalter ist die Institution des Eigenthums in der Form, wie sie von Alters her auf uns gekommen ist, von Niemandem außer von einigen wenigen speculativen Denkern ernstlich in Frage gestellt worden; denn die Conflicte der Vergangenheit haben sich zwischen Classen abgespielt, welchen insgesammt an der Erhaltung der bestehenden Eigenthumsordnung gelegen war. Damit ist es nun zu Ende. Wenn Classen eine Stimme bei der Erörterung haben, welche so viel wie gar kein Eigenthum besitzen, und welche an dieser Institution blos insoferne interessirt sind, als sie dem allgemeinen Wohle dient, werden diese niemals zugeben, daß irgend ein Princip als ausgemacht hingestellt werde, — am wenigsten das des Privateigenthums,

dessen Rechtmäßigkeit und Ersprießlichkeit von vielen Denkern, die sich auf den Standpunkt der arbeitenden Classen stellen, bestritten wird. Diese Classen werden sicherlich verlangen, daß der Gegenstand in allen seinen Theilen neuerdings von Grund aus erörtert werde, daß alle Vorschläge, diese Einrichtung zu beseitigen, und alle in Aussicht genommenen Modificationen derselben, welche ihrem Interesse günstig zu sein scheinen, die eingehendste Prüfung und Berücksichtigung erfahren, bevor man sich dafür entscheidet, daß es beim Alten sein Bewenden haben müsse. So weit England in Betracht kommt, haben die arbeitenden Classen bis jetzt nur gegen gewisse Außenwerke des Systems des Privateigenthums feindselige Gesinnungen gezeigt. Viele verlangen, daß das unbeschränkte Recht der Vertragschließung, welches eines der gewöhnlichen Attribute des Privateigenthums ist, für alle Fragen aufgehoben werde, die sich auf die Arbeitslöhne beziehen. Die anspruchsvolleren unter ihnen stellen in Abrede, daß der Boden ein geeigneter Gegenstand privater Aneignung sein könne, und haben eine Agitation für die Zurücknahme desselben durch den Staat in's Werk gesetzt. Dazu kommt die Anklage gegen den sogenannten „Wucher", welche einige der Agitatoren in ihren Kundgebungen erheben, ohne aber irgend genauer zu bestimmen, was sie darunter verstehen; auch scheint dieser Ruf nicht heimischen Ursprungs zu sein, sondern dem kürzlich durch die Arbeitercongresse und die Internationale mit den Socialisten des Continents angebahnten Verkehr zu entstammen; denn diese erklären sich gegen alle von Geld genommenen Zinsen und bestreiten die Rechtmäßigkeit jedes Einkommens, das in irgend welcher Form von Eigenthum allein, ohne Arbeit, abgeleitet ist. Es sind bis jetzt keine Anzeichen dafür vorhanden, daß diese Lehre in Großbritannien erheblichen Anklang gefunden hätte, aber der Boden ist für die Aufnahme solcher Saat vortrefflich vorbereitet, und diese wird von jenen Ländern her weithin ausgestreut, in denen umfassende allgemeine Theorien und vielverheißende Entwürfe nicht Mißtrauen erregen, sondern für die Popularität einer Bewegung unerläßlich sind. Ich denke dabei an Frankreich, Deutschland und die Schweiz, in welchen Ländern eigenthumsfeindliche Lehren im weitesten Sinne des Wortes eine beträchtliche Verbreitung in den Kreisen der Arbeiter gefunden haben. Dort nennen sich fast alle diejenigen, welche eine Reform der Gesellschaft zu Gunsten der arbeitenden Classen anstreben, Socialisten, eine Bezeichnung, unter welcher Bestrebungen von sehr verschiedener Natur zusammengefaßt und zusammengeworfen werden, welche aber doch zum mindesten die

Geneigtheit zu einer Umgestaltung des Privateigenthums in sich schließt, die in der Regel einer Abschaffung desselben nahekommt. Und man dürfte wahrscheinlich finden, daß selbst in England die hervorragenderen und eifrigeren Arbeiterführer gewöhnlich im Stillen Socialisten der einen oder der anderen Färbung sind, obgleich sie ihre praktischen Bemühungen näher liegenden Zielen zuwenden und es zufrieden sind, mit ihren extremen Theorien so lange zurückzuhalten, bis dieselben Principien in kleinerem Maßstabe erprobt sind; denn sie besitzen, gleich den meisten am öffentlichen Leben theilnehmenden Engländern, ein besseres Verständniß als ihre festländischen Genossen für die Unmöglichkeit, große und dauernde Wandlungen in den fundamentalen Ideen der Menschheit durch einen Handstreich zu bewirken. So lange dieß der Charakter der englischen Arbeiter bleibt — wie es der Charakter der Engländer im Allgemeinen ist — steht nicht zu befürchten, daß sie blindlings auf die unbesonnenen Extravaganzen einiger auswärtiger Socialisten eingehen werden, welche — selbst in der nüchternen Schweiz — öffentlich ihre Geneigtheit aussprechen, mit dem bloßen Umsturz zu beginnen und den darauf folgenden Wiederaufbau sich selbst zu überlassen; und unter Umsturz verstehen sie nicht blos die Vernichtung jedweder Art von Regierung, sondern desgleichen die Confiscation alles Eigenthums, welches den Händen der Besitzer entzogen und zum allgemeinen Besten verwendet werden soll. In welcher Weise aber dieses zu geschehen habe, darüber, so meinen sie, werde man späterhin eine Entscheidung treffen können.

Es ist eines der merkwürdigsten Zeichen der Zeit, daß man solch einer Lehre in einer öffentlichen Zeitschrift, dem Organ einer Arbeiterverbindung (dem in Neufchâtel erscheinenden Blatt: „La Solidarité") begegnen kann. Von den Führern der englischen Arbeiter — deren Delegirte auf den Congressen von Genf und Basel zu dem Quantum von gesundem Menschenverstand, welches daselbst anzutreffen war, weitaus die stärkste Beisteuer geliefert haben, steht es nicht zu erwarten, daß sie vorsätzlich mit der Anarchie beginnen werden, ohne sich eine Meinung darüber gebildet zu haben, welche neue Form der Gesellschaft an die Stelle der alten treten solle. Aber es ist klar, daß wir alle ihre etwaigen Vorschläge nur dann richtig würdigen und die Gründe unseres Urtheils nur dann in einer für die Masse des Volkes überzeugenden Weise darlegen können, wenn wir zuvor die beiden gegnerischen Theorien — die des Socialismus und die des Privateigenthums — durchmustert haben, da wir einer von beiden noth-

wendiger Weise die Mehrzahl der Prämissen für unsere Untersuchung entnehmen müssen. Bevor wir daher mit Nutzen daran gehen können, diese Reihe von Fragen im Einzelnen zu erörtern, wird es räthlich sein, die allgemeineren Fragen, welche der Socialismus aufwirft, von Grund aus zu prüfen. Bei dieser Prüfung sollten wir uns von jedem feindseligen Vorurtheil fern halten. Denn als so unwiderleglich auch die Argumente zu Gunsten der Gesetze des Privateigenthums denen gelten mögen, in deren Augen sie den doppelten Zauber besitzen, welchen das unvordenkliche Herkommen und das persönliche Interesse verleiht, so ist doch nichts natürlicher, als daß sie einem Arbeiter, welcher über politische Dinge nachzudenken begonnen hat, in ganz anderem Lichte erscheinen. Nachdem die vom Glück minder begünstigten Classen von „volljährigen Männern" nach harten Kämpfen in einigen Ländern vollständig, in anderen nahezu die Grenze erreicht haben, über welche hinaus, wenigstens für sie, kein weiterer Fortschritt in Bezug auf rein politische Rechte möglich ist, sollten sie sich da nicht die Frage stellen, ob denn damit aller Fortschritt zu Ende sein müsse? Trotz alle dem, was für die Ausdehnung freiheitlicher Rechte bisher geschehen ist und voraussichtlich noch geschehen wird, giebt es doch eine kleine Minderzahl, die zu großem Reichthum geboren ist, während die Mehrzahl zu einer Dürftigkeit bestimmt ist, die durch den Contrast nur noch verschärft wird. Die große Mehrheit der Menschen ist zwar nicht mehr auf Grund der Gesetze geknechtet oder in einem Zustand von Abhängigkeit erhalten, wohl aber auf Grund ihrer Armuth: sie sind immer noch an einen Ort, an eine Beschäftigung und an den beherrschenden Willen eines Arbeitgebers gekettet; und der Zufall der Geburt schließt sie von den Genüssen sowohl als von den intellectuellen und moralischen Vortheilen aus, welche Andere ohne eigene Anstrengung und unabhängig von jedem Verdienste ererben. Mit Recht halten dieß die Armen für ein Uebel, kaum geringer als irgend eines, mit welchem die Menschheit bisher gerungen hat. Ist es ein nothwendiges Uebel? Dafür geben es diejenigen aus, welche es nicht fühlen, welche in der Lotterie des Lebens die großen Preise gewonnen haben. Aber auch die Sclaverei, der Despotismus, alle Vorrechte der Oligarchie wurden für nothwendig erklärt. Alle die stufenweisen Errungenschaften der ärmeren Classen, welche dieselben theils den edleren Gefühlen der Machthaber, theils ihrer Furcht verdanken, und zum Theil mit Geld erkauft oder als Gegenleistung für die Unterstützung erlangt haben, welche sie einem Theil der Mächtigen in seinen Streitigkeiten mit einem anderen gewährten, hatten von

vornherein die stärksten Vorurtheile gegen sich; aber ihre Erlangung war ein Zeichen der Erstarkung der unteren Classen, mithin ein Mittel weiteren Machterwerbes; sie verschaffte diesen Classen daher einen gewissen Antheil an dem Ansehen, das die Macht genießt, und rief eine entsprechende Wandlung in dem Urtheil der Gesellschaft hervor. Alle Rechte, deren Erwerbung ihnen geglückt war, wurden nun als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachtet; derjenigen hingegen, die sie noch nicht erlangt hatten, galten sie immer noch als unwürdig. Daher haben die Classen, welche das herrschende sociale System in eine untergeordnete Stellung versetzt, wenig Grund, irgend einem der Sätze Glauben zu schenken, welche dieses selbige System als Principien aufgestellt haben mag. Wenn man in Betracht zieht, wie wunderbar geschmeidig sich die Meinungen der Menschen erwiesen haben, wie sie immer darauf abzielten, das Bestehende zu heiligen und das noch nicht Bestehende entweder für gemeingefährlich oder für unausführbar zu erklären, da darf man wohl die Frage aufwerfen, welche Gewähr denn jene Classen dafür besitzen, daß es mit der Unterscheidung zwischen Arm und Reich eine andere Bewandtniß habe, daß dieselbe auf einer zwingenderen Nothwendigkeit beruhe als jene anderen altherkömmlichen Thatsachen, welche jetzt, da sie beseitigt sind, selbst von Jenen verurtheilt werden, welche ehemals aus ihnen Nutzen zogen. Die bloße Versicherung einer betheiligten Partei kann die Frage nicht entscheiden. Die arbeitenden Classen haben das Recht zu verlangen, daß das ganze Gebiet der socialen Einrichtungen von neuem geprüft und jede Frage so erwogen werde, als ob sie jetzt zum ersten Male aufgeworfen würde, wobei man nie vergessen darf, daß es nicht Jene zu überzeugen gilt, welche ihr Lebensbehagen und ihr Ansehen dem gegenwärtigen Systeme verdanken, sondern Jene, welche ohne jedes Sonder-Interesse nur von dem Streben nach voller Gerechtigkeit und nach Förderung des Gesammtwohls beseelt sind. Es sollte das Ziel der Untersuchung sein, festzustellen, welcherlei Verfügungen in Bezug auf das Eigenthum ein vorurtheilsfreier, zwischen Besitzenden und Nicht-Besitzenden völlig unparteiisch in der Mitte stehender Gesetzgeber treffen würde, dieselben nur mit solchen Gründen zu vertheidigen und zu rechtfertigen, welche für einen derartigen Gesetzgeber wirklich bestimmend wären, und nicht mit solchen, die den Eindruck machen, daß sie zu Gunsten des bereits Bestehenden zusammengesucht sind. Alle Rechte oder Privilegien des Eigenthums, welche dieser Prüfung nicht Stand halten, werden — früher oder später — aufgegeben werden müssen. Außerdem sollten

alle Einwendungen gegen die Institution des Eigenthums selbst unparteiisches Gehör finden. Alle die Uebel und Mißstände, welche mit der Einrichtung, selbst in ihrer besten Gestalt, verknüpft sind, sollten freimüthig eingeräumt werden, und die beste Abhilfe oder Linderung, welche menschlicher Scharfsinn zu erdenken vermag, dagegen zur Anwendung kommen. Endlich sollten alle, welchen Namen immer habenden, Entwürfe, die von Socialreformatoren vorgebracht wurden, um die durch die Einrichtung des Eigenthums bezweckten Vortheile ohne deren Uebelstände zu erreichen, mit gleicher Unbefangenheit geprüft und keiner derselben von vornherein als ungereimt oder unausführbar verworfen werden.

Die Einwürfe der Socialisten gegen die bestehende Gesellschafts-Ordnung.

Wie bei allen Reformvorschlägen zwei Stücke in Betracht zu ziehen sind, nämlich was von der Umgestaltung betroffen werden und worin die Umgestaltung bestehen soll, so sind auch am Socialismus, als Ganzes genommen, und an jeder seiner Abarten für sich, zwei Seiten zu unterscheiden: die kritische oder zerstörende und die positive oder schaffende. Wir haben zunächst das Urtheil des Socialismus über die bestehenden Einrichtungen und Uebungen und über deren Erfolge, und an zweiter Stelle die mannigfachen Pläne in's Auge zu fassen, welche derselbe entworfen hat, um zu Vollkommenerem zu gelangen. In Betreff des ersten Punktes stimmen alle die verschiedenen socialistischen Schulen überein. Die Einwendungen, die sie gegen die bestehende wirthschaftliche Ordnung der Gesellschaft erheben, sind fast genau dieselben. Bis zu einem gewissen Punkte fallen auch ihre allgemeinen Vorstellungen von der Abhilfe, die dagegen zu treffen ist, zusammen; aber in den Einzelheiten gehen ihre Meinungen, trotz dieser allgemeinen Uebereinstimmung, weit aus einander. Wenn wir daran gehen, uns ein Urtheil über ihre Lehren zu bilden, werden wir es ebenso naturgemäß als zweckdienlich finden, mit dem negativen, ihnen allen gemeinsamen, Theile derselben zu beginnen und von ihren Meinungsverschiedenheiten erst dann zu handeln, wenn wir zu ihren positiven Bestrebungen gelangen, in denen allein sich ernste Differenzpunkte zwischen ihnen ergeben.

Dieser erste Theil unserer Aufgabe bietet keinerlei Schwierigkeiten, da er blos in einer Aufzählung vorhandener Uebel besteht. An diesen ist wahrlich kein Mangel und die Mehrzahl von ihnen liegt klar und unverhüllt zu Tage. Ja, viele darunter bilden die alltäglichsten Gemeinplätze der Moralisten, obwohl die Wurzeln derselben in eine Tiefe hinabreichen, zu der die Moralisten nur selten vorzudringen versuchen. Sie sind von so mannigfaltiger Art, daß die einzige Schwierigkeit darin liegt, ein annähernd erschöpfendes Verzeichniß derselben zu geben. Wir werden uns für den Augenblick damit begnügen, einige wenige von den wichtigsten zu erwähnen. Eines aber muß der Leser fortwährend im Auge behalten. Wenn ein Punkt der Aufzählung nach dem anderen vor seinem geistigen Auge vorüberzieht, und wenn er eine Thatsache nach der anderen, die er zu den Naturnothwendigkeiten zu rechnen gewohnt war, zur Anklage gegen die socialen Einrichtungen verwendet sieht, hat er kein Recht, das Verfahren ein unbilliges zu schelten und zu versichern, daß die gerügten Uebelstände dem Menschen und der Gesellschaft nothwendig anhaften und durch keinerlei sociale Anordnungen zu beseitigen seien. Denn das hieße nichts anderes thun, als die strittige Frage umgehen. Niemand gesteht bereitwilliger zu als die Socialisten — ja sie behaupten es sogar mit weit mehr Entschiedenheit, als durch den wirklichen Sachverhalt gerechtfertigt scheint — daß die Uebel, über welche sie Beschwerde führen, innerhalb der gegenwärtigen Verfassung der Gesellschaft keine Heilung gestatten. Sie wollen, daß man erwäge, ob sich nicht irgend eine andere Form der Gesellschaft ausfindig machen ließe, welcher diese Uebelstände gar nicht oder in viel geringerem Maße anhaften würden. Alle diejenigen, welche die gegenwärtige Ordnung der Gesellschaft, als ein Ganzes, angreifen, und die Möglichkeit einer vollständigen Umgestaltung in's Auge fassen, haben das Recht, alle die Uebelstände, welche sich gegenwärtig in der Gesellschaft vorfinden, als Argumente zu Gunsten ihrer Sache aufzuführen, gleichviel ob die socialen Einrichtungen an ihnen Schuld zu tragen scheinen oder nicht, — vorausgesetzt, daß sie nicht das Ergebniß von Naturgesetzen sind, denen menschliche Macht nicht gewachsen ist oder die Wissenschaft noch nicht zu begegnen gelernt hat. Moralische und solche physische Uebelstände, welche beseitigt wären, wenn alle Menschen handelten, wie sie sollten, lassen sich füglich gegen den Zustand der Gesellschaft, welcher sie zuläßt, in's Feld führen, und können so lange als triftige Argumente gelten, bis der Nachweis geführt wird, daß jeder andere Zustand der Gesellschaft ein

gleiches oder ein größeres Maß von derartigen Uebeln in seinem Gefolge hätte. Nach der Meinung der Socialisten haben die gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtungen in Betreff des Eigenthums und der Hervorbringung und Vertheilung des Vermögens, als Mittel zur Förderung des allgemeinen Wohls betrachtet, ihre Aufgabe völlig verfehlt. Sie sagen, daß diese Einrichtungen einer ungeheuren Masse von Elend und Schlechtigkeit gegenüber sich machtlos erweisen; daß das moralische oder physische Gute, was sie zu Wege bringen, im Vergleiche zur aufgewandten Mühe, erbärmlich gering ist, und daß selbst dieses wenige Gute durch Mittel erzeugt wird, welche an verderblichen Consequenzen, sittlicher wie physischer Art, überaus ergiebig sind.

Obenan unter den bestehenden socialen Uebeln steht die Armuth. Die Institution des Eigenthums wird hauptsächlich darum gerühmt und vertheidigt, weil man in ihr das Mittel erblickt, durch welches der Arbeit und Genügsamkeit ihre Belohnung gesichert und die Menschheit in den Stand gesetzt wird, sich über die Stufe der Dürftigkeit zu erheben. Dieß mag sich wirklich so verhalten, und die meisten Socialisten gestehen zu, daß es sich in früheren Perioden der Geschichte so verhielt. Aber wenn diese Einrichtung, so sagen sie, in dieser Hinsicht nicht mehr oder nichts Vollkommeneres leisten kann, als sie bisher geleistet hat, dann ist ihr Leistungsvermögen ein sehr beschränktes zu nennen. Wie klein ist nicht, selbst in den civilisirtesten Ländern Europa's, der Bruchtheil der Bevölkerung, welchem ein nur einigermaßen nennenswerther persönlicher Vortheil aus den Segnungen des Eigenthums erwächst! Man kann sagen, daß auch die Anderen ihr tägliches Brod entbehren müßten, wenn sich nicht Eigenthum in den Händen ihrer Arbeitgeber vorfände; aber wenn man dieß auch einräumt, so ist doch das tägliche Brod das Einzige, was sie haben, und dieß oft in unzureichender Menge, fast immer von ungenügender Güte, und ohne jede Sicherheit, daß sie es in Zukunft überhaupt erhalten werden; denn ein überaus großer Theil der arbeitenden Classen ist zu irgend einer Lebens-Epoche (wenigstens zeitweilig) auf öffentliche oder private Mildthätigkeit angewiesen, und die Gesammtheit ist stets der Gefahr ausgesetzt, in eine derartige Lage zu gerathen. Es wäre überflüssig, hier den Jammer der Armuth zu schildern, oder die Anzahl von Menschen, welche selbst in den fortgeschrittensten Ländern in dauernder Weise den aus ihr entspringenden physischen und moralischen Leiden preisgegeben sind, abschätzen zu wollen. Dieß mag den Philanthropen überlassen bleiben, welche dieses Elend mit hinreichend starken Farben

ausgemalt haben. Für uns genüge die Bemerkung, daß im civilisirten Europa, und selbst in England und Frankreich, der Zustand großer Massen von Menschen ein elenderer ist, als bei den meisten uns bekannt gewordenen Stämmen von Wilden.

Man kann einwenden, daß Niemand ein Recht habe, sich über dieses harte Loos zu beschweren, weil es nur Solche trifft, die wegen ihrer geringeren Thatkraft oder Klugheit von Anderen überholt werden. Aber selbst wenn dieß wahr wäre, läge darin doch nur ein recht armseliger Trost. Wenn ein Nero oder Domitian hundert Menschen zwingen würde, einen Wettlauf zu unternehmen, bei welchem die fünfzig oder zwanzig zuletzt Ankommenden dem Tode verfallen sollten, so wäre das Unrecht darum kein geringeres, weil die Stärksten oder die Flinksten sicher wären, wenn kein ungünstiger Zufall sie aufhält, zu entrinnen. Das Jammervolle und Verbrecherische bestünde darin, daß überhaupt irgend welche dem Tode verfielen. Nicht anders steht es im Haushalt der Gesellschaft; wenn es irgend welche Menschen giebt, welche unter materiellen Entbehrungen oder sittlicher Herabwürdigung leiden, deren leibliche Bedürfnisse entweder gar nicht oder in einer Weise, die nur thierischen Geschöpfen genügen kann, befriedigt werden, so beweist dieß, wenngleich nicht nothwendiger Weise ein Verbrechen der Gesellschaft, so doch pro tanto einen Mißerfolg ihrer Einrichtungen. Und es heißt zum Unglück nur den Hohn hinzufügen, wenn man eine Verkleinerung des Uebels darin erblicken will, daß die also Leidenden die in moralischer oder physischer Hinsicht schwächeren Mitglieder des Gemeinwesens sind. Ist denn die Schwäche eines Wesens ein Grund, Leiden über dasselbe zu verhängen? Gewährt sie nicht vielmehr einen geradezu unabweislichen Anspruch auf Schutz vor Leiden? Könnten die Glücklichen, wenn ihr Geist und Gemüth von der rechten Art wäre, ihres Glückes froh werden, wenn um dieses Glückes willen auch nur einem einzigen Menschen in ihrer Nähe aus einer anderen Ursache als durch eigenes Verschulden die Bedingungen eines begehrenswerthen Daseins entzogen würden?

Es giebt eine Bedingung, unter welcher, falls sie zutreffen sollte, die socialen Einrichtungen von jeder Verantwortlichkeit für die erwähnten Uebel freigesprochen werden müßten. Da die menschliche Gattung keine anderen Mittel zur Sicherung einer genußreichen Existenz, oder der Existenz überhaupt, hat, als sie durch ihre eigene Arbeit und Enthaltsamkeit hervorbringt, so entfiele jeder Grund zur Beschwerde gegen die Gesellschaft, wenn Jeder,

der bereit ist, einen angemessenen Theil dieser Arbeit und Enthaltsamkeit auf sich zu nehmen, auch einen angemessenen Antheil an dem Ertrage derselben erhielte. Aber ist dieß der Fall? Ist nicht vielmehr das Gegentheil davon der Fall? Anstatt daß die Belohnung der Arbeit und Enthaltsamkeit des Einzelnen entspräche, steht sie nahezu in umgekehrtem Verhältnisse zu derselben: diejenigen, welche an Arbeit und Enthaltsamkeit am meisten leisten, erhalten am wenigsten. Sogar die arbeitsscheuen, gedanken- und gewissenlosen Armen, von denen man am ehesten behaupten kann, daß sie ihre Lage selbst verschulden, unterziehen sich oft größerer und schwererer Arbeit, nicht nur als diejenigen, welche zu wirthschaftlicher Unabhängigkeit geboren sind, sondern selbst als fast alle besser entlohnten unter denen, die ihren Unterhalt erwerben; ja, die, wenn auch unzulängliche, Selbstbeherrschung, der sich der arme Arbeitsmann unterzieht, kostet ihm mehr Opfer und Anstrengung, als fast jemals von den begünstigteren Mitgliedern der Gesellschaft erfordert wird. Jeder Gedanke einer austheilenden Gerechtigkeit, oder eines angemessenen Verhältnisses zwischen Erfolg und Verdienst, oder zwischen Erfolg und Anstrengung, ist bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft so augenscheinlich chimärischer Art, daß man ihn in das Reich der Träume verweisen muß. Allerdings ist das Loos des Einzelnen nicht ganz unabhängig von seiner Tugend und seiner Einsicht; diese wirken in der That zu seinen Gunsten, aber sie thun dieß in viel geringerem Maße als viele andere Dinge, die mit Verdienst nicht das Mindeste zu schaffen haben. Der großen Mehrzahl fällt ihr Loos durch die Geburt zu. Einige werden zu Reichthum ohne Arbeit geboren, Andere zu Stellungen, in denen sie durch Arbeit reich werden können, die große Mehrheit zu harter Arbeit und lebenslanger Armuth, gar Viele zum Elend. Zunächst nach der Geburt entscheiden Zufall und Gelegenheit über den Erfolg im Leben. Wenn es Jemandem, der nicht zu Reichthum geboren ist, gelingt, solchen zu erwerben, so hat sein Fleiß und seine Geschicklichkeit an diesem Erfolge gewöhnlich einen Antheil; aber Fleiß und Geschicklichkeit allein hätten dazu nicht ausgereicht, wenn nicht auch eine Gunst der Umstände und Zufälle mitgewirkt hätte, wie diese nur wenigen Menschen zu Theil wird. Wenn es wahr ist, daß Manchen ihre Tugenden bei ihrem Fortkommen zu gute kommen, so gereichen Anderen, und vielleicht ebenso Vielen, ihre Laster zum Vortheil: ihre Kriecherei und ihr Intriguengeist, ihre hartherzige knickerische Selbstsucht, desgleichen der Spielgeist, die erlaubten Lügen und Kniffe des kaufmännischen Verkehrs, und nicht

selten auch die ächte und rechte Schurkerei. Thatkraft und Talent sind für den Erfolg im Leben von viel größerem Belang als Tugend; und wenn der Eine dadurch sein Glück macht, daß er seine Thatkraft und sein Talent einem Unternehmen widmet, das allgemeinen Nutzen bringt, so gedeiht dagegen ein Anderer, indem er dieselben Eigenschaften dazu verwendet, einen Rivalen aus dem Sattel zu heben und zu Grunde zu richten. Das Aeußerste, was ein Moralist zu behaupten wagen kann, ist dieß, daß unter sonst gleichen Umständen Ehrlichkeit die beste Politik ist, und daß bei Gleichheit der übrigen Vortheile die Aussichten des ehrlichen Mannes günstiger stehen als jene des Schuftes; aber selbst dieß ist in vielen Lagen und Lebensstellungen fraglich, und von mehr als diesem kann überhaupt keine Rede sein. Man kann nicht behaupten, daß die Ehrlichkeit als Förderungsmittel auch nur so viel zählt, als der Vorsprung um eine einzige Sprosse auf der Stufenleiter der Gesellschaft. Der Zusammenhang zwischen Glück und Wohlverhalten ist der Hauptsache nach folgender: es giebt einen Grad der Schlechtigkeit oder vielmehr einiger Arten von Schlechtigkeit, welcher die reichste Gunst des Schicksals wettzumachen vermag; aber das Gegenstück zu diesem Satze fehlt: bei der Lage, in der sich die meisten Menschen befinden, ist auch der höchste Grad des Wohlverhaltens häufig unvermögend, sie ohne die Mithilfe glücklicher Zufälle in der Welt emporzuheben.

Dieses Uebel also, große Armuth, und zwar eine Armuth, welche mit dem Verdienste sehr wenig zu thun hat, ist der erste große Mißerfolg der bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft. Der zweite ist das menschliche Mißverhalten: Verbrechen, Laster und Thorheit mit all den Leiden, die sie in ihrem Gefolge haben. Denn nahezu alle Arten des menschlichen Mißverhaltens, es mag sich um Vergehen gegen uns selbst oder gegen Andere handeln, lassen sich auf eine von drei Ursachen zurückführen: auf Armuth und die sie begleitenden Versuchungen bei der großen Menge, auf Müssiggang und Mangel an Beschäftigung bei den Wenigen, deren Lebensumstände sie nicht zur Arbeit nöthigen, und auf schlechte oder mangelnde Erziehung bei Beiden. Die beiden ersten Factoren müssen zum mindesten als Mißerfolge der socialen Einrichtungen angesehen werden, während man im dritten jetzt allgemein das Verschulden — man möchte fast sagen, die verbrecherische Schuld — derselben Einrichtungen erkennt. Ich behandle den Gegenstand hier nur obenhin und in großen Zügen; eine tiefere Erforschung der Quellen menschlicher Charaktermängel und Irrungen würde viel deutlicher das ursächliche Band darlegen, welches dieselben mit

einer fehlerhaften Organisation der Gesellschaft verknüpft, aber freilich auch die Bedingtheit dieses mangelhaften Zustandes der Gesellschaft durch einen unentwickelten Zustand des menschlichen Geistes darthun.

Bei diesem Punkte machten die bloßen Gleichmacher früherer Zeiten in der Aufzählung der Uebel der Gesellschaft Halt; ihre tieferblickenden Nachfolger aber, die heutigen Socialisten, gehen weiter. In ihren Augen ist die ganze eigentliche Basis des menschlichen Lebens, wie es gegenwärtig bestellt ist, das Grundprincip, welches die Erzeugung und Vertheilung aller materiellen Güter beherrscht, seinem inneren Wesen nach verwerflich und gesellschaftsfeindlich. Es ist dieß der Grundsatz des Individualismus und der Concurrenz: Jeder für sich und gegen alle Anderen. Derselbe ist auf den Widerstreit, nicht auf die Harmonie der Interessen gegründet, und unter seiner Herrschaft ist es der Kampf, der Jedem seinen Platz anweist: er drängt Andere zurück oder wird von ihnen zurückgedrängt. Die Socialisten betrachten dieses System des Privatkrieges (wie man es nennen möchte) zwischen einem Jeden und allen Anderen als besonders verhängnißvoll in wirthschaftlicher wie in sittlicher Rücksicht. Vom Standpunkt der Moral sind dessen Uebel augenfällig. Ihm entstammt Neid, Haß und jede Art der Lieblosigkeit, es macht Jedermann zum natürlichen Feind aller Anderen, welche seinen Pfad kreuzen, und Jedermann muß dieß fortwährend von Jedem erwarten. Unter dem gegenwärtigen System kann kaum irgend Einer gewinnen, ohne daß ein Anderer oder viele Andere verlieren oder ihre Hoffnungen getäuscht sehen. In einer wohleingerichteten Gesellschaft müßten die vom Erfolg gekrönten Bemühungen des Einen jedem Anderen zum Vortheil gereichen, während jetzt das Gegentheil stattfindet; und die Quelle des größten Gewinnes ist die schlimmste von allen, der Tod: der Tod jener Wesen, welche uns am nächsten stehen und am theuersten sein sollten. In Betreff seiner rein ökonomischen Wirksamkeit erfährt der Grundsatz der individuellen Concurrenz von Seiten der Social-Reformatoren eine nicht minder unbedingte Verurtheilung, wie in sittlicher Rücksicht. In der Concurrenz der Arbeiter erblicken sie die Ursache der niedrigen Arbeitslöhne, in der Concurrenz der Producenten die Ursache des Ruins und Bankerottes, und beide Uebel — so behaupten sie — besitzen die Tendenz, in dem Maße als Bevölkerung und Vermögen zunehmen, beständig zu wachsen. Nach ihrer Meinung schädigt dieser Proceß Alle, mit Ausnahme der großen Landeigenthümer, der Besitzer von fixen Geldeinkommen und einiger weniger großer Capitalisten, deren Reichthum

sie nach und nach in den Stand setzt, alle anderen Producenten an Wohlfeilheit zu überbieten, alle Unternehmungen der Gewerbthätigkeit unter ihre Herrschaft zu bringen, alle concurrirenden Arbeitgeber vom Markte zu verdrängen, und die Arbeiter in eine Art von Sclaven oder Leibeigenen zu verwandeln, welche in Betreff ihrer Subsistenzmittel von ihnen abhängen und gezwungen sind, diese unter jenen Bedingungen entgegenzunehmen, die es ihnen zu stellen beliebt. Mit einem Wort: die Gesellschaft eilt, nach der Ansicht dieser Denker, einer neuen Art von Feudalherrschaft, jener der großen Capitalisten, entgegen.

Da ich in späteren Abschnitten dieses Buches reichliche Gelegenheit finden werde, meine eigene Meinung über diese und viele andere mit ihnen verknüpfte und ihnen untergeordnete Themen auszusprechen, will ich jetzt ohne weitere Vorbereitung daran gehen, die Ansichten hervorragender Socialisten über die bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft in einer Auswahl von Stellen aus ihren Schriften darzulegen. Ich wünsche zunächst nur als ein Berichterstatter zu gelten, der die Ansichten Anderer mittheilt. Es wird sich später zeigen, wie viel von dem, was ich anführe, mit meinen eigenen Ueberzeugungen zusammentrifft oder denselben widerspricht.

Die klarste, bündigste, bestimmteste und detaillirteste Formulirung der Anklagen, welche die Socialisten im Allgemeinen mit Bezug auf das wirthschaftliche Gebiet der menschlichen Angelegenheiten gegen die bestehende Gesellschafts-Ordnung erheben, findet sich in dem kleinen Werke von Louis Blanc, betitelt „Organisation du travail". Meine ersten hierauf Bezug habenden Anführungen sollen daher dieser Abhandlung entnommen sein.

„Die Concurrenz ist für das Volk ein System der Ausrottung."*)

„Ist der Arme ein Mitglied oder ein Feind der Gesellschaft? Wir bitten um Antwort."

„Rings um sich findet er den Boden in Beschlag genommen. Darf er die Erde zu seinem eigenen Nutzen bebauen? Nein; denn das Recht des ersten Besitzergreifers ist Eigenthumsrecht geworden. Darf er die Früchte pflücken, welche die Hand Gottes auf dem Pfade der Menschen reifen läßt? Nein; denn die Früchte sind gleich dem Boden Eigenthum geworden. Darf er sich der Jagd oder dem Fischfang widmen? Nein; denn das ist ein Recht, welches die Regierung verpachtet. Darf er Wasser schöpfen aus einer Quelle, welche inmitten eines Feldes liegt? Nein; denn der Eigenthümer des Feldes ist Kraft des Zuwachsrechtes auch Besitzer der Quelle. Darf er, sterbend vor Hunger und Durst, die Hand ausstrecken, um das Mitleid seiner Nebenmenschen anzurufen? Nein; denn es giebt Gesetze gegen den Bettel. Darf

---

*) L. Blanc, Organisation du travail, 4. Aufl., 1845, S. 7.

er, obdachlos und von Müdigkeit erschöpft, sein Haupt auf das Straßenpflaster niederlegen, um zu schlafen? Nein; denn es giebt Gesetze gegen das Vagabundenthum. Darf er dieß grausame Vaterland, in dem ihm alles versagt wird, fliehen und seinen Lebensunterhalt fern von dem Orte suchen, wo seine Wiege stand? Nein; denn es ist nicht gestattet, in die Fremde zu ziehen, außer unter gewissen Bedingungen, die er unmöglich erfüllen kann."

„Was wird dieser Unglückliche beginnen? Er wird sagen: 'Ich habe zwei Arme, um zu arbeiten, ich habe Verstand, Jugend und Stärke; nehmt all dieß und gebt mir dafür ein Stückchen Brod'. So thun und sagen heute die Proletarier. Aber selbst hier kann er die Antwort hören: 'Ich habe Dir keine Arbeit zu geben'. Und was kann er dann beginnen? . . . ."

„Was ist die Concurrenz vom Standpunkt des Arbeiters?*) Sie ist die Versteigerung der Arbeit. Ein Unternehmer braucht einen Arbeiter; drei bieten sich ihm an. 'Wie viel verlangst Du für Deine Arbeit'? — 'Drei Francs, ich habe Weib und Kind zu ernähren'. — 'Gut, und Du'? — 'Zwei Francs und einen halben. Ich habe ein Weib, aber keine Kinder'. — 'Vortrefflich. Und Du'? — 'Mir genügen zwei Francs. Ich stehe allein'. — 'Du bist mein Mann'. — Es ist geschehen, der Handel ist geschlossen. — Was wird nun mit den beiden zurückgewiesenen Arbeitern geschehen? Wir wollen hoffen, daß sie ruhig verhungern werden. Aber wenn sie Diebe werden sollten? Oh, es ist nichts zu besorgen, dafür haben wir die Polizei. Und wenn Mörder? Dafür haben wir den Henker. Was den glücklichsten von den Dreien betrifft, so wird sein Triumph vielleicht nicht lange währen. Es kann ein Vierter kommen, der kräftig genug ist, um jeden zweiten Tag zu fasten, und dann gleitet der Preis rasch das letzte Stück der schiefen Ebene herab, dann giebt es einen neuen Pariah, vielleicht einen neuen Recruten für die Galeere."

„Wird man uns entgegnen, daß diese traurigen Ergebnisse auf Uebertreibung beruhen, daß sie jedenfalls nur dann möglich sind, wenn die Arbeit nicht für alle Arme ausreicht, welche Arbeit suchen? Dann will ich meinerseits fragen, ob vielleicht die Concurrenz in sich selbst die Kraft trägt, das Eintreten dieses mörderischen Mißverhältnisses zu verhüten? Wer kann mir bei der ungeheuern, durch die allgemeine Concurrenz geschaffenen Verwirrung dafür einstehen, daß, wenn das eine Gewerbe Mangel an Arbeitskräften hat, ein anderes nicht mit solchen überladen ist? Und wenn von vier und dreißig Millionen Menschen auch nur zwanzig genöthigt sind zu stehlen um zu leben, so reicht dieß hin, um das Princip zu verdammen."

„Aber wer wäre so blind, nicht einzusehen, daß unter der Herrschaft der uneingeschränkten Concurrenz das stetige Sinken der Arbeitslöhne nothwendig eine allgemeine Thatsache und durchaus kein ausnahmsweises Vorkommniß ist? Giebt es etwa eine Grenze für die Bevölkerung, welche dieselbe niemals überschreiten kann? Steht es vielleicht in unserer Macht, zur Industrie, die den Launen der individuellen Selbstsucht preisgegeben ist, zu dieser Industrie, welche einem mit Trümmern bedeckten Meere gleicht, zu sagen: 'Bis hieher und nicht weiter'? Die Bevölkerung mehrt sich unabläßig. Gebietet doch der Mutter des Armen, unfruchtbar zu werden und hadert mit Gott, der sie fruchtbar werden ließ; denn wenn ihr das nicht thut, wird der Ringplatz bald zu enge sein für die Masse der Kämpfer! Eine Maschine ist erfunden worden; gebietet doch, daß man sie zerbreche und thut die Wissenschaft in

*) a. a. O. S. 9.

Bann; denn sonst werden die tausend Arbeiter, welche die neue Maschine verdrängt, bei der nächsten Werkstätte anpochen und die Löhne ihrer Cameraden herabdrücken. Ein consequentes Sinken der Arbeitslöhne, das schließlich zur Vernichtung einer gewissen Zahl von Arbeitern führt, das ist die unvermeidliche Folge der freien Concurrenz. Sie ist ein System der Gewerbthätigkeit, durch welches die Arbeiter gezwungen sind, sich wechselseitig auszurotten."

„Wenn es eine unbestreitbare Thatsache giebt, so ist es die, daß die Bevölkerungszunahme unter den Armen viel rascher vor sich geht, als unter den Reichen*). Der Statistik zufolge betragen die Geburten in den reichsten Stadttheilen von Paris nur ein Zweiunddreißigstel der Bevölkerung, während sie sich in anderen Quartieren bis auf ein Sechsundzwanzigstel erheben. Dieses Mißverhältniß ist eine allgemeine Thatsache, und Hr. Sismondi hat in seinem Werke über politische Oekonomie eine sehr gute Erklärung für sie gegeben, indem er sie der Unfähigkeit der Tagelöhner zuschreibt, sich von Hoffnung und von Vorbedacht beeinflussen zu lassen. Nur der, welcher sich als Herr des nächsten Tages weiß, kann die Zahl seiner Kinder der Größe seines Einkommens anpassen; aber wer nur von einem Tag zum andern lebt, der trägt das Joch eines geheimnißvollen Fatalismus, dem er seine Nachkommen weiht, wie er ihm selbst geweiht ward. Ueberdieß giebt es Armenhäuser, welche die Welt mit einer wahren Ueberschwemmung von Bettlern bedrohen? Welches Mittel haben wir, um diesem Unheil zu entgehen? . . . . Ist es doch einleuchtend, daß jede Gesellschaft, in der die Lebensmittel weniger rasch zunehmen als die Anzahl der Menschen, am Rande eines Abgrundes steht." . . . . .

„Concurrenz erzeugt Elend, das ist durch Zahlen bewiesen**). Das Elend ist entsetzlich fruchtbar, auch das ist durch Zahlen bewiesen. Die Fruchtbarkeit des Armen stößt unglückliche Geschöpfe in's Leben hinaus, welche Arbeit benöthigen und keine finden können; dieß ist wiederum durch Zahlen bewiesen. Eine Gesellschaft, die so weit gekommen ist, hat nur die Wahl, die Armen zu tödten oder sie ohne Gegenleistung zu erhalten; sie hat die Wahl zwischen Grausamkeit und Wahnsinn."

So viel in Betreff der Armen. Wir wenden uns nun zu den Mittelclassen.

„Wohlfeilheit, das ist das große Wort, in welches sich, nach den Volkswirthen aus der Schule der Say's und Smith's, alle Vortheile der freien Concurrenz zusammenfassen lassen***). Aber warum steift man sich darauf, die Wirkungen der Wohlfeilheit nur mit Rücksicht auf den augenblicklichen Vortheil, welchen sie dem Consumenten gewährt, in's Auge zu fassen? Die Wohlfeilheit nützt den Consumenten nur, indem sie den Samen der verderblichsten Anarchie unter den Producenten ausstreut. Die Wohlfeilheit ist die Keule, mit der die reichen Producenten ihre ärmeren Rivalen zermalmen. Die Wohlfeilheit ist der Hinterhalt, in den die verwegenen Speculanten die Männer der harten Arbeit locken. Die Wohlfeilheit ist das Todesurtheil des Fabricanten, der nicht die Kosten einer theuern Maschine bestreiten kann, welche seine reicheren Nebenbuhler sich mit Leichtigkeit verschaffen

*) a. a. O. S. 53.
**) Ebend. S. 59.
***) Ebend. S. 59.

können. Die Wohlfeilheit ist der Büttel des Monopols, sie ist der Schlund, welcher den kleinen Fabricanten, den kleinen Händler, den kleinen Besitzer verschlingt. Sie ist mit einem Worte die Vernichtung der Mittelclassen zu Gunsten einiger industrieller Oligarchen."

„Sollten wir also die Wohlfeilheit an und für sich als ein Unheil betrachten? Niemand würde wagen, solchen Widersinn zu behaupten. Aber es ist die Eigenthümlichkeit der schlechten Principien, Gut in Böse zu verwandeln und alles zu verfälschen. Unter dem System der Concurrenz ist die Wohlfeilheit nur ein kurzlebiger und trügerischer Segen. Sie erhält sich so lange, als der Kampf währt; sobald der Reichste alle seine Rivalen aus dem Felde geschlagen hat, beginnen die Preise wieder zu steigen. Die Concurrenz führt zum Monopol; aus demselben Grunde führt die Wohlfeilheit zur höchsten Anspannung der Preise. So wird das, was zuerst eine Waffe im Kampfe der Producenten unter einander war, früher oder später eine Ursache der Verarmung für die Consumenten selbst. Und wenn wir zu dieser Ursache alle anderen bereits aufgezählten, darunter in erster Linie die schrankenlose Volksvermehrung, hinzunehmen, müssen wir nothgedrungen die Verarmung der Masse der Consumenten als eine directe Folge der Concurrenz anerkennen."

„Aber dieselbe Concurrenz, welche die Quellen des Consums versiegen zu machen strebt, treibt andererseits die Production zu einer fieberhaften Thätigkeit. Die Verwirrung, welche der Kampf Aller gegen Alle hervorruft, entzieht jedem Producenten die Kenntniß des Marktes. Er muß im Finstern erzeugen, und für den Absatz seiner Waaren sich auf den Zufall verlassen. Warum sollte er sich also eine Beschränkung auferlegen, zumal es ihm freisteht, seine Verluste auf die in so hohem Maße nachgiebigen Arbeitslöhne zu übertragen. Nicht einmal diejenigen, welche mit Verlust arbeiten, stellen die Production ein, weil sie ihre Maschinen, Geräthschaften, Rohstoffe und Gebäude nicht brach liegen lassen und den Rest ihrer Kundschaft nicht aufgeben wollen; und da die Industrie unter der Herrschaft des Princips der Concurrenz nur mehr ein Hazardspiel ist, will der Spieler nicht auf die Aussicht verzichten, durch einen glücklichen Wurf wieder emporzukommen."

„Daraus folgt also, und wir wüßten diesen Punkt nicht nachdrücklich genug hervorzuheben, daß die Concurrenz die Production zur Zunahme und den Verbrauch zur Abnahme zwingt, daß sie das genaue Gegentheil von dem bewirkt, was das Ziel der ökonomischen Wissenschaft ist, und daß sie demnach nicht blos eine Bedrückung ist, sondern auch eine Thorheit."

. . . .

„Um nicht bei Gemeinplätzen und bei solchen Wahrheiten zu verweilen, welche gerade ihrer Wahrheit wegen den Eindruck bloßer Phrasen machen, habe ich nichts von der schrecklichen sittlichen Fäulniß gesagt, welche die heutige Organisation — oder vielmehr Desorganisation — der Industrie in das Herz des Bürgerthums getragen hat*). Alles ist käuflich geworden, und die Concurrenz ist selbst bis in das Reich der Gedanken vorgedrungen."

„Die Werkstätte erdrückt durch die Fabrik; der bescheidene Laden verdrängt durch das prunkhafte Waarenlager; der Handwerker, der sein eigener Herr ist, ersetzt durch den Tagelöhner, der es nicht ist; die Arbeit des Spatens durch die Arbeit des Pfluges beseitigt und dadurch das Feld des armen

---

*) a. a. O. S. 65.

Mannes unter die schmähliche Herrschaft des Wucherers gebracht; die Bankerotte vermehrt; die Gewerbthätigkeit durch die regellose Ausdehnung des Credits in ein Spiel des Zufalls verwandelt, bei welchem Niemand, selbst nicht der Schurke, des Gewinnes sicher ist; und endlich durch diese riesige Verwirrung, welche so sehr dazu angethan ist, Mißtrauen, Eifersucht, Haß in jeder Seele zu wecken, alle hochherzigen Bestrebungen allmählich ertödtet und alle Quellen der Treue, der Hingebung, der Poesie ausgetrocknet: dieß ist das entsetzliche, aber nur allzu wahrhafte Gemälde der Erfolge, welche die Anwendung des Princips der Concurrenz erzielt hat."

Die Fourieristen zählen durch ihren hervorragendsten Wortführer, Hrn. Considérant, die Uebel der bestehenden Civilisation in nachstehender Reihenfolge auf.

Für's Erste werfen sie ihr vor, daß sie einen ungeheuern Betrag von Arbeit und menschlicher Thatkraft unproductiv oder zu Zwecken der Zerstörung verwendet *).

„Da ist zunächst das Heer, welches in Frankreich, wie in allen anderen Ländern, die stärksten und gesündesten, eine große Anzahl der begabtesten und intelligentesten Männer und einen ansehnlichen Theil der öffentlichen Einkünfte an sich reißt . . . . Der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft züchtet in seiner unlauteren Atmosphäre eine unzählige Menge von Auswürflingen, deren Arbeit nicht nur unproductiv, sondern geradezu destructiv zu nennen ist, wie: Abenteurer, Prostituirte, Leute ohne nachweisbaren Erwerb, Bettler, Sträflinge, Schwindler, Diebe und andere, deren Zahl eher in Zunahme als in Abnahme begriffen ist."

„Zu der Liste von unproductiven Arbeitern, welche die heutige Einrichtung der Gesellschaft erfordert, sind noch hinzuzufügen die als Obrigkeiten, als Advocaten, in den Gerichtshöfen Beschäftigten, die Polizei, Kerkermeister, Henker u. s. w. — lauter Verrichtungen, welche die heutige Gesellschaft nicht entbehren kann."

„Ebenso die Mitglieder der sogenannten 'guten Gesellschaft'; alle die ihr Leben mit Nichtsthun zubringen; die Müssiggänger aus allen Ständen."

„Ebenso die zahllosen Zollbeamten, Steuereinnehmer, Accisebeamten; kurz, das ganze Heer von Leuten, welche beaufsichtigen, Rechnung führen, nehmen, aber nichts erzeugen."

„Ebenso die Arbeiten der Sophisten (Philosophen, Metaphysiker, Politiker) — welche auf Irrwegen wandeln, welche nichts thun, um die Wissenschaft zu fördern und nichts hervorbringen außer Aufregung und unfruchtbaren Wortstreit; der Redeschwall der Advocaten, Vertheidiger, Zeugen &c."

„Und endlich alle kaufmännische Thätigkeit, von der der Banquiers und Mäkler bis zu jener des Krämers hinter seinem Ladentisch."

Zweitens behaupten sie, daß selbst die Thätigkeit und die Kräfte, welche unter dem gegenwärtigen System auf die Produc-

*) Considérant, Destinée Sociale. tome I. p. 35, 36, 37, 3me éd. Paris, 1848. [= p. 52—55 der zweiten Auflage (1847), die uns allein zu Gebote stand.]

tion verwendet werden, blos einen kleinen Theil von dem hervorbringen, was sie bei besserer Ausnützung und Leitung hervorbringen könnten:

„Welchem Menschen, der nur etwas Einsicht und Unparteilichkeit besitzt, könnte es entgehen, wie sehr die Zusammenhanglosigkeit, die Unordnung, der Mangel an Eintracht, die Zerstückelung der Arbeit und deren gänzliche Ueberlassung an die Thätigkeit Einzelner, ohne jede Organisation, ohne irgend welche große oder allgemeine Gesichtspunkte, zur Einschränkung der Production beitragen und die Mittel für unser Schaffen zerstören oder wenigstens vergeuden? Führt nicht die Unordnung zur Armuth, wie Ordnung und gute Wirthschaft zum Reichthum? Ist nicht Mangel an einträchtigem Zusammenwirken eine Quelle der Schwäche, wie die Eintracht eine Quelle der Stärke ist? Und wer kann behaupten, daß die Arbeit unserer Zeit, die landwirthschaftliche, die häusliche, die Fabrikarbeit, die wissenschaftliche, künstlerische oder kaufmännische Thätigkeit, sei es im Staate oder innerhalb der Gemeinden, organisirt ist? Wer kann behaupten, daß alle auf irgend einem dieser Gebiete geleistete Arbeit in Unterordnung unter allgemeine Gesichtspunkte, oder mit Voraussicht, Sparsamkeit und Ordnung verrichtet wird? Oder wer kann behaupten, daß es bei der gegenwärtigen Einrichtung der Gesellschaft möglich ist, bei jedem Mitglied derselben alle Fähigkeiten, welche ihm die Natur verliehen hat, durch eine gute Erziehung auszubilden, und jedermann mit solchen Verrichtungen zu beschäftigen, für welche er eine Vorliebe empfinden, für welche er sich am fähigsten erweisen und welche er daher mit dem größten Nutzen für sich selbst und Andere ausüben würde? Hat man auch nur daran gedacht, sich mit den Problemen zu beschäftigen, welche die Charakterverschiedenheiten der Menschen darbieten, mit der Aufgabe, wie die Verschiedenheit der Berufsarten mit der Mannigfaltigkeit natürlicher Anlagen in Einklang zu bringen und demgemäß zu regeln ist? Leider nein! Es ist ein vermessener Traum der glühendsten Philanthropen, fünf und zwanzig Millionen Franzosen lesen und schreiben zu lehren. Und, wie die Dinge jetzt stehen, dürfen wir kühnlich behaupten, daß selbst dieß ihnen nicht gelingen wird."

„Und ist es nicht auch ein seltsames Schauspiel, ein Schauspiel, das uns mit Scham erfüllen muß, daß bei einem Zustand der Gesellschaft, bei welchem der Boden schlecht oder mitunter gar nicht bebaut ist, und die Menschen schlecht gekleidet sind und schlecht wohnen, doch große Menschenmengen beständig an Arbeit Mangel leiden, und im Elend schmachten, weil sie dieselbe nicht bekommen können? Wahrlich, wir müssen anerkennen, daß die Völker nicht darum arm sind und darben, weil die Natur ihnen die Mittel, Wohlstand zu erwerben, versagt hat, sondern weil wir bei der Ausnutzung dieser Mittel ohne Plan und Ordnung vorgehen; mit anderen Worten, weil die Gesellschaft elend eingerichtet und die Arbeit nicht organisirt ist."

„Aber das ist noch nicht alles, und man macht sich eine allzu schwache Vorstellung von dem Uebel, wenn man nicht in Betracht zieht, daß zu all den Freveln der Gesellschaft, welche die Quellen des Reichthums und des Glückes verschütten, noch die Kämpfe und Zwistigkeiten hinzukommen, mit einem Worte der Krieg, welchen die Gesellschaft unter mannigfachen Namen und Formen zwischen ihren Mitgliedern pflegt und fördert. Diese Kämpfe und Zwistigkeiten entsprechen eingewurzelten Gegensätzen, tiefgreifenden Widersprüchen zwischen verschiedenen Interessen. Genau so stark, als die Classen- oder Standesunterschiede innerhalb einer Nation sind, so stark sind auch die

Gegensätze der Interessen und die offene oder versteckte Befehdung in ihrem Innern, und dieß gilt auch, wenn man blos das Gebiet des Handels und der Gewerbe in Betracht zieht"*).

Einer der leitenden Gedanken dieser Schule ist die Betonung der Kostspieligkeit und gleichzeitigen Unsittlichkeit der Einrichtungen, welche gegenwärtig die Vertheilung des Ertrags des Landes unter die verschiedenen Consumenten bezwecken, — des ungeheuern Ueberflusses an Zwischenhändlern: Großhändlern, Ladenhältern, Krämern und ihren unzähligen Bediensteten, gleichwie des verderblichen Einflusses, den eine derartige Zersplitterung der Beschäftigungen ausübt.

„Es ist klar, daß das Interesse des Händlers dem des Producenten wie dem des Consumenten entgegengesetzt ist. Hat er nicht denselben Gegenstand in seinem Verkehr mit dem Producenten nach Möglichkeit entwerthet und so wohlfeil als er nur konnte gekauft, den er euch jetzt unter Anpreisungen seiner Vortrefflichkeit so theuer als möglich verkauft? So ist auch das Interesse der Kaufmannschaft, das der Gesammtheit und jedes Einzelnen darunter, dem Interesse des Producenten und des Consumenten, das heißt, dem Interesse der Gesammtheit der Gesellschaft entgegengesetzt." . . . .

„Der Händler ist eine Mittelsperson, welche aus der allgemeinen Anarchie und Planlosigkeit der Industrie Nutzen zieht. Er kauft Producte, er kauft alles andere auf, er eignet sich alles an und legt auf alles Beschlag, so daß er:

„Erstens, sowohl die Production als auch die Consumtion unter sein Joch beugt, denn beide müssen sich an ihn wenden, entweder um zuletzt die fertigen Waaren, oder um zuerst das Rohmaterial, welches verarbeitet werden soll, zu beziehen. Der Handel mit all seinen Schlichen des Aufkaufs, der Preiserhöhung und Preisherabsetzung, mit seinen unzähligen Praktiken und dem Einfluß, den er den Vermittlern, durch deren Hände alles geht, verleiht, erhebt rechts und links Abgaben, und schreibt der Production und der Consumtion, deren gehorsamer Diener er sein sollte, eigenmächtig Gesetze vor."

„Er beraubt, zweitens, die Gesellschaft durch seinen ungeheuern Gewinn, einen Gewinn, welcher auf dem Consumenten wie auf dem Producenten lastet, und ganz außer Verhältniß zu den geleisteten Diensten steht, für welche der zwanzigste Theil der gegenwärtig damit beschäftigten Personen ausreichen würde."

„Drittens beraubt er die Gesellschaft durch die Verminderung ihrer productiven Kräfte, indem er neunzehn Zwanzigstel der Handelsleute, welche weiter nichts als Schmarotzer sind, der productiven Arbeit entzieht. So schädigt der Handel die Gesellschaft, nicht nur, indem er sich einen übergroßen Antheil am Gesammtvermögen aneignet, sondern auch, indem er die Productionskraft der socialen Werkstätte bedeutend herabsetzt. Die überwiegende Mehrzahl der Händler würde zur productiven Arbeit zurückkehren, wenn ein vernünftig organisirtes System des Handelsverkehrs an Stelle des jetzt bestehenden unentwirrbaren Chaos treten würde."

„Viertens schädigt er die Gesellschaft durch die Verfälschung der Waaren, welche gegenwärtig alle Grenzen übersteigt. Und in der That, es

*) a. a. O., 38—40 [= 56—59].

ist klar, daß, wenn hundert Gewürzkrämer sich in einer Stadt niederlassen, in welcher es vorher nur zwanzig gab, die Leute darum nicht anfangen werden, fünfmal soviel Gewürze zu verbrauchen. Deshalb werden nun die hundert vortrefflichen Gewürzhändler mit einander um den Gewinn balgen müssen, welchen früher die zwanzig auf redliche Weise gemacht haben; die Concurrenz zwingt sie, sich auf Kosten des Consumenten schadlos zu halten, entweder indem sie, wie mitunter geschieht, die Preise erhöhen, oder indem sie, was immer geschieht, die Waaren verfälschen. Wenn es so weit gekommen ist, ist es mit aller Redlichkeit zu Ende. Schlechtere oder verfälschte Waaren werden jedesmal als gute oder ächte verkauft, wenn der Kunde nicht zu gewitzigt ist, um sich betrügen zu lassen. Und wenn der Kunde gründlich hintergangen ward, tröstet sich das kaufmännische Gewissen mit dem Gedanken: 'Ich gebe meinen Preis an, die Leute können den Artikel nehmen oder stehen lassen, niemand ist gezwungen zu kaufen'. Der Schade, welchen die Consumenten durch die schlechte Qualität oder die Verfälschung der Waaren erleiden, ist ganz unberechenbar."

„Er beraubt die Gesellschaft, fünftens, durch Waarenanhäufungen, seien es nun künstliche oder nicht, in Folge deren große Mengen von Gütern, die an einem Orte angesammelt liegen, beschädigt werden und wegen Mangels an Abnehmern zu Grunde gehen. Fourier sagt (Théorie des Quatre Mouvements, p. 334, erste Ausgabe): 'Das fundamentale Princip der Handelssysteme, daß den Kaufleuten volle Freiheit zu gewähren sei, giebt ihnen ein unbeschränktes Eigenthumsrecht auf die Güter, mit denen sie handeln; sie haben das Recht, sie vollständig vom Markt zurückzuziehen, sie dem Verbrauche vorzuenthalten und selbst sie zu verbrennen, wie dieß die Orientalische Gesellschaft zu Amsterdam mehr als einmal gethan hat, indem sie große Mengen Zimmt öffentlich verbrannte, um den Preis des Artikels zu heben. Was sie mit Zimmt that, hätte sie auch mit Korn gethan; nur die Furcht, von der Bevölkerung gesteinigt zu werden, hielt sie davon ab, einen Theil ihres Korns zu verbrennen, um den Rest zu viermal höherem Preise zu verkaufen. Es ist in der That in Hafenstädten ein ganz alltägliches Vorkommniß, daß Getreidevorräthe in's Meer geworfen werden, weil die Händler sie verfaulen ließen, während sie ein Steigen der Preise abwarteten. Ich hatte selbst, als ich Commis war, für die Vollziehung dieser schmählichen Handlungen zu sorgen, und eines Tages mußte ich etwa zwanzigtausend Centner Reis in's Meer werfen lassen, welche mit gutem Nutzen hätten verkauft werden können, wäre der Händler weniger geldgierig gewesen. Die Gesellschaft trägt die Kosten dieser Vergeudung, welche unter dem Schutz des philosophischen Grundsatzes „volle Freiheit für die Kaufleute" alle Tage stattfindet'."

„Sechstens, der Handel beraubt die Gesellschaft außerdem durch alle die Verluste, Beschädigungen und Vergeudungen, welche sich aus der außerordentlichen Zerstreuung der Güter in Millionen von Läden und aus der Vervielfältigung und den Verwicklungen des Transportes ergeben."

„Siebentens, der Handel beraubt die Gesellschaft durch schamlosen und zügellosen Wucher, durch Wucher von geradezu Entsetzen erregender Art. Der Händler betreibt sein Geschäft mit einem fictiven Capital, welches sein wirkliches Capital weit übersteigt. Ein Händler mit einem Capital von 30000 Francs wird sich mit Hilfe von Credit und Wechseln auf Unternehmungen von 100, 200, 300tausend Francs einlassen. Auf diese Weise zieht er aus einem Capital, das er gar nicht besitzt, einen wucherischen

Zins, welcher zu dem Capital, das er wirklich sein eigen nennt, in gar keinem Verhältniß steht."

„Achtens, er beraubt die Gesellschaft durch unzählige Bankerotte; denn die täglichen Unfälle unseres kaufmännischen Systems, politische Erschütterungen und jede andere Art von Störung muß schließlich einen Tag herbeiführen, an dem der Händler, welcher seine Mittel übersteigende Verbindlichkeiten auf sich genommen hat, nicht länger im Stande ist, ihnen gerecht zu werden; und sein Concurs — er mag nun ein betrügerischer sein oder nicht — muß ein schwerer Schlag für seine Gläubiger sein. Der Bankerott des Einen zieht den Bankerott Anderer nach sich, und bald folgt ein Zusammensturz dem anderen, das Verderben in weite Kreise tragend. Und immer sind es der Consument und der Producent, welche darunter leiden, denn der Handel, als ein Ganzes betrachtet, bringt kein Vermögen hervor und verwendet im Verhältniß zu der Geldmenge, die durch seine Hände geht, sehr wenig Capital. Wie viele Fabriken werden durch diese Schläge zertrümmert, wie viele ergiebige Quellen des Reichthums durch diese Manöver und diese Unglücksfälle verschüttet!"

„Der Producent liefert die Waaren; der Consument giebt das Geld her; der Handel bringt den Credit hinzu, der auf wenig oder gar kein wirkliches Capital begründet ist, und die einzelnen Glieder der handeltreibenden Gemeinschaft sind in keiner Weise für einander verantwortlich. Dieß ist in wenigen Worten die ganze Theorie des Gegenstandes."

„Neuntens, der Handel beraubt die Gesellschaft durch die Unabhängigkeit und Unverantwortlichkeit, welche ihm verstattet, zu solchen Zeiten zu kaufen, in denen die Producenten genöthigt sind, zu verkaufen und mit einander zu concurriren, um sich Geld für ihren Miethzins und für die zur Production nothwendigen Ausgaben zu verschaffen. Wenn der Markt überfüllt und die Waaren wohlfeil sind, dann kauft der Handel. Dadurch erzeugt er ein Steigen der Preise und plündert so durch diesen einfachen Kunstgriff sowohl den Producenten als auch den Consumenten."

„Er beraubt, zehntens, die Gesellschaft, indem er ihr Capital entzieht, welches zur productiven Verwendung zurückkehren wird, wenn der Handel den ihm zukommenden bescheidenen Platz einnimmt und blos zu einer Vermittlung des Geschäftsverkehrs zwischen den (mehr oder weniger weit entfernten) Producenten und den großen Mittelpunkten der Consumtion — den socialistischen Gemeinden — wird. Somit würde das für diese kaufmännischen Speculationen verwendete Capital (welches, so klein es auch im Vergleich zu der ungeheuern Geldmenge ist, die durch die Hände der Kaufleute geht, doch an und für sich kolossale Summen ausmacht) der Production einen neuen Anstoß ertheilen, wenn der Handel des zeitweiligen Eigenthumsrechtes auf die Güter beraubt und deren Vertheilung die Aufgabe einer verwaltenden Organisation würde. Das Börsenspiel ist die häßlichste Form, in welcher diese Verderbniß des Handels erscheinen kann."

„Elftens beraubt er die Gesellschaft durch das Aufkaufen oder Monopolisiren von Rohstoffen. 'Denn (so sagt Fourier, a. a. O., S. 359) die erhöhten Preise von aufgekauften Artikeln werden schließlich von den Consumenten, wenngleich zunächst von den Fabrikanten getragen, welche ihren Betrieb fortzusetzen genöthigt sind, mithin Geldopfer bringen und in der Hoffnung auf bessere Zeiten mit geringem Nutzen arbeiten; und es dauert oft lange, bis sie sich für die hohen Preise, welche der Monopolist sie in erster Reihe zu zahlen genöthigt hat, schadlos halten können' . . . . . ."

„Alle diese Schäden, sowie viele andere, welche ich übergehe, werden noch durch die ungeheure Verwickelung des kaufmännischen Verkehrs vervielfacht, denn die Güter gehen nicht nur einmal durch diese gierigen Krallen; es giebt deren einige, die zwanzig oder dreißig Mal hin und her gehen müssen, bevor sie zum Consumenten gelangen. Zunächst macht das Rohmaterial diesen Weg, bevor es zum Fabricanten kommt, der es zuerst verarbeitet; dann kehrt es zum Handel zurück, um von ihm wieder für eine zweite Verarbeitung entlassen zu werden; und so geht dieß fort, bis der Gegenstand seine endgiltige Gestalt erreicht hat. Dann gelangt er in die Hände der großen Kaufleute, welche denselben den Engroshändlern, und diese wieder den großen Detailhändlern der Städte, und diese den kleinen Krämern und den Ladenbesitzern auf dem Lande verkaufen; und jedesmal, wenn der Gegenstand die Hände wechselt, läßt er etwas in denselben zurück."

. . . . . . „Einer meiner Freunde, welcher vor kurzem den Jura durchwanderte, wo bekanntlich viel Metallarbeiten angefertigt werden, hatte Gelegenheit, in das Haus eines Bauern zu treten, welcher ein Verfertiger von Schaufeln war. Er fragte ihn um den Preis. 'Wir wollen uns verständigen', antwortete der arme Arbeiter, durchaus kein Nationalökonom, aber ein Mann von gesundem Verstand; 'ich verkaufe sie zu 16 Sous für den Handel, welcher sie im Detailverkauf in der Stadt zu 40 Sous abgiebt. Wenn Sie einen Weg finden könnten, einen directen Verkehr zwischen dem Arbeiter und dem Consumenten zu eröffnen, könnten Sie dieselben zu 28 Sous bekommen, und wir würden jeder 12 Sous bei diesem Geschäfte gewinnen'"*).

Ganz ähnlich äußert sich Owen in dem Book of the New Moral World, II. Theil, 3. Capitel**):

„Das heutzutage herrschende System veranlaßt einen großen Theil der Gesellschaft, sein Leben der Vertheilung von Gütern in großem, mittlerem oder kleinem Maßstab zu widmen und dieselben in größeren oder kleineren Mengen von Ort zu Ort zu befördern, um den Mitteln und Bedürfnissen der verschiedenen Rangstufen der Gesellschaft und Gruppen von Individuen, wie sie jetzt in Städten, Märkten, Dörfern und auf Landsitzen wohnen, zu entsprechen. Dieses System der Vertheilung schafft eine Classe in der Gesellschaft, deren Geschäft es ist, von einigen zu kaufen und an Andere zu verkaufen. Dieses Vorgehen versetzt sie in eine Lage, welche es ihnen wünschenswerth erscheinen läßt, zu einem Preise einzukaufen, der zur Zeit als ein niedriger gilt, und mit dem größtmöglichen dauernden Gewinn zu verkaufen. Ihr eigentliches Absehen geht hierbei dahin, sich durch die Differenz zwischen dem Einkaufs- und Verkaufspreise so viel als möglich zu bereichern."

„Aus dieser Methode der Vertheilung der Güter der Gesellschaft entspringen mit Nothwendigkeit zahllose principielle Irrthümer und praktische Uebelstände."

„Erstens, es entsteht eine Classe der Vertheiler im Allgemeinen, deren Interesse von jenem der Einzelnen, von denen sie kaufen und an die sie verkaufen, verschieden und ihm augenscheinlich entgegengesetzt ist."

„Zweitens, es entstehen drei Classen von Vertheilern, die kleinen, die mittleren und die großen Käufer und Verkäufer, oder die Detailhändler, die Engroshändler und die großen Kaufleute."

---

*) Considérant, a. a. O., S. 43—51 [= 64—71].
**) [Dieses Citat konnte ausnahmsweise nicht verificirt werden.]

„Drittens, drei auf diese Weise zu Stande gekommene Classen von Käufern stellen die kleinen, die mittleren und die großen Einkäufer dar."

„Durch diese Einreihung in verschiedene Classen von Käufern und Verkäufern werden die Betreffenden bald zur Wahrnehmung geführt, daß sie gesonderte und einander zuwiderlaufende Interessen besitzen und verschiedene Rangstellungen in der Gesellschaft einnehmen. Auf diese Weise wird eine Ungleichheit der Gesinnung und der Lebenslage geschaffen und aufrecht erhalten, welche von all dem Hochmuth und all der kriecherischen Unterwürfigkeit begleitet ist, die solche Ungleichheiten jedesmal erzeugen. Die Betreffenden empfangen eine regelrechte Schulung in einem allgemeinen System der Täuschung, damit ihnen der wohlfeile Einkauf und der theure Verkauf besser gelinge."

„Die kleineren Verkäufer eignen sich dadurch, daß sie oft Stunden lang auf Kunden warten, einen schädlichen Hang zum Müssiggang an. Auch unter der Classe der Engroshändler macht sich dieser Uebelstand in beträchtlichem Grade fühlbar."

„Infolge dieser Einrichtung giebt es auch in den Städten, Märkten und Dörfern weit mehr Verkaufsläden, als nothwendig sind, und ein sehr großes Capital geht so ohne Nutzen für die Gesellschaft zu Grunde. Und da sie sich wegen ihrer großen Anzahl überall die Kunden streitig machen, streben sie danach, einander an Wohlfeilheit zu überbieten, und bemühen sich daher beständig, den Producenten durch die Eröffnung von sogenannten billigen Läden und Magazinen zu schädigen; und um sich in seiner Rolle zu behaupten, muß der Herr oder müssen seine Bediensteten beständig die Gelegenheit erspähen, gute Käufe zu machen, das heißt, Güter um weniger, als ihre Productionskosten betragen, an sich zu bringen."

„Die kleinen, mittleren und großen Vertheiler müssen insgesammt von den Producenten erhalten werden, und je größer die Zahl der ersteren im Vergleich mit der Zahl der letzteren ist, desto schwerer wird die Last, welche der Producent zu tragen hat; denn in dem Maße, als die Zahl der Vertheiler zunimmt, muß die Ansammlung von Vermögen abnehmen und müssen größere Anforderungen an den Producenten gestellt werden."

„Unter dem gegenwärtigen System bilden die Vertheiler des Vermögens eine die Producenten erdrückende Last und zugleich einen sehr wirksamen Factor der Entsittlichung der Gesellschaft. Die abhängige Stellung, in der sie sich beim Beginne ihrer Laufbahn befinden, lehrt oder veranlaßt sie, gegen ihre Kunden kriecherisch zu sein, und so bleiben sie auch, so lange sie durch wohlfeilen Einkauf und theuren Verkauf Reichthümer zu sammeln fortfahren. Sobald sie aber so viel erworben haben, als sie ausreichend erachten, um nach ihrem Sinne unabhängig, das heißt frei von Geschäften zu leben, zeigen sie sich nur allzu oft im höchsten Grade dummstolz, und voll Anmaßung gegen ihre Untergebenen."

„Diese Einrichtung ist eine für die Gesellschaft ganz und gar unzweckmäßige; denn in ihrem Interesse liegt es, die größte Menge von Gütern der besten Qualität zu erzeugen, während das gegenwärtige System der Vertheilung nicht blos eine große Zahl von Menschen von der Production abzieht, um sie zu Zwischenhändlern zu machen, sondern überdieß den Consumenten mit all dem Aufwand belastet, den eine höchst kostspielige und verschwenderische Art der Vertheilung verursacht; denn die letztere kommt dem Consumenten um ein mehrfaches theurer zu stehen als der ursprüngliche Kostenpreis des gekauften Gutes betrug."

„Ferner kommt der Verkäufer durch die Lage, in welche ihn die in ihm

wachgerufene Gewinnsucht auf der einen und die Concurrenz von Rivalen, welche ähnliche Erzeugnisse verkaufen, auf der anderen Seite versetzt, in starke Versuchung, die Waaren, welche er zum Verkaufe feilbietet, zu verfälschen; und falls dieß Lebensmittel sind — sei es im Lande erzeugte oder aus der Fremde eingeführte —, so übt die Verfälschung auf die Gesundheit und mithin auf das Wohlbefinden und Glück der Consumenten oft eine überaus verderbliche Wirkung, erzeugt zahlreiche vorzeitige Todesfälle, besonders unter den arbeitenden Classen, welche als die Käufer der geringeren oder wohlfeileren Artikel in diesem Betracht vielleicht am meisten zu leiden haben . . . ."

„Die Kosten einer solchen Vertheilung von Gütern in Großbritannien und Irland betragen im Lauf eines Jahres mit Einschluß der Beförderungsspesen von Ort zu Ort und mit Berücksichtigung aller auf diesem Gebiete direct und indirect beschäftigten Personen schwerlich viel weniger als hundert Millionen Pfund, wobei wir die Verschlechterung der Qualität vieler Güter nicht in Rechnung ziehen, welche durch den Transport, durch allzu große Parzellirung, und durch Aufbewahrung in ungeeigneten Magazinen und an Orten verursacht wird, wo die Luft der Erhaltung dieser Waaren in einem für den Gebrauch erträglich geeigneten, geschweige denn in dem besten Zustande wenig günstig ist."

Zur ferneren Beleuchtung des Interessengegensatzes zwischen Individuen und Classen, welcher die gegenwärtige Verfassung der Gesellschaft durchdringt, bemerkt Hr. Considérant des weiteren:

„Wenn der Weinbauer Freihandel wünscht, so richtet andererseits diese Freiheit den Getreidebauer, den Eisen-, Tuch- und Baumwollwaarenfabricanten und — wie wir hinzufügen müssen — auch den Schmuggler und den Zollbeamten zu Grunde. Wenn es im Interesse der Consumenten liegt, daß Maschinen erfunden werden, welche durch die Herabsetzung der Productionskosten den Preis ermäßigen, so rauben eben diese Maschinen Tausenden von Arbeitern, welche keine andere Arbeit zu finden wissen und sie auch nicht sogleich finden können, ihre Beschäftigung. In diesem Beispiel haben wir also wieder einen der unzähligen circuli vitiosi der Civilisation vor Augen . . . . . . denn es giebt tausend Thatsachen, von denen jede für sich den Beweis liefert, daß bei unserem heutigen socialen System die Einführung von etwas Gutem immer irgend ein Uebel im Gefolge hat."

„Endlich, wenn wir noch tiefer herabsteigen, bis zu den Einzelheiten des Alltagslebens, so finden wir, daß es im Interesse von Schneidern, Schustern und Hutmachern liegt, wenn Röcke, Schuhe und Hüte bald abgetragen werden, daß den Glasern die Hagelwetter zu Gute kommen, welche die Fenster zertrümmern, daß die Steinmetze und Baumeister aus Feuersbrünsten Nutzen ziehen, daß die Advocaten durch Processe bereichert werden, die Aerzte durch Krankheiten, die Weinhändler durch Trunkenheit, und die öffentlichen Dirnen durch Ausschweifungen. Und welch ein schwerer Schicksalsschlag wäre es für die Richter, die Polizeidiener und die Kerkermeister, ebenso wie für die Vertheidiger und Rechtsanwälte, wenn es mit allen Verbrechen, Vergehen und Processen plötzlich zu Ende wäre" *).

Im folgenden lernen wir eine der Hauptlehren dieser Schule kennen:

*) Considérant, Destinée Sociale, I, 59—60 [= 87—89].

„Und zu all dem kommt noch, daß die Civilisation, welche auf allen Seiten Kampf und Zwist säet, welche einen großen Theil ihrer Kräfte unproductiv oder zu Zwecken der Zerstörung verwendet, welche weiterhin den gemeinsamen Reichthum durch die unnöthige Reibung und Zwietracht, welche sie in die Gewerbthätigkeit einführt, verringert —, es kommt noch hinzu, sage ich, daß dieses selbe sociale System die besondere Eigenthümlichkeit hat, ein Widerstreben gegen die Arbeit, eine Scheu vor der Thätigkeit zu erzeugen."

„Allerorten hört man den Arbeiter, den Hand- wie den Kopfarbeiter, über seine Stellung und Beschäftigung klagen, während dieselben sehnsüchtig die Zeit erwarten, da sie die ihnen durch die Verhältnisse aufgezwungene Arbeit abschütteln können. Daß sie abstoßend ist, daß sie kein anderes Motiv, keinen anderen Hebel als die Furcht vor dem Hungertode kennt, das ist das große, das verhängnißvolle Merkmal der civilisirten Arbeit. Wer in ihrem Dienste steht, ist zur Zwangsarbeit verurtheilt. So lange die productive Arbeit so organisirt bleibt, daß sie, anstatt mit Vergnügen, mit Schmerz, Ueberdruß und Widerwillen verknüpft ist, werden sich ihr jederzeit Alle, die es irgend vermögen, entziehen. Von seltenen Ausnahmen abgesehen, werden sich nur diejenigen der Arbeit widmen, welche die Noth dazu zwingt. Daher werden die zahlreichsten Classen, die Urheber des Reichthums der Gesellschaft, die emsigen directen Erzeuger jeder Bequemlichkeit und jedes Luxus stets zu einem Loose verurtheilt sein, welches der nächste Nachbar der Armuth und des Hungers ist; sie werden immer die Sclaven der Unwissenheit und Verderbtheit sein; sie werden immer jene große Heerde von Lastthieren bleiben, welche wir, leiblich verkümmert und durch Krankheiten decimirt, in der großen Werkstätte der Gesellschaft über den Pflug oder über den Arbeitstisch gebeugt sehen, um die leckeren Speisen und die üppigen Genüsse der oberen Classen zu beschaffen."

„So lange kein Mittel gefunden wird, die Arbeit anziehend zu machen, so lange wird es wahr bleiben, daß 'es viele Arme geben muß, damit wenige Reiche bestehen können', ein niedriger und gehässiger Ausspruch, auf den sich gleichwie auf eine ewige Wahrheit Tag für Tag Personen berufen, die sich Christen oder Philosophen nennen! Es ist sehr leicht einzusehen, daß Unterdrückung, Betrug, und vor allem Armuth das bleibende, verhängnißvolle Erbtheil eines jeden Zustandes der Gesellschaft sein muß, dessen kennzeichnendes Merkmal die Arbeitsscheu ist; denn in diesem Falle ist es die Armuth allein, welche die Menschen zur Arbeit zwingen kann. Und der Beweis dafür liegt darin, daß, wenn alle Arbeiter, wenn alle Welt plötzlich reich würde, morgen niemand mehr arbeiten wollte." *)

Nach der Meinung der Fourieristen zielt die gegenwärtige Einrichtung der Gesellschaft auf die Vereinigung des Reichthums in den Händen von verhältnißmäßig wenigen, unermeßlich reichen Individuen oder Genossenschaften und auf die vollständige Unterwerfung der Uebrigen unter deren Gewalt ab. Fourier hat diesen Zustand la féodalité industrielle genannt.

„Dieser Feudalismus," sagt Hr. Considérant, „wäre dann erreicht, wenn der größte Theil des industriellen und des Bodenbesitzes der Nation

*) a. a. O. I, 60—61 [= 89—91].

einer Minderheit gehörte, welche das ganze Einkommen derselben mit Beschlag belegt, während die große Mehrheit, an den Arbeitstisch oder an den Pflug gebannt, sich mit den Brosamen begnügen muß, die man ihr zuwirft*).

Dieses unheilvolle Ergebniß soll zum Theil durch die bloße Fortentwicklung der Concurrenz herbeigeführt werden, wie dieselbe in unserem früheren Auszug aus L. Blanc geschildert wurde, zum Theil soll die Vergrößerung der Staatsschulden dazu beitragen, welche Hr. Considérant als Verpfändungen des ganzen Bodens und des gesammten Capitals des Landes betrachtet, so daß „les capitalistes prêteurs“ in immer größerem Maßstabe Miteigenthümer desselben werden und ohne Mühewaltung und Gefahr einen stets wachsenden Antheil des Gesammteinkommens an sich reißen.

Prüfung der socialistischen Einwürfe gegen die gegenwärtige Gesellschafts-Ordnung.

Es läßt sich unmöglich in Abrede stellen, daß die Erwägungen, welchen wir im vorausgehenden Abschnitt unsere Aufmerksamkeit zugewendet haben, eine entsetzliche Anklage, entweder gegen die gegenwärtige Einrichtung der Gesellschaft oder aber gegen die Stellung des Menschen in dieser Welt enthalten. Wie viel dem Einen und wie viel dem Anderen zur Last fällt, das ist die hauptsächliche theoretische Frage, die es nunmehr zu lösen gilt. Aber selbst die stärkste Sache ist der Uebertreibung fähig; und es wird vielen Lesern schon aus den Stellen, welche ich angeführt habe, klar geworden sein, daß es an solchen Uebertreibungen in den Darstellungen der verständigsten und redlichsten Socialisten keineswegs fehlt. Obgleich viele von ihren Behauptungen unwiderleglich sind, so beruhen doch nicht wenige auf nationalökonomischen Irrthümern, worunter ich, um es hier ein- für allemal zu sagen, nicht die Verwerfung irgend welcher von Nationalökonomen aufgestellten Regeln für das praktische Handeln, sondern mangelnde Einsicht in wirthschaftliche Thatsachen und in die Ursachen verstehe, welche die ökonomischen Erscheinungen der bestehenden Gesellschaft thatsächlich hervorbringen.

*) a. a. O. I, 134 [= 198].

Zunächst muß leider zugegeben werden, daß die Löhne für gewöhnliche Arbeit in allen Ländern Europa's die materiellen und sittlichen Bedürfnisse der Bevölkerung in noch so bescheidenem Maße zu befriedigen ganz und gar unzulänglich sind. Wenn aber weiterhin gesagt wird, daß selbst diese unzulängliche Vergütung die Tendenz hat zu sinken, daß, um mit Hrn. Louis Blanc zu reden, une baisse continue des salaires stattfindet, so steht diese Behauptung im Widerspruch mit allen verläßlichen Nachrichten und vielen allgemein bekannten Thatsachen. Es ist noch zu beweisen, daß es ein Land in der civilisirten Welt giebt, in welchem die gewöhnlichen Arbeitslöhne, nach Geld oder nach Verbrauchsgegenständen bemessen, im Sinken begriffen sind, während es feststeht, daß sie in vielen Ländern im Großen und Ganzen im Ansteigen begriffen sind, und zwar in einem Ansteigen, welches sich fortwährend beschleunigt, anstatt sich zu verlangsamen. Es kommt gelegentlich vor, daß irgend welche Industriezweige von anderen allmählich verdrängt werden; und in diesen bleiben dann die Arbeitslöhne so lange niedrig, bis die Production sich der Nachfrage angepaßt hat; dieß ist allerdings ein Uebel, aber ein nur zeitweiliges und ein solches, welches selbst beim gegenwärtigen wirthschaftlichen System bedeutende Linderung zuläßt. Eine auf diese Weise hervorgebrachte Verringerung der Arbeitsvergütung in irgend einer besonderen Beschäftigung ist die Folge und das Anzeichen einer erhöhten Vergütung oder einer neuen Quelle der Vergütung in einer anderen Beschäftigung, wobei der Gesammtbetrag und der Durchschnitt der Vergütung unvermindert bleibt und selbst zunehmen kann. (Wer eine Erniedrigung des Lohnsatzes in irgend einem einflußreichen Zweig der Gewerbthätigkeit zu erweisen trachtet, findet es immer nothwendig, den Stand der Arbeitslöhne während eines Monats oder eines Jahres, in welchem das Geschäft zeitweilig darnieder liegt, mit dem durchschnittlichen oder selbst mit einem ausnahmsweise hohen Stande zu einer früheren Zeit zu vergleichen.)*) Diese Wechselfälle sind ohne Zweifel ein großes Uebel; aber sie waren in früheren Epochen der Volkswirthschaft ebenso hart und ebenso häufig wie jetzt. Der ausgedehntere Maßstab des Handelsverkehrs und die größere Anzahl von Personen, welche von jeder Schwankung betroffen

---

*) [Der eingeklammerte Satz unterbricht den Zusammenhang in empfindlicher Weise und wäre vom Verfasser bei einer Ausarbeitung dieses Entwurfes sicherlich nicht an seiner jetzigen Stelle belassen worden.]

werden, lassen dieselbe vielleicht größer erscheinen; aber obwohl bei einer zahlreicheren Bevölkerung sich mehr Personen vorfinden, welche darunter leiden, so lastet doch das Unglück darum nicht schwerer auf jedem Einzelnen. Viele Thatsachen sprechen für eine Verbesserung, und gar keine, die irgend welchen Glauben verdienen, für eine Verschlechterung in der Lebensweise der arbeitenden Bevölkerung Europa's; und wo der Anschein für das Gegentheil spricht, da betrifft die Verschlechterung immer nur eine besondere Oertlichkeit oder ein besonderes Gewerbe, und läßt sich jedesmal entweder auf den zeitweiligen Druck, welchen ein unglückliches Ereigniß ausübt, oder auf ein schlechtes Gesetz oder eine unverständige Regierungsmaßregel zurückführen, welche der Berichtigung zugänglich sind, während die dauernd wirkenden Ursachen insgesammt zu Gunsten der Verbesserung thätig sind.

Während also Hr. Louis Blanc sich viel aufgeklärter als die alte Schule von Demokraten und Gleichmachern zeigt, indem er den Zusammenhang zwischen niedrigen Arbeitslöhnen und der allzu raschen Bevölkerungszunahme anerkennt, scheint er doch in denselben Irrthum verfallen zu sein, den Malthus und seine Anhänger anfänglich begangen haben. Diese glaubten nämlich, daß, weil die Bevölkerung die Tendenz besitzt, stärker zu wachsen als die Subsistenzmittel, auch ihr Andrängen gegen die Subsistenzmittel immer heftiger werden müsse. Der Unterschied ist nur der, daß die ältere Malthusianische Schule diese Tendenz für unbesiegbar hielt, während Hr. Louis Blanc der Meinung ist, daß sie, aber nur unter einem communistischen Systeme, unterdrückt werden könne. Es ist schon ein großer Gewinn für die Wahrheit, wenn die Einsicht um sich greift, daß die Tendenz zur Uebervölkerung eine Thatsache ist, mit welcher der Communismus eben so zu rechnen hätte, wie die bestehende Verfassung der Gesellschaft; und es ist überaus erfreulich, daß diese Nothwendigkeit von den angesehensten Häuptern aller socialistischen Schulen der Gegenwart anerkannt wird. Owen und Fourier treffen in diesem Eingeständniß mit Hrn. Louis Blanc zusammen, und jeder von ihnen hält sein eigenes System für vorzugsweise geeignet, dieser Schwierigkeit zu begegnen. Allein dem sei wie ihm wolle, die Erfahrung zeigt uns, daß das Andrängen der Bevölkerung gegen die Subsistenzmittel — die Hauptursache der niedrigen Arbeitslöhne — in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft zwar ein großes, aber doch kein wachsendes Uebel ist; der Fortschritt alles dessen, was man unter dem Namen der Civilisation zusammenfaßt, zielt vielmehr darauf ab, dieses Uebel zu verringern, zum Theil durch die raschere Vermehrung der Mittel zur Beschäftigung und

Ernährung der Arbeitenden, zum Theil durch die erhöhte Leichtigkeit, welche der Arbeit geboten wird, sich nach neuen Ländern und auf bisher unangebaute Arbeitsgebiete zu übertragen, und zum Theil durch einen allgemeinen Fortschritt in der Einsicht und Bedachtsamkeit der Bevölkerung. Dieser Fortschritt geht ohne Zweifel langsam von statten, aber es ist schon viel, daß überhaupt ein solcher stattfindet, während wir noch am Anfange jener großen, die Erziehung des ganzen Volkes anstrebenden Bewegung stehen, welche in ihrer weiteren Entwicklung die Wirksamkeit der beiden früher angeführten Ursachen des Fortschritts in hohem Grade verstärken muß. Es bleibt natürlich eine offene Frage, welche Form der Gesellschaft die beste Eignung besitzt, dem Andrängen der Bevölkerung gegen die Subsistenzmittel erfolgreich zu widerstehen, und es ließe sich in dieser Hinsicht Vieles zu Gunsten des Socialismus vorbringen; was man lange für die verwundbarste Stelle desselben gehalten hat, wird sich vielleicht als eine seiner stärksten Seiten erweisen. Aber der Socialismus hat keinen begründeten Anspruch, für das einzige Mittel zu gelten, das die allgemeine und wachsende Erniedrigung der großen Masse der Menschen verhüten kann, welche die Frucht jener eigenthümlichen Tendenz der Armuth ist, Uebervölkerung zu erzeugen. Auch wie die Gesellschaft gegenwärtig eingerichtet ist, sinkt sie keineswegs immer tiefer in diesen Pfuhl hinab, sondern sie erhebt sich aus demselben, zwar langsam, aber stetig; auch steht es zu erwarten, daß dieser Proceß, falls er nicht durch schlechte Gesetze gestört wird, andauern und an Geschwindigkeit zunehmen wird.

Es muß weiterhin bemerkt werden, daß die Socialisten — und das gilt selbst von den verständigsten derselben — im Allgemeinen eine sehr unvollkommene und einseitige Einsicht in die Wirksamkeit der Concurrenz besitzen. Sie sehen die eine Hälfte ihrer Wirkungen und übersehen die andere; sie erblicken in ihr einen Factor, welcher die Vergütung eines Jeden mehr und mehr verkleinert und ihn zwingt, weniger Lohn für seine Arbeit oder einen geringeren Preis für seine Waaren anzunehmen; was doch nur dann richtig wäre, wenn Jeder seine Arbeit oder seine Waaren an einen großen Monopolisten verkaufen müßte, und die Concurrenz ausschließlich auf einer Seite stattfände. Sie vergessen, daß die Concurrenz eine Ursache hoher Preise und Werthe ebenso wohl als niedriger ist, daß die Käufer der Arbeit und der Waaren ebenso gut mit einander concurriren wie die Verkäufer, und daß, wenn die Concurrenz es ist, welche die Preise der Arbeit und der Waaren so niedrig erhält, wie sie sind, es doch auch wieder die Concurrenz

ist, welche dieselben hindert, noch tiefer zu sinken. In Wirklichkeit besitzt die Concurrenz, wenn sie auf beiden Seiten eine vollkommen freie ist, keine besondere Tendenz, den Preis der Güter zu heben oder herabzusetzen, sondern sie strebt dahin, die Preise auszugleichen, Ungleichheiten der Vergütung aufzuheben, und alles auf einen mittleren Durchschnitt zu bringen, ein Erfolg, der soweit er erreicht wird (und er wird ohne Zweifel nur in sehr unvollkommener Weise erreicht), den Grundsätzen der Socialisten zufolge ein wünschenswerther ist. Aber wenn wir einstweilen von der preissteigernden Wirkung der Concurrenz absehen und unsere Aufmerksamkeit nur auf ihre entgegengesetzte Wirksamkeit richten und ferner die letztere nur mit Rücksicht auf die Interessen der arbeitenden Classen in's Auge fassen, so ersieht man doch leicht, daß, wenn die Concurrenz die Löhne niedrig erhält und dadurch den Arbeitern den Wunsch einflößt, den Arbeitsmarkt, wenn möglich, ihrem ungehemmten Einfluß zu entziehen, eben die Concurrenz doch auch dahin wirkt, die Preise der Güter, für welche die Arbeitslöhne verausgabt werden, niedrig zu erhalten; und dieß kommt den lohnempfangenden Classen in hohem Maße zu Gute. Um diese Ueberlegung zu entkräften, sehen sich die Socialisten, wie unser Citat aus Louis Blanc gezeigt hat, zur Behauptung genöthigt, daß die durch die Concurrenz hervorgerufenen niedrigen Waarenpreise trügerischer Art sind, und daß dieselben schließlich wieder zu einem höheren als ihrem ursprünglichen Stande gelangen, und zwar aus dem Grunde, weil der reichste Concurrent, nachdem er alle seine Rivalen beseitigt hat, den Markt beherrscht und jeden beliebigen Preis verlangen kann. Nun zeigt aber die alltäglichste Erfahrung, daß bei wirklich freier Concurrenz ein solcher Zustand der Dinge von ganz imaginärer Art ist. Der reichste Concurrent wird und kann sich nicht seiner sämmtlichen Rivalen entledigen, um sich zum alleinigen Herrn des Marktes zu machen, und es ist niemals vorgekommen, daß ein wichtiger Zweig der Gewerbthätigkeit oder des Handels, an dem früher Viele Theil hatten, das Monopol Weniger geworden ist, oder irgend eine Tendenz gezeigt hat, es zu werden.

Ein Verfahren, wie es eben geschildert wurde, kann nur in einigen wenigen Fällen, z. B. in dem der Eisenbahnen, Platz greifen, wo keine andere Concurrenz als die zwischen zwei oder drei großen Gesellschaften möglich ist, weil es sich hier um Unternehmungen in so großem Style handelt, daß capitalbesitzende Individuen ihnen nicht gewachsen sind; und dieß ist auch einer der

Gründe, weshalb Unternehmungen, welche nur durch große Gesellschaften mit gemeinsamem Capitale betrieben werden können, nicht der Concurrenz anheimgegeben werden dürfen; vielmehr sollen sie (falls nicht der Staat selbst sich dieselben vorbehält) von Staatswegen festgesetzten und von Zeit zu Zeit abgeänderten Bedingungen unterworfen werden, damit dem Publicum eine wohlfeilere Befriedigung seiner Bedürfnisse gesichert werde, als das private Interesse der Unternehmer, in Ermangelung einer ausreichenden Concurrenz, gewährleisten würde. In den gewöhnlichen Zweigen der Gewerbthätigkeit aber hat ein reicher Concurrent niemals die Macht, alle kleineren zu verdrängen. Einige Geschäfte zeigen allerdings die Tendenz, aus den Händen einer großen Anzahl von kleinen Händlern oder Producenten in die einer kleineren Zahl von größeren Geschäftsleuten überzugehen; aber dieß tritt nur in solchen Fällen ein, in denen der Besitz eines größeren Capitals die Anschaffung von kostspieligeren, aber auch leistungsfähigeren Maschinen gestattet oder eine besser organisirte und sparsamere Geschäftsführung ermöglicht, und so den großen Producenten oder Händler ganz natürlicher und berechtigter Weise in den Stand setzt, die Waare dauernd wohlfeiler zu liefern, als bei einem kleineren Betriebe möglich ist. Dieß gereicht den Consumenten, also auch den arbeitenden Classen, zu großem Vortheil, und thut in so weit jener Vergeudung der Hilfsmittel der Gesellschaft Einhalt, über welche die Socialisten so sehr klagen, — der unnöthigen Vermehrung der bloßen Zwischenhändler und der verschiedenen anderen Classen, welche Fourier die Schmarotzer des Gewerbfleißes genannt hat. Auch nachdem diese Wandlung vollzogen ist, ist die Zahl der größeren Capitalisten, unter welche sich das Geschäft vertheilt, ob sie nun selbständig oder in Actiengesellschaften vereinigt arbeiten mögen, in einem wichtigeren Zweige des Handels selten, wenn überhaupt jemals, eine so geringe, daß die Concurrenz ihre Wirksamkeit ganz und gar verliert; und in Folge dessen kommt die Kostenersparniß, welche es ihnen ermöglicht hat, die kleinen Händler zu verdrängen, auch späterhin wie zu Anfang ihren Kunden in Form von niedrigeren Preisen zugute. Der Einfluß der Concurrenz auf die Ermäßigung der Waaren-Preise (mit Einschluß jener Artikel, für welche die Arbeitslöhne verausgabt werden) ist demnach kein trügerischer, sondern ein thatsächlicher, und wir dürfen hinzufügen, daß er nicht im Abnehmen, sondern im Ansteigen begriffen ist.

Aber es giebt andere Punkte von gleicher Wichtigkeit, in Bezug auf welche die von den Socialisten gegen die Concurrenz

erhobenen Anklagen keine so vollständige Widerlegung gestatten. Die Concurrenz ist die beste Bürgschaft für die Wohlfeilheit, aber durchaus keine Bürgschaft für die Güte der Waaren. In früheren Zeiten, als die Zahl der Consumenten wie der Producenten eine geringere war, konnte sie Beides verbürgen. Der Markt war nicht ausgedehnt und das Ankündigungs-Wesen nicht ausgebildet genug, um einen Verkäufer in den Stand zu setzen, durch beständiges Heranziehen neuer Kunden ein Vermögen zu erwerben; sein Erfolg beruhte darauf, daß die Kunden, welche er besaß, ihm treu blieben; ob ein Verkäufer gute oder ob er schlechte Waaren lieferte, wurde denen, welche es anging, bald bekannt, und er erwarb einen Ruf von geschäftlicher Redlichkeit oder Unredlichkeit, welcher für ihn belangreicher war als der Gewinn, den er durch die Uebervortheilung gelegentlicher Käufer erzielen konnte. Aber bei dem großen Maßstab des modernen Handelsverkehrs, bei der bedeutenden Steigerung der Concurrenz und der ungeheuren Ausdehnung des Geschäftsverkehrs, auf welchen die Concurrenz sich erstreckt, hängen die Verkäufer so wenig von ständigen Kunden ab, daß ihr Ruf viel weniger belangreich für sie wird, während sie auch mit viel geringerer Sicherheit darauf rechnen können, den Ruf zu erhalten, den sie verdienen. Auf tausend Menschen, denen die niedrigen Preise, welche der Händler ankündigt, bekannt werden, kommt ein einziger, der selbst entdeckt oder von Anderen erfahren hat, daß die schlechte Qualität der Waaren ihren niedrigen Preis mehr als ausgleicht; und gleichzeitig machen die viel größeren Reichthümer, welche heutzutage einige Händler erwerben, die Habsucht aller rege, und die Gier nach raschem Gewinn verdrängt bei ihnen den bescheidenen Wunsch, sich von ihrem Geschäfte zu ernähren. Auf diese Weise dringt in dem Maße, als der Wohlstand zunimmt und immer lockendere Aussichten sich eröffnen, die Spielwuth mehr und mehr in das kaufmännische Leben; und wo diese die Oberhand gewinnt, werden nicht nur die einfachsten Regeln der Klugheit vernachlässigt, sondern es empfangen auch alle, selbst die gefährlichsten Formen der kaufmännischen Unredlichkeit einen Impuls von erschreckender Stärke. Eben dieß hat man im Sinne, wenn man von der Intensität der heutigen Concurrenz spricht. Es ist fernerhin zu bemerken, daß wenn diese Intensität eine gewisse Höhe erreicht und wenn ein Theil der Producenten oder Verkäufer einer Waare zu einer der betrügerischen Proceduren gegriffen hat, über deren zunehmende Häufigkeit jetzt so viel geklagt wird, wie: Verfälschung, Verkürzung des richtigen Maßes u. s. w., die Versuchung, diese betrügerischen Kniffe nachzuahmen,

auch auf Solche übermächtig wirkt, welche von selbst nie auf Aehnliches verfallen wären; denn das Publicum kennt zwar die niedrigen Preise, welche in Folge der Fälschungen allein möglich geworden sind, aber es entdeckt nicht sofort — und entdeckt mitunter überhaupt nicht — daß die Waare selbst den niedrigeren Preis nicht werth ist; und da es sich nicht dazu versteht, einen höheren Preis für eine bessere Waare zu bezahlen, so befindet sich der redliche Händler dem unredlichen gegenüber im empfindlichsten Nachtheil. So werden diese betrügerischen Praktiken, sobald erst Einige damit begonnen haben, zu Handelsüsancen und die Sittlichkeit der handeltreibenden Classen sinkt tiefer und tiefer.

In dieser Hinsicht also haben die Socialisten die Existenz eines Uebels dargethan, welches nicht nur ein beträchtliches ist, sondern überdieß auch mit der Zunahme von Bevölkerung und Vermögen wächst und zu wachsen strebt. Man muß jedoch darauf hinweisen, daß die Gesellschaft sich bisher noch gar nicht der Mittel bedient hat, welche ihr für die Bekämpfung dieses Uebels schon jetzt zu Gebote stehen. Die Gesetze gegen kaufmännischen Betrug sind sehr mangelhaft und ihre Ausführung ist es noch mehr. Gesetze von dieser Art haben nur dann Aussicht, ernstlich durchgeführt zu werden, wenn ihre Durchführung zur speciellen Aufgabe bestimmter Personen gemacht wird; sie erfordern mehr als andere einen öffentlichen Ankläger. Es bleibt noch zu ermitteln, in wieweit es möglich ist, vermittelst des Strafgesetzes eine Classe von Vergehen zu unterdrücken, welche jetzt nur selten vor die Gerichte gebracht werden, und gegen welche, wenn dieß geschieht, die englische Rechtspflege eine höchst ungehörige Milde an den Tag legt. Aber gegen jene Classe dieser betrügerischen Handlungen, welche für die große Masse die wichtigste ist, jene Fälschungen nämlich, welche den Preis oder die Güte von Gegenständen des täglichen Verbrauchs berühren, kann die Bildung von Consumvereinen einen erheblichen Schutz gewähren. Durch diese Maßregel wird jede Anzahl von Consumenten, welche eine Verbindung zu diesem Zwecke eingeht, in den Stand gesetzt, die Detail-Händler zu übergehen und die Waaren unmittelbar vom Großhändler, oder noch besser (da es gegenwärtig Engros-Consumagenturen giebt) vom Producenten zu beziehen, wodurch sie sich von der schweren Abgabe, die sie jetzt an die Vermittler entrichten, befreien und gleichzeitig den gewöhnlichen Urhebern der Fälschungen und anderer Betrügereien aus dem Wege gehen. Die Aufgabe der Vertheilung wird auf diese Weise durch Mittelpersonen besorgt, welche von Leuten, die nichts Anderes als die Wohlfeilheit und Güte der

Waaren im Auge haben, ausgewählt und bezahlt werden, und es wird gleichzeitig möglich, die Anzahl der mit dieser Aufgabe Beschäftigten so sehr zu verringern, als es die Größe der zu erledigenden Arbeit nur irgend zuläßt. Die schwache Seite dieses Systems liegt in der bei den Dirigenten erforderlichen Geschicklichkeit und Verläßlichkeit und in der unvollkommenen Natur der Ober-Aufsicht, welche die Gesammtheit über sie ausüben kann. Aber der große Erfolg und die rasche Verbreitung des Systems beweisen, daß diese Schwierigkeiten sich in ziemlich befriedigender Weise überwinden lassen. Obgleich man nun bei diesem Vorgehen auf die wohlthätige, der Förderung der Wohlfeilheit dienliche, Tendenz der Concurrenz zwischen den Detailhändlern verzichten und dieselbe durch andere Bürgschaften ersetzen muß, so entgeht man doch auf jeden Fall der schädlichen Tendenz, welche eben dieselbe Concurrenz in Bezug auf die Verschlechterung der Qualität äußert; und das Gedeihen der Consumvereine beweist, daß dieser Vortheil nichts weniger als auf Kosten der Wohlfeilheit erreicht wird; denn der Gewinn des Unternehmens setzt dieselben in den Stand, den Kunden eine bedeutende Ermäßigung beim Preise eines jeden ihnen gelieferten Artikels zu gewähren. Soweit also diese Classe von Uebeln in Betracht kommt, ist bereits eine wirksame Abhilfe in Thätigkeit, welche, obwohl sie von socialistischen Principien an die Hand gegeben und zum Theil auf dieselben gegründet ist, doch mit der gegenwärtigen Eigenthumsordnung wohl vereinbar ist.

Gegen jene größeren und auffälligeren betrügerischen Handlungen im wirthschaftlichen Leben, oder gegen jene einem Betrug gleichkommenden Manöver, welche von Kaufleuten und Banquiers gegen einander oder zum Nachtheil von Personen begangen werden, die ihnen Geld anvertraut haben, und von denen so viele beklagenswerthe Fälle kund geworden sind, steht uns kein Hilfsmittel wie das im Vorigen beschriebene zu Gebote, und die einzige Abhilfe, welche die gegenwärtige Einrichtung der Gesellschaft verstattet, ist eine strengere Verurtheilung derselben durch die öffentliche Meinung und eine kräftigere Repression durch das Gesetz. Keines dieser beiden Mittel ist bisher in einer auch nur annähernd durchgreifenden Weise erprobt worden. Die Gelegenheit, bei welcher diese unredlichen Praktiken gewöhnlich an den Tag kommen, ist das Eintreten der Zahlungsunfähigkeit; aber die Urheber dieser Schlechtigkeiten werden nicht zu den Verbrechern, sondern zu den insolventen Schuldnern gezählt, und die Gesetze Englands und anderer Länder waren in früherer Zeit so grausam gegen die einfache Zahlungsunfähigkeit, daß man in Folge einer jener Reactionen, denen

die Ansichten der Menschen unterworfen sind, nunmehr in dem insolventen Schuldner vorwiegend einen Gegenstand des Mitleids erblickt, und zu denken scheint, daß das Gesetz und die öffentliche Meinung kaum schonend genug mit ihm verfahren kann. Vermöge eines Irrthums von entgegengesetzter Art, als ihn unsere Gesetze sonst zu begehen pflegen (denn diese lassen bei der Bestrafung von Vergehen die Frage der Wiedergutmachung des zugefügten Schadens gemeiniglich gänzlich außer Acht), hatte die auf Bankerotte bezügliche Gesetzgebung lange Zeit hindurch nur das eine Ziel im Auge: den Gläubigern zu den Resten ihres Eigenthums zu verhelfen. Der Bestrafung des Bankerottirers hingegen für andere Vergehen als jene, die dieser Absicht direct entgegenwirken, wurde so gut als gar kein Gewicht beigelegt. In den letzten drei oder vier Jahren hat sich ein leiser Rückschlag geltend gemacht, und es ist mehr als eine Bankerott-Acte erlassen worden, welche mit dem Bankerottirer etwas weniger glimpflich verfährt; allein der Haupt-Accent wird immer noch auf das pecuniäre Interesse der Gläubiger gelegt; und von einer geringen Zahl scharf umschriebener Handlungen abgesehen, wird den Verbrechen des Bankerottirers fast völlige Straflosigkeit zu Theil. Man darf daher zuversichtlich behaupten, daß, wenigstens in Großbritannien, die Gesellschaft die ihr zustehende Gewalt, kaufmännische Unredlichkeit in eine Gefahr für den Unredlichen zu verwandeln, keineswegs ausgenützt hat. Dieselbe gleicht vielmehr dem dreisten Wagestück eines Spielers, bei welchem alle Vortheile auf seiner Seite stehen; wenn der Streich gelingt, macht er sein Glück oder befestigt es; wenn er mißlingt, ist er höchstens ein armer Mann geworden, was ihm vielleicht bereits drohte, als er sich entschloß, sein Glück zu versuchen; und er wird von denen, die der Sache nicht auf den Grund sehen, und selbst von Vielen, die dieß thun, nicht als ein Ehrloser, sondern als ein Unglücklicher betrachtet. So lange nicht eine sittlich strengere und vernünftigere Behandlung der schuldbaren Crida versucht worden ist und fehlgeschlagen hat, kann man die kaufmännische Unredlichkeit nicht zu den Uebeln zählen, deren Herrschaft von dem Bestand der kaufmännischen Concurrenz untrennbar ist.

Ein anderer Punkt, in welchem sich bei den Socialisten, den Unionisten und anderen Parteigängern der Arbeit im Kampfe gegen das Capital zahlreiche Mißverständnisse zeigen, hat auf das Verhältniß Bezug, in dem sich der Gesammtertrag der Production in Wirklichkeit vertheilt, und auf den Theilbetrag desselben, welcher den Producenten wirklich entzogen wird, um Andere zu bereichern. Ich unterlasse es hier, vom Grund und Boden zu sprechen, da dieser Gegen-

stand eine besondere Behandlung erheischt. Aber in Betreff des im Geschäft verwendeten Capitals enthält die populäre Auffassung ein gutes Stück Irrthum. Wenn z. B. ein Capitalist £ 20,000 in seinem Geschäft anlegt und daraus ein Einkommen von, sagen wir, £ 2000 jährlich bezieht, so macht dieß auf die Menge den Eindruck, als ob er sowohl aus den £ 20,000 wie aus den £ 2000 den vollen Genuß zöge, während die Arbeiter nichts als ihre Löhne zu eigen haben. Aber in Wahrheit erhält er die £ 2000 nur unter der Bedingung, daß er von den £ 20,000 nichts für seinen eigenen Gebrauch verwendet. Er hat zwar die gesetzliche Verfügung darüber und kann sie, wenn es ihm beliebt, verschwenden, aber wenn er dieß thut, kann er nicht auch die £ 2000 jährlich beziehen. So lange er von seinem Capital ein Einkommen erhalten will, liegt es nicht in seinem Belieben, es dem Gebrauche Anderer vorzuenthalten. Soweit sein angelegtes Capital in Gebäuden, Maschinen und anderen Werkzeugen der Production besteht, ist es für die Production verwendet und nicht für den Lebensbedarf oder den Genuß irgend welcher Personen verfügbar. Der Theil, welcher also verfügbar ist (mit Einschluß dessen, was für die In-Stand-Haltung und Wiederherstellung der Gebäude und Werkzeuge verausgabt wird), wird an Arbeiter ausbezahlt und bildet ihre Vergütung und den auf sie fallenden Antheil am Ertrage der Production. So weit es sich um persönliche Verwendung handelt, haben sie das Capital, und er blos den Gewinn, der ihm nur unter der Bedingung zu Theil wird, daß er das Capital zur Befriedigung nicht der eigenen Bedürfnisse, sondern jener der Arbeiter verwende. Das Verhältniß, in welchem der Capitalgewinn gemeiniglich zum Capital selbst (oder vielmehr zum umlaufenden Theil desselben) steht, ist auch das Verhältniß, in welchem der Antheil des Capitalisten am Ertrag zum Gesammtantheil der Arbeiter steht. Selbst von seinem eigenen Antheil erhält er nur einen kleinen Theil in seiner Eigenschaft als Besitzer des Capitals. Denn der Theil des Ertrags, welcher dem Capital als solchem zufällt, wird durch die Capitalzinsen gemessen, da dieß alles ist, was der Besitzer des Capitals erhält, wenn er weiter nichts als das Capital selbst zur Production beisteuert. Nun betragen die Interessen von jenem Capital, das in Staatspapieren angelegt ist (und diese gelten als die sicherste Anlage), bei dem gegenwärtigen — seit vielen Jahren nur wenig veränderten — Zinsfuß ungefähr $3^1/_3$ Percent. Auch bei dieser Anlage ist ein gewisses geringes Risico vorhanden: die Gefahr eines Staatsbankerottes, die Gefahr, inmitten einer Handelskrisis die Papiere zu niedrigen Preisen

verkaufen zu müssen. Veranschlagen wir nun diese Gefahren mit 1/3 Percent, so bleiben 3 Percent übrig, welche wir als die Vergütung des Capitals nach Abzug der Versicherungsprämie ansehen können. Auf die Sicherheit einer Hypothek erhält man gewöhnlich 4 Percent, aber bei diesem Geschäfte sind beträchtlich größere Gefahren in Rechnung zu ziehen: die Unsicherheit des Rechtstitels auf Grund und Boden unter unserer schlechten Gesetzgebung, die Möglichkeit, das Pfandobject mit großen Auslagen an Gerichtskosten veräußern zu müssen, und die Verzögerung in der Bezahlung der Interessen, der man sich selbst dann, wenn das Capital ungefährdet ist, aussetzt. Wo Geld, unabhängig von jeder persönlichen Bemühung, ein größeres Einkommen abwirft, wie dieß manchmal, z. B. bei den Actien von Eisenbahn- und anderen Gesellschaften der Fall ist, da bietet doch der Ueberschuß kaum jemals eine Entschädigung für die Gefahr, das Capital ganz oder theilweise durch Mißwirthschaft einzubüßen, wie es bei der Brighton'er Eisenbahn-Gesellschaft geschah, deren Dividenden, nachdem sie 6 Percent jährlich betragen hatten, auf einen Stand zwischen Null und 1 1/2 Percent herabsanken, und deren Actien, die zu 120 gekauft worden waren, nicht höher als zu ungefähr 43 verkauft werden konnten. Wenn Geld zu den hohen Zinsen, von denen man gelegentlich hört, ausgeliehen wird, Zinsen, welche nur Verschwender und Personen in Geldverlegenheiten bewilligen, so geschieht dieß darum, weil die Gefahr des Verlustes hier so groß ist, daß nur Wenige, die Geld besitzen, dazu bewogen werden können, ihnen überhaupt zu leihen. So wenig berechtigt ist das Geschrei über den „Wucher" als eine der drückenden Lasten, welche die Arbeiterbevölkerung zu tragen hat! Von dem Gewinn also, den ein Fabricant oder ein anderer Geschäftsmann aus seinem Capital zieht, kann nicht mehr als etwa 3 Percent als Ertrag des Capitals selbst veranschlagt werden. Wenn er bereit und im Stande wäre, diese ganze Summe seinen Arbeitern zu überlassen, unter welche sich bereits sein ganzes Capital, wie es von Jahr zu Jahr neu hervorgebracht wird, vertheilt, so könnte ihnen daraus nur eine unbedeutende Erhöhung ihres Wochenlohnes erwachsen. Ein großer Theil dessen, was er über die 3 Percent hinaus erhält, bildet eine Versicherungsprämie gegen die mannigfaltigen Verluste, denen er ausgesetzt ist; diesen Betrag kann er solider Weise nicht für seinen eigenen Bedarf verausgaben, sondern muß daraus eine Reserve bilden, um jene Verluste vorkommenden Falles zu decken. Der Rest gilt mit Fug als die Vergütung für seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß — als der Lohn für seine Arbeit als Oberaufseher. Allerdings wird, wenn er sehr viel

Glück im Geschäft hat, dieser Lohn ungemein reichlich ausfallen und in gar keinem Verhältniß zu dem Betrage stehen, den dieselbe Mühewaltung und Geschicklichkeit als Honorar erzielen würde. Aber andererseits setzt er sich einer schlimmeren Gefahr aus als dem Verluste seiner Stellung, der Gefahr nämlich, die Arbeit zu verrichten, ohne irgend etwas dadurch zu verdienen, der Gefahr, die Mühe und die Sorgen zu tragen und des Lohnes zu entrathen. Ich behaupte nicht, daß die Mißlichkeiten seiner Stellung ihre Vorrechte aufwiegen, oder daß ihm kein Vortheil aus seiner Lage erwächst, die ihn, anstatt zu einem geschickten Beaufsichtiger, der seine Dienste Anderen vermiethet, zu einem Capitalisten und Arbeitgeber macht; aber für die Schätzung dieses Vortheils dürfen die großen Treffer in der Lotterie des Geschäftslebens nicht allein maßgebend sein. Wenn wir vom Gewinn der Einen den Verlust der Anderen abziehen und von dem verbleibenden Ueberschuß eine, auf Grund des Marktpreises fachmännischer Beaufsichtigung berechnete, entsprechende Vergütung für die Arbeit, Geschicklichkeit und die Sorgen Beider in Abrechnung bringen, dann wird der Rest ohne Zweifel noch immer ein beträchtlicher sein, aber im Vergleich zu dem — alljährlich reproducirten und in Gestalt von Arbeitslöhnen zur Vertheilung gelangenden — Gesammt-Capital stellt er sich viel geringfügiger dar, als er der Phantasie des Publicums erscheint; und wollte man ihn ganz und gar zum Antheil der Arbeiter schlagen, so würde dieser einen geringeren Zuwachs erfahren, als ihm durch irgendeine wichtige Erfindung im Maschinenwesen oder durch die Beseitigung von überflüssigen Zwischenhändlern oder anderen „Schmarotzern des Gewerbfleißes" zu Theil werden kann. Um jedoch den Antheil am Productionsertrage, welcher dem Capital als Vergütung anheimfällt, nicht in unvollständiger Weise abzuschätzen, dürfen wir nicht bei den Interessen stehen bleiben, die das gegenwärtig für die Production verwendete Capital aus dem Ertrag derselben bezieht, sondern müssen auch jene Zahlungen mit einschließen, welche an die früheren Eigner von Capital, welches unproductiv verausgabt wurde und jetzt nicht mehr vorhanden ist, geleistet werden und die natürlicherweise aus dem Ertrag anderen Capitals bestritten werden. Von dieser Art sind die Interessen der Staatsschuld, welche eine Ausgabe darstellen, mit der die Nation in Folge der Gefahren und Bedrängnisse vergangener Zeiten oder in Folge des Unverstandes oder Leichtsinns ihrer ehemaligen Herrscher belastet ist, an denen sie selbst einen mehr oder weniger großen Antheil gehabt hat. Hieher sind ferner die Interessen von den Schulden der Landeigenthümer und anderer

unproductiver Consumenten insoweit zu rechnen, als das entlehnte Geld nicht zu lohnenden Verbesserungen der productiven Kräfte des Bodens angewendet worden ist. Was das Grundeigenthum selbst betrifft — die Ueberweisung der Grundrente an einzelne Privat-Personen als deren Eigenthum, — so spare ich, wie schon erwähnt, diese Frage für eine spätere Erörterung auf; denn die Art und Weise des Grundbesitzes könnte in jeder als wünschenswerth erachteten Weise verändert, alles Land könnte sogar für Staats-Eigenthum erklärt werden, ohne daß dadurch das Eigenthumsrecht auf all das, was ein Erzeugniß menschlicher Arbeit und Enthaltsamkeit ist, irgendwie beeinträchtigt würde.

Es schien mir wünschenswerth, die Erörterung der Frage des Socialismus mit diesen Bemerkungen, welche die Uebertreibungen der Socialisten auf ihr wahres Maß zurückführen sollen, zu beginnen, damit die in Wirklichkeit zwischen dem Socialismus und der bestehenden Gesellschaftsordnung schwebenden Streitfragen keine unrichtige Auffassung erfahren. Es ist nicht wahr, daß uns das gegenwärtige sociale System — wie viele Socialisten glauben — einem Zustand von allgemeinem Elend und allgemeiner Unfreiheit entgegentreibt, vor dem der Socialismus allein uns bewahren kann. Die Uebel und Ungerechtigkeiten, die unter dem gegenwärtigen System bestehen, sind groß; aber sie sind nicht im Wachsen begriffen; im Gegentheil, die herrschende Tendenz zielt auf ihre, wenngleich langsame, Verminderung ab. Ueberdieß würde die Ausgleichung der in der Theilung des Productionsertrags zwischen Capital und Arbeit bestehenden Ungleichheiten, so sehr diese auch das natürliche Rechtsgefühl verletzen mögen, keineswegs einen so großen für die Hebung des niederen Lohnstandes verwendbaren Fonds ergeben, wie die Socialisten und Viele, die nicht Socialisten sind, anzunehmen geneigt sind. Es steht nicht so, daß man irgend einen in der gegenwärtigen Gesellschaft herrschenden Mißbrauch oder irgend eine derartige Ungerechtigkeit nur zu beseitigen brauchte, damit die Menschheit ihrer Leiden ledig und der Glückseligkeit theilhaft werde. Was uns zu thun obliegt, ist vielmehr dieses: wir haben zwei verschiedene Gesellschaftssysteme in leidenschaftloser Weise mit einander zu vergleichen, um entscheiden zu können, welches derselben die reichsten Hilfsquellen zur Ueberwindung der unvermeidlichen Bedrängnisse des Lebens darbietet. Und wenn wir finden sollten, daß die Beantwortung dieser Frage schwieriger ist und in höherem Maße als man gemeiniglich annimmt von moralischen und intellectuellen Bedingungen abhängt, so kann uns die Erwägung trösten, daß wahrscheinlich ein nicht allzu knapp be-

messener Zeitraum vor uns liegt, innerhalb dessen das Problem auf experimentellem Wege, durch den thatsächlichen Versuch, seine Lösung erhalten kann. Wir werden, so denke ich, finden, daß es für die Ausführbarkeit und Ersprießlichkeit der socialistischen Entwürfe keine andere stichhaltige Probe geben kann; desgleichen aber auch, daß die intellectuellen und sittlichen Grundlagen des Socialismus das aufmerksamste Studium verdienen, weil sie uns in vielen Fällen die leitenden Grundsätze für die Reformen an die Hand geben, welche unerläßlich sind, damit das gegenwärtige wirthschaftliche System der Gesellschaft in den Stand gesetzt werde, unter den denkbar günstigsten Umständen seine Lebens- und Leistungsfähigkeit zu erproben.

Die Schwierigkeiten des Socialismus.

Wir können Alle, die sich den Namen Socialisten beilegen, in zwei Gruppen sondern. Das Werk der ersten Gruppe sind jene Entwürfe einer neuen, das Privateigenthum und die individuelle Concurrenz beseitigenden, und durch andere Triebfedern des Handelns ersetzenden Gesellschaftsordnung, welche auf die Verhältnisse je einer Dorf- oder Stadtgemeinde berechnet sind; und nur durch Vervielfältigung solcher wirthschaftlicher Einheiten könnte die neue Ordnung der Dinge schließlich auf ein ganzes Land ausgedehnt werden. Von dieser Art sind die Systeme Owen's, Fourier's und der besonneneren und mehr philosophisch gearteten Socialisten überhaupt. Die andere Gruppe, welche auf dem Continent mehr als in Großbritannien zu Hause ist und die revolutionäre Schule der Socialisten heißen kann, hat sich ein weit kühneres Ziel gesetzt. Es ist dieß die Verwaltung der gesammten productiven Hilfsquellen eines Volkes durch eine gemeinsame Behörde, die Centralregierung des Landes. Und im Hinblick auf dieses Ziel erklären manche unter ihnen es auch für wünschenswerth, daß die arbeitenden Classen oder irgend Jemand zu deren Gunsten von dem gesammten Eigenthum des Landes Besitz ergreife und darüber zum allgemeinen Besten verfüge.

Welches immer die Schwierigkeiten der ersten dieser beiden Formen des Socialismus sein mögen, es ist klar, daß die zweite

mit eben denselben und außerdem noch mit vielen andern zu ringen hat. Die erste besitzt überdieß den großen Vorzug, daß sie sich schrittweise verwirklichen und daß ihre Tauglichkeit sich durch den Versuch erproben läßt. Sie kann zuerst an einem auserlesenen Kreise erprobt und dann in dem Maße ausgedehnt werden, als die Erziehungs- und Bildungsstufe der Menschen es gestattet. Sie muß nicht nothwendig ein Werkzeug des Umsturzes sein (und würde es im natürlichen Lauf der Dinge auch nicht werden), ehe sie sich fähig erwiesen hat, als ein Mittel des Wiederaufbaues zu dienen. Aber dieß gilt mit nichten von der anderen Form. Denn diese beabsichtigt die alte Ordnung mit einem Schlage durch die neue zu ersetzen, auf all das Gute zu verzichten, welches durch das gegenwärtige System verwirklicht wird (gleichwie auf all dasjenige, welches die weitere Vervollkommnung des Systems in reichem Maß in Aussicht stellt), und dafür ohne jegliche Vorbereitung das Problem in seiner schwierigsten Form in Angriff zu nehmen, wie man den Kreislauf des socialen Lebens ohne die Triebkraft fortführen könnte, welche denselben bisher allezeit unterhalten hat. Man muß gestehen, daß diejenigen, welche auf die Stärke ihrer subjectiven, bisher durch keinerlei thatsächliche Erprobung bekräftigten, Ueberzeugung hin ein so gefährliches Spiel wagen wollen, — welche Alle, die jetzt ein behagliches Dasein genießen, der einzigen ihnen zu Gebote stehenden Mittel, dasselbe fortzusetzen, mit Gewalt berauben, und das entsetzliche Elend und Blutvergießen, welches im Falle eines Widerstandes gegen diesen Versuch erfolgen müßte, auf sich nehmen wollen, daß diese Personen, sage ich, einerseits ein ungetrübtes Vertrauen in ihre eigene Weisheit und andererseits eine Gleichgiltigkeit gegen die Leiden Anderer besitzen müssen, welche Robespierre und St. Just, die bisher als mustergiltig für die Vereinigung dieser beiden Attribute galten, kaum erreicht haben dürften. Trotzdem ist es wohl begreiflich, daß dieser Plan sich einer ausgedehnteren Popularität erfreut als die vorsichtigere und vernunftgemäßere Form des Socialismus; denn er verspricht das, was er sich vorsetzt, rasch durchzuführen, und eröffnet schwärmerischen Anhängern die Aussicht, alle ihre Bestrebungen zu ihren Lebzeiten und mit einem Male verwirklicht zu sehen.

Wir werden jedoch am zweckmäßigsten verfahren, wenn wir die Besonderheiten der revolutionären Form des Socialismus erst dann in Betracht ziehen, nachdem wir die auf beide Formen gleichmäßig anwendbaren Erwägungen vorgebracht und nach Gebühr geprüft haben.

Der Ertrag der Erde würde auch nicht annähernd seine gegenwärtige Größe erreicht haben oder für die Erhaltung einer Zahl, wie die ihrer jetzigen Bewohner, genügen, wenn nicht zwei Bedingungen erfüllt wären: das Vorhandensein einer Fülle von kostspieligen Maschinen, Gebäuden und anderen Productions-Werkzeugen, und das Vermögen, große Unternehmungen zu beginnen und beträchtliche Zeit auf ihre Früchte zu warten. Mit anderen Worten, es ist eine bedeutende Ansammlung von Capital erforderlich, sowohl von solchem, das in Geräthschaften und Gebäuden fest angelegt ist, als auch von umlaufendem, das heißt, von derartigem Capital, welches zur Erhaltung der Arbeiter und ihrer Familien während der Zeit verwendet wird, welche verstreichen muß, ehe die productiven Verrichtungen vollendet und ihre Erzeugnisse eingeheimst sind. Diese Nothwendigkeit entspringt aus Naturgesetzen und ist mit den Bedingungen des menschlichen Lebens unlösbar verknüpft; aber diese Erfordernisse der Production, das umlaufende und das stehende Capital des Landes (wozu noch der Boden und Alles, was darin mitinbegriffen ist, hinzukommt) kann entweder das gemeinsame Eigenthum derjenigen sein, die davon Gebrauch machen, oder einzelnen Personen angehören; und es fragt sich, welche von diesen Einrichtungen für das Glück der Menschheit am zuträglichsten ist. Das charakteristische Merkmal des Socialismus besteht darin, daß die Werkzeuge und Mittel der Production allen Mitgliedern der Gesellschaft gemeinsam angehören, woraus sich die Folge ergiebt, daß die Vertheilung des Ertrags unter die Gesammtheit der Eigenthümer eine öffentliche Angelegenheit ist, die in Uebereinstimmung mit Regeln erfolgt, welche die Gesellschaft festsetzt. Der Socialismus schließt durchaus nicht das Privateigenthum an Verbrauchsgegenständen aus, das uneingeschränkte Recht jedes (männlichen oder weiblichen) Individuums auf seinen Antheil am Erträgniß und auf dessen Verwendung zum Verbrauch, zum Austausch oder zu Geschenken. Es könnte z. B. der Boden durchaus Eigenthum des Gemeinwesens zu landwirthschaftlichen oder anderen productiven Zwecken sein und auf gemeinsame Rechnung bearbeitet werden, und doch könnte die jedem Einzelnen oder jeder Familie als ein Theil ihrer Vergütung zugewiesene Behausung ihnen ebenso ausschließlich angehören (so lange sie ihr Theil zur gemeinsamen Arbeit beizusteuern fortfahren), als dieß jetzt mit irgend welcher Wohnstätte der Fall ist; und nicht allein vom Wohnhaus könnte dieß gelten, sondern desgleichen von jedem Stück Landes, welches die Verhältnisse der Gemeinde dem Hause als Ziergarten zu Zwecken

des Vergnügens zuzuweisen gestatten. Die unterscheidende Eigenthümlichkeit des Socialismus ist also nicht darin zu suchen, daß alle Dinge Gemeingut sind, sondern blos darin, daß die Production auf gemeinsame Kosten betrieben und die Productions-Mittel als gemeinschaftliches Eigenthum betrachtet werden. Die praktische Ausführbarkeit der socialistischen Einrichtungen im Umfange von Fourier's oder Owen's Gemeinden unterliegt mithin (then) gar keinem Zweifel. Eine ganz andere Bewandtniß hat es freilich mit dem Plan, die gesammte Production eines Volkes durch eine einheitliche oberste Leitung zu regeln; aber eine aus Ackerbautreibenden und Fabrikarbeitern bestehende Vereinigung von etwa zwei- bis viertausend Mitgliedern dürfte, falls die klimatischen und Boden-Verhältnisse nicht ganz besonders ungünstig sind, leichter zu leiten sein als so manche Actiengesellschaft. Die Frage ist nur die, ob dieser gemeinsame Betrieb Aussicht hat, ebenso erfolgreich zu wirken wie die selbständige Thätigkeit Einzelner mit eigenen Capitalien; und diese Frage muß von zwei Gesichtspunkten, erstens mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit des oder der leitenden Männer und zweitens mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der gewöhnlichen Arbeiter geprüft werden. Um die Frage möglichst zu vereinfachen, wollen wir annehmen, daß die zu beurtheilende Form des Socialismus der einfache Communismus sei, das heißt: die gleiche Vertheilung des Ertrags unter alle Theilhaber oder, dem noch höheren Standpunkt der Gerechtigkeit zufolge, für den Hr. Louis Blanc eintritt, die Vertheilung je nach der Verschiedenheit der Bedürfnisse, wobei aber die Natur der Pflichten sowie die (wirklichen oder scheinbaren) Verdienste oder Leistungen des Einzelnen keinen Einfluß auf die ihm zufallende Vergütung äußern. Es giebt andere Formen des Socialismus, vor allen den Fourierismus, welche aus Rücksichten der Gerechtigkeit oder Ersprießlichkeit für verschiedene Arten oder Grade von Leistungen verschiedene Vergütungen gestatten; aber die Prüfung dieser Abarten wollen wir uns für später aufsparen.

Wenn man das System des Privateigenthums mit dem des Communismus vertauschen wollte, würde die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Triebfedern sich nirgends stärker geltend machen als bei den Leitern der Geschäfte. Unter dem gegenwärtigen System, wo die Leitung gänzlich in den Händen einer oder mehrerer Personen liegt, welche das Capital entweder selbst besitzen oder doch die persönliche Verantwortlichkeit für dasselbe tragen, fällt aller Gewinn, durch den die beste Verwaltung sich

von der schlechtesten (bei der das Geschäft eben noch fortbestehen kann) unterscheidet, diesen leitenden Personen zu; sie ernten die ganze Belohnung für gute Wirthschaft, soweit sie nicht durch ihr eigenes Interesse oder durch Wohlwollen veranlaßt werden, dieselbe mit ihren Untergebenen zu theilen; und sie tragen den ganzen Schaden für Mißwirthschaft, soweit nicht durch denselben ihr Vermögen, weiterhin Arbeiter zu beschäftigen, beeinträchtigt wird. Dieses starke persönliche Motiv, alle ihre Kräfte für die Einträglichkeit und Wirthschaftlichkeit des Geschäftsbetriebes einzusetzen, würde unter der Herrschaft des Communismus in Wegfall gerathen, da die Geschäftsleiter keine andere Dividende als die übrigen Mitglieder des Gemeinwesens bezögen. Was in Kraft bliebe, wäre nur das Allen gemeinsame Interesse an einer Geschäftsführung, welche diese Dividende so ansehnlich als möglich macht, die Triebfedern des Gemeingeistes, der Gewissenhaftigkeit und das Streben nach Ehre und Ansehen auf Seiten der Leiter. Diese Beweggründe besitzen, insbesondere in ihrer Vereinigung, eine bedeutende Macht. Allein dieselbe ist von sehr verschiedener Stärke bei verschiedenen Personen und ist nach gewissen Richtungen weit größer als nach anderen. Nach der Aussage der Erfahrung sind, auf der niedrigen Stufe sittlicher Vollkommenheit, welche die Menschheit bisher erreicht hat, die Beweggründe der Gewissenhaftigkeit, der Ehre und des guten Rufes selbst dann, wenn sie zu einiger Stärke gediehen sind, doch in der Regel weit wirksamer als Hemmungen denn als thätige Antriebe; man darf mehr von ihnen erwarten, wo es gilt, Unrecht hintanzuhalten, als wo es sich darum handelt, alle Kräfte für die Verrichtungen des täglichen Lebens anzuspannen. Für die meisten Menschen giebt es nur einen einzigen Antrieb, welcher sich nachhaltig und unverwüstlich genug erwiesen hat, um die niemals fehlende Trägheit und Bequemlichkeit zu überwinden und sie zu drängen, sich ohne Unterlaß einer, an sich zumeist reiz- und anregungslosen, Arbeit hinzugeben. Dieß ist die Hoffnung auf Besserung ihrer Vermögenslage und jener ihrer Familie, und je enger ein Mehraufwand von Mühe mit einer entsprechenden Vermehrung ihres Ertrages verknüpft ist, desto gewaltiger wird sich dieser Antrieb erweisen. Wer das Gegentheil behauptet, hat damit auch gesagt, daß Ehre und Pflichtgefühl für die meisten Menschen — wie sie gegenwärtig sind — kräftigere Triebfedern des Handelns sind als ihre persönlichen Interessen, nicht etwa nur in Betreff einzelner Handlungen und Unterlassungen, rücksichtlich welcher dieser Gefühle eine ausnahmsweise Pflege erfahren haben, sondern mit Rücksicht auf die ge-

sammte Lebensführung; und zu solch einer Ansicht wird sich, wie ich glaube, Niemand bekennen. Man kann hier einwerfen, daß diese verhältnißmäßige Schwäche des Gemeinsinns nichts Unvermeidliches, sondern nur das natürliche Ergebniß einer unzulänglichen Erziehung ist. Ich gestehe dieß bereitwillig zu, wie ich auch zugebe, daß es selbst heute viele Menschen giebt, welche diese allgemeine Schwäche nicht theilen. Aber es muß viel Zeit dahinfließen, bevor diese Ausnahmen zu einer Mehrheit oder selbst nur zu einer beträchtlichen Minderheit anwachsen können. Die Erziehung menschlicher Wesen ist eine der allerschwierigsten Künste, und dieß ist einer der Punkte, betreffs deren sie bisher am allerwenigsten erreicht hat; überdieß können Verbesserungen in der Erziehung nicht anders als sehr allmählich stattfinden, da die künftige Generation von der gegenwärtigen erzogen wird und die sittlichen Mängel der Lehrer ihrer Fähigkeit, die Schüler zu besseren Menschen, als sie selbst sind, zu erziehen, eine unüberschreitbare Schranke setzen. Wenn wir es also nicht mit einem auserlesenen Theil der Bevölkerung zu thun haben, müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß für die sorgfältigste und eifrigste Besorgung der gewerblichen Aufgaben der Gesellschaft das persönliche Interesse noch lange Zeit hindurch ein wirksamerer Sporn sein wird als Beweggründe edlerer Natur. Man wird sagen, daß die Gier nach persönlicher Bereicherung heutzutage durch ihre eigenen Ausschreitungen, durch die unbesonnenen und oft unredlichen Wagnisse, zu denen sie verleitet, sich selbst entgegenarbeitet. Dieß ist richtig, und unter einem communistischen System würde diese Quelle des Uebels zum größten Theil verstopft sein. Ja, es ist selbst wahrscheinlich, daß Unternehmungslust, sei es von guter oder von verwerflicher Art, nur in geringem Maße vorhanden wäre, und daß der Geschäftsbetrieb im Allgemeinen der Herrschaft der Routine anheimfiele; umsomehr, als die Pflichterfüllung in solchen Gemeinwesen durch äußere Sanctionen erzwungen werden muß, und es um so leichter ist, jeden Einzelnen zur Erfüllung seiner Pflicht anzuhalten, je vollständiger sich dieselbe auf feste Regeln zurückführen läßt. Ein Umstand, welcher dieses Ergebniß noch wahrscheinlicher macht, ist die beschränkte Befugniß zu selbständigem Handeln, welche den Leitern zukäme. Sie würden ihre Stellung natürlich blos der Wahl der Gemeinde verdanken, welche sie jederzeit von ihren Functionen entheben könnte, und dieses Verhältniß würde ihnen, selbst wenn es nicht so in der Verfassung des Gemeinwesens vorgesehen wäre, die Nothwendigkeit auferlegen,

sich der allgemeinen Zustimmung der Menge zu versichern, bevor sie eine Aenderung in der hergebrachten Weise des Geschäftsbetriebes eintreten lassen. Die Schwierigkeit, eine zahlreiche Körperschaft zu Abänderungen der gewohnten Arbeitsweise zu vermögen, welche oft große Störungen mit sich bringen, und deren Gefahren weit augenfälliger sind als ihre Vortheile, würde sehr dahin wirken, alle Dinge in ihren gewohnten Geleisen zu erhalten. Andererseits hat die Erwählung dieser Leiter durch Personen, welche an dem Gedeihen der Unternehmung unmittelbar betheiligt sind, und welche eigene Erfahrung und hinreichende Gelegenheit sich ein Urtheil zu bilden besitzen, im Durchschnitt mehr Aussicht, eine geschickte Verwaltung zu erzielen als die Zufälligkeiten der Geburt, welche heutzutage so oft darüber entscheiden, wer der Eigenthümer des Capitals wird. Dieß mag richtig sein; und wenn man auch erwiedern kann, daß der Besitzer ererbten Capitals ganz ebenso gut wie die Gemeinde einen Geschäftsleiter, welcher tauglicher ist als er selbst, verwenden kann, so verschafft er sich dadurch doch nur ebenso günstige, und nicht günstigere Bedingungen, als jene. Zu Gunsten der gegnerischen Seite muß nun aber gesagt werden, daß unter dem communistischen System die zur Leitung am meisten befähigten Personen wahrscheinlich nur selten bereit sein würden, dieselbe zu übernehmen. Gegenwärtig genießt der Geschäftsleiter, selbst wenn er nur ein besoldeter Beamter ist, eine ungleich höhere Vergütung, als die anderen bei dem Geschäfte verwendeten Personen, und seinem Ehrgeiz stehen noch höhere sociale Stellungen offen, für welche ihm seine Thätigkeit als Geschäftsleiter die Wege ebnet. In einer communistischen Gesellschaft wären ihm alle diese Vortheile versagt, er würde vom Erträgniß der Arbeit des Gemeinwesens keinen anderen Antheil empfangen als jedes andere Mitglied; er hätte nicht mehr die Hoffnung, aus der Classe der Entlohnten in jene der Capitalisten aufzusteigen; und während er in keiner Hinsicht besser gestellt wäre als ein anderer Arbeiter, würden seine Sorgen und seine Verantwortlichkeit um so viel größer sein, daß wahrscheinlich gar Viele die minder beschwerliche Stellung vorziehen würden. In dieser Schwierigkeit hat bereits Plato einen möglichen Einwand gegen das in seiner Republik vorgeschlagene System der Gütergemeinschaft innerhalb einer herrschenden Classe erkannt; und das Motiv, von dem er erwartete, daß es die geeigneten Männer veranlassen würde, trotz des Fehlens aller gewöhnlichen Lockmittel die Lasten und Sorgen der Herrschaft auf sich zu nehmen, war kein anderes als die Furcht, von schlech-

teren Männern regiert zu werden. Dieß ist in der That der Beweggrund, auf den man sich der Hauptsache nach verlassen müßte; die zur Leitung tauglichsten Männer würden sich zur Uebernahme derselben bereit finden lassen, damit diese nicht in unfähigere Hände gerathe. Und dieser Beweggrund würde sich wahrscheinlich dann wirksam erweisen, wenn der Eindruck vorherrschte, daß das Gemeinwesen durch unfähige Leitung dem Untergange oder auch nur einer unverkennbaren Verschlechterung seiner Lage entgegengeht. Aber man dürfte in der Regel nicht erwarten, daß dieses Motiv auch dort zur Geltung käme, wo es sich darum handelte, nicht den Verfall hintanzuhalten, sondern nur den Fortschritt zu fördern; — es wäre denn im Falle von Erfindern oder Projectanten, welche begierig sind, irgend einen Plan, von dem sie sich große und sofortige Vortheile versprechen, zu erproben. Und Leute dieser Art sind sehr oft durch ihr allzu sanguinisches Temperament und mangelhaftes Urtheil schlecht dazu befähigt, an der Spitze der Geschäfte zu stehen; überdieß haben sie, selbst wenn sie diese Befähigung besitzen, zu allermeist mit den Vorurtheilen der Durchschnittsmenschen zu kämpfen. Sie würden es daher in vielen Fällen nicht einmal bis zur Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten und dahin bringen, daß die Genossenschaft ihre Entwürfe annähme und ihnen die Geschäftsleitung übertrüge. Der communistische Betrieb würde somit allem Anschein nach weniger als der Privatbetrieb jenes Eröffnen neuer Bahnen und jene Aufopferung augenblicklicher Vortheile für entferntere und ungewisse begünstigen, welche zwar selten völlig gefahrlos, aber trotzdem eine unerläßliche Bedingung für das Zustandekommen großer Verbesserungen im wirthschaftlichen Loose der Menschheit ist, ja sogar für die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes, im Hinblick auf die stets anwachsende Zahl der zu ernährenden Bevölkerung.

Wir haben bisher die verschiedenen Beweggründe blos in Rücksicht ihrer Einwirkung auf die leitenden Männer der Genossenschaft in Betracht gezogen. Sehen wir nun zu, wie es sich in dieser Hinsicht mit den gewöhnlichen Arbeitern verhielte.

Das einzige persönliche Interesse, welches dieselben unter der Herrschaft des Communismus an der redlichen und eifrigen Verrichtung ihrer Arbeit hätten, wäre ihr Antheil an dem Gesammt-Interesse. Doch stünde es in dieser Hinsicht nicht schlimmer, als es gegenwärtig in Betreff der großen Mehrheit der Mitglieder der arbeitenden Classen steht. Denn da dieselben heutzutage feste Löhne erhalten, sind sie von einem unmittelbaren persönlichen Interesse an der Ergiebigkeit ihrer Arbeit so weit entfernt, daß

sie nicht einmal jenen Antheil am allgemeinen Interesse haben, welcher unter einem communistischen System jedem Arbeiter zukäme. Demzufolge ist auch die geringe Leistungsfähigkeit der gemietheten Arbeit und die unvollkommene Art und Weise, in welcher dieselbe die wirklichen Fähigkeiten der Arbeiter zur Entfaltung bringt, ein Punkt, in Betreff dessen alle Welt einig ist. Der Ruf, in dem ein Lohnarbeiter steht, ist für diesen freilich keineswegs gleichgiltig. Findet doch der gute Arbeiter leichter Beschäftigung und mitunter auch höhere Entlohnung. Auch ist für ihn die Möglichkeit vorhanden, sich zur Stellung eines Aufsehers oder eines anderen untergeordneten Beamten emporzuschwingen, welche nicht nur besser als gewöhnliche Arbeit bezahlt wird, sondern ihm mitunter auch den Weg zu noch vortheilhafteren Posten eröffnet. Aber dagegen ist für die andere Seite in Rechnung zu bringen, daß unter der Herrschaft des Communismus die allgemeine Gesinnung der Gemeinde, welche ja aus den Cameraden bestünde, unter deren Augen jedermann arbeitete, sicherlich gute und angestrengte Arbeit begünstigen würde und der Trägheit, Nachlässigkeit und Vergeudung abhold wäre. Dieß ist unter dem gegenwärtigen System so wenig der Fall, daß die öffentliche Meinung der arbeitenden Classen im Allgemeinen in der gerade entgegengesetzten Richtung thätig ist. Die Satzungen mancher Gewerkvereine verbieten geradezu ihren Mitgliedern, in ihren Leistungen ein gewisses Maß zu überschreiten, damit nicht die für die Ausführung der Arbeit erforderliche Anzahl von Arbeitern verringert werde, und aus demselben Grunde stößt die Einführung von arbeit-sparenden Einrichtungen oft auf heftigen Widerstand. Wenn man dagegen einen Zustand eintauschte, in welchem jedermann ein Interesse daran hätte, jeden Anderen so geschickt, thätig und sorgsam als möglich zu machen (wie dieß unter der Herrschaft des Communismus der Fall wäre), so würde dieß eine sehr entschiedene Wandlung zum Besseren bedeuten.

Es lassen sich jedoch — und diese Thatsache verdient ernste Beachtung — die Hauptmängel des gegenwärtigen Systems in Rücksicht auf die Ergiebigkeit der Arbeit verbessern und die hauptsächlichen Vorzüge des Communismus erreichen, ohne daß man es nöthig hätte zu Einrichtungen zu greifen, welche mit dem Privateigenthum und der freien Concurrenz unvereinbar sind. Ein ansehnlicher Fortschritt ist bereits durch die Einführung der Stück-Arbeit in jenen Gewerben, welche dieselbe zulassen, erzielt worden. Dadurch wird das persönliche Interesse des Arbeiters mit der Quantität der von ihm geleisteten Arbeit enge verknüpft, — aller-

dings weniger mit der Qualität derselben, für welche immer noch die Wachsamkeit des Arbeitgebers die einzige Sicherheit bietet; auch steht die Stückarbeit durchaus nicht in besonderer Gunst bei den Arbeitern selbst, welche, im Gegentheile, sich ihr oft ernstlich widersetzen, weil sie dieselbe für ein Mittel zur Einschränkung des Arbeits-Marktes halten. Und sie haben in der That guten Grund zu ihrer Abneigung, wenn es, wie versichert wird, ein beliebter Kunstgriff der Arbeitgeber ist, zuerst durch Stück-Arbeit das Maximum dessen, was ein guter Arbeiter leisten kann, zu ermitteln, und dann den Preis der Stück-Arbeit so niedrig anzusetzen, daß er durch diese auf's Aeußerste gespannte Thätigkeit nicht mehr erwerben kann, als was sie ihm als Taglohn für gewöhnliche Arbeit hätten zahlen müssen.

Es giebt aber eine weit vollständigere Abhilfe gegen die Nachtheile der gemietheten Arbeit, als die Einführung der Stück-Arbeit gewähren kann. Dieselbe besteht in der sogenannten industriellen Theilhaberschaft (industrial partnership), in der Heranziehung der ganzen Masse der Arbeiter zur Theilnahme am Geschäftsgewinn, indem man nach Abzug einer gewissen Vergütung für den Capitalisten den gesammten Reinertrag oder einen bestimmten Theil desselben, in Form eines nach Percenten bemessenen Zuschlags zu den Löhnen, unter alle bei der Arbeit mitwirkenden Personen vertheilt. Diese Maßregel hat sich in England sowohl als anderswo in vorzüglichster Weise bewährt. Sie hat sämmtliche in solch einem Unternehmen beschäftigte Arbeiter dazu bestimmt, dem Gedeihen desselben die sorgfältigste Pflege zu widmen; sie hat ebenso sehr die eifrige Mühewaltung gefördert als der Vergeudung Einhalt gethan, und dadurch in den Geschäften, in denen dieses System eingeführt wurde, die Vergütung für jede Art von Arbeitsleistung sehr wesentlich gehoben. Es ist einleuchtend, daß dasselbe einer unbeschränkten Ausdehnung fähig ist und eine unbegrenzte Steigerung des den Arbeitern zufallenden Gewinnantheils gestattet, so lange nur den Leitern der erforderliche Grad von persönlichem Interesse an dem Gelingen des Unternehmens gewahrt bleibt. Es ist sogar, wenn erst derartige Einrichtungen sich eingebürgert haben, nicht unwahrscheinlich, daß viele solche Unternehmungen zu irgend welcher Zeit (anläßlich des Ablebens des Chefs oder seines Rücktritts vom Geschäfte) durch freies Uebereinkommen in reine cooperative Genossenschaften werden verwandelt werden.

Es stellt sich also heraus, daß der Communismus in Bezug auf die Beweggründe, welche die große Masse der Arbeiter zur

Kraftanstrengung bestimmen, keinen Vorzug besitzt, den sich nicht auch das System des Privateigenthums zu eigen machen könnte; daß er hingegen in Bezug auf die leitenden Männer weit ungünstigere Verhältnisse als das letztere darbietet. Es haften ihm auch einige, wie es scheint unabwendbare, Uebelstände in Folge der Nothwendigkeit an, über gewisse Fragen in einer mehr oder weniger willkürlichen Weise zu entscheiden, welche sich unter dem bestehenden System, oft zwar schlecht genug, aber doch von selbst erledigen.

Allen, welche bei der Arbeit mitwirken, gleiche Entlohnung zu geben, ist eine einfache und von gewissen Gesichtspunkten aus eine gerechte Vorschrift. Aber es ist das eine sehr unvollkommene Gerechtigkeit, wenn nicht auch Jedem eine gleich große Arbeitsleistung zugetheilt ist. Nun sind aber die mannigfachen Arten von Arbeitsleistungen, deren jede Gesellschaft bedarf, sehr verschieden an Schwierigkeit und Unannehmlichkeit. Diese gegen einander so abzumessen, daß man qualitative Unterschiede in quantitative umsetzen kann, ist so schwierig, daß die Communisten gewöhnlich vorschlagen, ein Jeder solle in einer gewissen Reihenfolge jede Art von Arbeit verrichten. Aber dieß würde einen fast völligen Verzicht auf die wirthschaftlichen Vortheile der Arbeitstheilung bedeuten, welche Vortheile zwar von den Nationalökonomen häufig überschätzt werden (oder richtiger, sie unterschätzen vielfach die Bedeutung der diesen Vortheilen gegenüberstehenden Nachtheile), die aber doch mit Rücksicht auf die Ergiebigkeit der Arbeit sehr beträchtlich sind, und zwar aus zwei Gründen: einmal weil dieses Zusammenwirken von Beschäftigungen es ermöglicht, daß die Arbeit sich mit einiger Rücksichtnahme auf die specielle Eignung und Fähigkeit der Arbeiter unter diese vertheilt, und dann, weil jeder Arbeiter dadurch, daß er sich auf eine Art von Arbeit beschränkt, in derselben größere Geschicklichkeit und Flinkheit erreichen kann. Demnach wäre diese Einrichtung, welche man als die unerläßliche Bedingung einer gerechten Vertheilung ansieht, wahrscheinlich ein sehr großer Nachtheil für die Production. Es hieße aber überdieß einen sehr mangelhaften Maßstab der Gerechtigkeit anlegen, wenn man von Jedem den gleichen Betrag von Arbeit verlangte. Verschiedene Menschen besitzen eine ungleiche, geistige und körperliche, Befähigung zur Arbeit, und was für den Einen fast ein Spiel ist, das ist eine unerträgliche Bürde für den Anderen. Es wird deshalb einer Behörde bedürfen, welche die Befugniß besitzt, Nachlässe von dem gewöhnlichen Arbeitsquantum zu gewähren, und die den Einzelnen zugetheilten Aufgaben einiger-

maßen mit ihren Fähigkeiten in Einklang zu bringen. So lange es aber träge oder eigennützige Personen giebt, welche lieber für sich arbeiten lassen, als selbst arbeiten, werden häufig genug Versuche unternommen werden, solche Nachlässe durch Protection oder durch falsche Vorspiegelungen zu erlangen, und die Vereitlung dieser Versuche wird erhebliche Schwierigkeiten verursachen und keineswegs allemal gelingen. In Genossenschaften allerdings, welche aus auserlesenen Personen bestehen, denen an dem Erfolg des Unternehmens ernstlich gelegen ist, werden sich diese Uebelstände, wenigstens eine Zeit lang, wenig fühlbar machen; aber Pläne für die Neugestaltung der Gesellschaft müssen mit dem Durchschnittsmenschen rechnen und außerdem mit der großen Zahl von Menschen, welche an persönlichen und socialen Tugenden weit unter dem Durchschnitt stehen. Die Händel und die Erbitterung, welche sich bei der Vertheilung der Arbeit überall, wo solche Personen in's Spiel kommen, unfehlbar ergeben würden, müßten den Frieden und die Eintracht schwer erschüttern, welche, nach der Erwartung der Communisten, unter den Mitgliedern ihrer Genossenschaften herrschen werden. Selbst unter den günstigsten Verhältnissen würde dieses gute Einvernehmen schwereren Störungen ausgesetzt sein, als die Communisten vorauszusetzen pflegen. Ihre Verfassung verhütet zwar, daß Streitigkeiten über materielle Interessen ausbrechen können; aus diesem Gebiet des menschlichen Strebens ist der Individualismus verbannt. Aber es giebt andere Gebiete, aus denen er sich durch keine Gesetzes-Bestimmung verbannen läßt; auch unter einem communistischen System wird der Wettstreit um Ansehen und persönliche Macht nicht ausbleiben. Wenn den selbstsüchtigen Tendenzen das Gebiet des Gelderwerbs und der materiellen Interessen, welches ihr gewöhnlichster Tummelplatz ist, entzogen wird, so werden sie das ihnen noch verbleibende Terrain desto nachdrücklicher behaupten; und wir dürfen erwarten, daß die Kämpfe um Vorrang und Einfluß auf die Verwaltung mit um so größerer Erbitterung werden geführt werden, da die aus ihrer gewohnten Bahn gelenkten selbstischen Triebe der Menschen nunmehr nur auf diesem Wege ihre Befriedigung werden suchen müssen. Aus allen diesen Gründen steht zu vermuthen, daß die communistischen Gemeinden gar oft nichts weniger als jenes bestechende Gemälde gegenseitiger Liebe und Einmüthigkeit des Willens und der Gesinnung aufweisen würden, welches die Communisten entwerfen, gleichwie daß Parteiungen dieselben häufig spalten und nicht selten auch zerreißen würden.

Andere und zahlreiche Keime der Zwietracht trägt die dem communistischen Princip innewohnende Nothwendigkeit in ihrem Schooße, Fragen von dem höchsten Belang für jeden Einzelnen, welche gegenwärtig dem individuellen Ermessen überlassen bleiben können und wirklich überlassen bleiben, durch die öffentliche Stimme zu entscheiden. Man denke z. B. an die Frage der Erziehung. Alle Socialisten sind in ihrer Anerkennung der unermeßlichen Bedeutung der Jugend-Erziehung einig. Es steht hierbei — von den Gründen abgesehen, die für alle Welt gelten — für ihr gesellschaftliches System, welches an die Einsicht und Sittlichkeit des einzelnen Bürgers so ungleich höhere Ansprüche stellt, noch weit mehr als für jedes andere auf dem Spiele. Unter der Herrschaft des Communismus wäre es nun die Sache der Gesammtheit, die hierauf bezüglichen, für Alle ohne Ausnahme geltenden Anordnungen zu treffen; denn Eltern, welche ihre Kinder in irgend welcher anderer Weise erzogen zu sehen wünschten, würden der hiefür erforderlichen Geldmittel entrathen und wären auf den Einfluß beschränkt, den ihr eigener persönlicher Unterricht zu üben vermöchte. Allein jedes volljährige Mitglied der Gemeinde hätte bei der Wahl des zur allgemeinen Anwendung bestimmten Systems eine gleichberechtigte Stimme. Hier liegt uns denn eine überaus ergiebige Quelle des Zwiespaltes vor Augen. Alle die in Betreff der Erziehung ihrer eigenen Kinder irgend welche besondere Meinungen oder Wünsche hegten, könnten dieselben nur dann zu verwirklichen hoffen, wenn es ihnen gelänge, die Entscheidung des Gemeinwesens in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Es thut nicht Noth eine Reihe anderer wichtiger Fragen, bezüglich deren sich wahrscheinlich tiefgreifende und oft unversöhnliche Meinungsverschiedenheiten ergeben würden (z. B. die Verwendungsweise der productiven Hilfsquellen der Genossenschaft, die Bedingungen des socialen Lebens, die Beziehungen der Gemeinde zu anderen Genossenschaften u. s. w.), in erschöpfender Weise aufzuzählen. Allein selbst die zu erwartenden Zwistigkeiten wären für die Zukunft der Menschheit weit weniger gefahrdrohend als jene trügerische Einmüthigkeit, welche dadurch entstünde, daß alle individuellen Meinungen und Wünsche durch das Machtgebot der Mehrheit in den Staub getreten würden. Die Hindernisse, welche sich dem menschlichen Fortschritt in den Weg stellen, sind allezeit groß, und es bedarf eines Zusammentreffens glücklicher Umstände, damit sie überwunden werden. Allein hiefür ist es unerläßlich, daß die menschliche Natur die Möglichkeit besitze, sich nach mannigfachen Richtungen, im Denken wie im Handeln, frei und un-

gehemmt zu entfalten, daß die Menschen für sich selber denken und für sich selber Versuche anstellen und nicht ihren Herrschern (diese mögen nun im Namen einiger Weniger oder der Mehrzahl regieren) die Befugniß übertragen, für sie zu denken und ihnen vorzuschreiben, wie sie zu handeln haben. In einem communistischen Gemeinwesen wäre jedoch das Privatleben in einem geradezu beispiellosen Maße der Herrschaft der öffentlichen Gewalten unterworfen, und der individuellen Geistes- und Charakter-Entwicklung wären engere Grenzen gesteckt, als dieß bisher unter den Vollbürgern irgend eines Staates der Fall war, der zu den fortschrittlichen Zweigen der menschlichen Gattung gezählt hat. Schon jetzt macht sich der einengende Druck, welchen die Mehrheit auf die Individualität ausübt, als ein großes und in Zunahme begriffenes Uebel fühlbar; der Communismus würde dasselbe wahrscheinlich noch bedeutend steigern, und eine Milderung des Uebels ließe sich vielleicht nur dann erwarten, wenn die Einzelnen das Recht hätten, nach freier Wahl in eine Genossenschaft von Gleichgesinnten einzutreten.

Ich häufe diese Erwägungen nicht in der Absicht, um kraft derselben die Möglichkeit zu bestreiten, daß die communistische Productionsweise in irgend einem künftigen Zeitalter die den Bedürfnissen und Verhältnissen der Menschheit am meisten entsprechende Gesellschaftsform sein wird. Dieß ist, wie ich denke, eine offene Frage und wird es lange Zeit bleiben; neues Licht wird fortwährend auf dieselbe fallen, sowohl auf Grund von Versuchen, die man unternehmen wird, um das communistische Princip unter günstigen Umständen zu erproben, als in Folge der Verbesserungen, welche das gegenwärtige System, das des Privatbesitzes, stufenweise erfahren wird. Nur das Eine ist gewiß, daß der Communismus zu seinem Gedeihen einer hohen Stufe der sittlichen wie der geistigen Bildung in allen Mitgliedern des Gemeinwesens bedarf, — der sittlichen, damit sie es lernen, ohne jede Aussicht auf Privatvortheil, nur auf Grund ihres Antheils am gemeinsamen Interesse der Genossenschaft, ihrer pflichtmäßigen Ergebenheit und ihrer Anhänglichkeit an dieselbe, die ihnen obliegende Lebensarbeit rechtschaffen und eifrig zu vollbringen, — der geistigen, damit sie im Stande seien, entfernte Interessen richtig abzuschätzen und auf verwickelte Erwägungen einzugehen, zum mindesten so weit als dieß nöthig ist, um hierauf bezügliche gute Rathschläge von schlechten zu unterscheiden. Nun verwerfe ich zwar ganz und gar die Meinung, daß es unmöglich sei, eine Geistes- und Gemüthsbildung, wie sie zu diesen Zwecken erforderlich ist, zum Erbgut

eines jeden Mitglieds der Nation zu machen; allein ich bin überzeugt, daß diese Aufgabe eine überaus schwierige und daß der Weg, der von unseren heutigen Zuständen dahin führt, ein sehr weiter ist. Ich lasse den Einwand gelten, daß der gegenwärtige Gesellschaftszustand in Rücksicht jener sittlichen Eigenschaften, auf welchen das Gedeihen des Communismus beruht, geradezu schädigend wirkt und daß nur ein communistisches Zusammenleben die Menschen mit Erfolg für den Communismus erziehen kann. Die Sache des Communismus ist es somit, seine sittenbildende Gewalt mittelst des praktischen Versuches zu erweisen. Versuche allein können darthun, ob bereits jetzt irgend ein Theil der Bevölkerung ein hinlänglich hohes Niveau sittlicher Bildung erreicht hat, damit der Communismus gedeihen und die nächste Generation dieses Kreises die Erziehung erhalten könne, ohne welche sich dieses hohe Niveau nicht dauernd behaupten läßt. Wenn communistische Genossenschaften zeigen, daß sie Bestand haben und gedeihen können, so werden sie sich vervielfältigen und voraussichtlich in den vorgeschritteneren Ländern immer weitere Volkskreise für sich gewinnen, sobald dieselben die für diese Lebensordnung erforderliche sittliche Reife erlangt haben. Allein eine unzureichend vorbereitete Bevölkerung — etwa unter dem Einfluß einer diesem Beginnen günstigen politischen Umwälzung — in communistische Genossenschaften zwängen zu wollen, dieß wäre ein Unternehmen, welches nur zu argen Enttäuschungen führen könnte.

Wenn der praktische Versuch nothwendig ist um die Leistungsfähigkeit des Communismus zu erproben, so gilt dieß nicht minder von jenen Formen des Socialismus, welche auf der Anerkennung der Schwierigkeiten des Communismus beruhen und diese durch die Anwendung geeigneter Mittel zu überwinden trachten. Die bedeutendste unter denselben ist der Fourierismus, welcher — wenn auch nur als eine Probe erfindsamen Scharfsinns — in hohem Maße die Aufmerksamkeit eines Jeden verdient, der die menschliche Natur oder die Gesellschaft zum Gegenstande seines Studiums gewählt hat. Es giebt kaum eine Einwendung oder Schwierigkeit, welche Fourier nicht vorhergesehen und der er nicht durch Veranstaltungen, die den Charakter von sich-selbst-regulirenden Apparaten besitzen, zuvorzukommen gesucht hätte, wobei er jedoch ein weniger hohes Princip der austheilenden Gerechtigkeit als das rein communistische zu Grunde legt, denn er läßt Ungleichheiten der Vertheilung und individuellen Capitalbesitz, wenngleich nicht die willkürliche Verfügung über denselben, bestehen. Das große Problem, dem er beizukommen strebt, ist die Frage, wie man die Arbeit

anziehend machen könnte; denn gelänge dieß, so wäre die hauptsächliche Schwierigkeit des Socialismus überwunden. Er behauptet, daß keine Art von nützlicher Arbeit an sich selbst oder für alle Menschen lästig und widerwärtig ist, und daß sie dieß nur dann wird, wenn ein Uebermaß von Anstrengung gefordert, wenn ihr der Reiz der Geselligkeit und der Sporn des Wetteifers entzogen oder wenn sie von den Menschen mit Geringschätzung betrachtet wird. Die Arbeiter eines Fourieristischen Dorfes sollen sich nach freier Wahl in Gruppen theilen, von denen sich jede einer anderen Art von Beschäftigung widmet, und dieselbe Person darf einer beliebigen Zahl solcher Gruppen angehören. Nachdem zunächst ein gewisses Minimum für den Unterhalt eines jeden Gemeindegliedes, dasselbe mag nun arbeitsfähig sein oder nicht, bei Seite gesetzt ist, vertheilt die Gesellschaft den Rest des Productions-Ertrages unter die verschiedenen Gruppen nach jenem Maßstab, der sich erfahrungsmäßig geeignet erweist, jeder Gruppe das erforderliche Quantum von Arbeitskräften, und kein größeres als dieses, zuzuführen; wenn sich ein allzu großer Zulauf zu gewissen Gruppen ergiebt, so gilt dieß als ein Anzeichen, daß sie im Verhältniß zu anderen allzu hoch entlohnt werden; finden irgend welche Gruppen zu wenig Zuspruch, so muß ihre Entlohnung erhöht werden. Die jeder Gruppe zugewiesene Quote wird in festen Verhältnissen unter drei Elemente: Arbeit, Capital und Talent vertheilt, wobei die Zuerkennung des auf das Talent entfallenden Antheils auf Grund einer Abstimmung der Gruppen-Mitglieder selbst erfolgt. Fourier spricht die Hoffnung aus, daß angesichts der Mannigfaltigkeit menschlicher Anlagen Jeder oder fast Jeder im Stande sein wird, sich in einer oder der anderen Gruppe hervorzuthun. Die Vergütung für das Capital soll so bemessen werden, daß sie die Einzelnen zu Ersparungen an ihrem Verbrauche in solchem Maße veranlaßt, daß dadurch das gemeinsame Capital bis zur wünschenswerthen Höhe vermehrt wird. Von erstaunlichem Scharfsinn zeugen die zahlreichen Vorrichtungen, welche dazu dienen sollen, kleineren Schwierigkeiten zu begegnen und geringere Uebelstände hinwegzuräumen. Im Hinblick auf diese mannigfachen Vorkehrungen geben sich die Fourieristen der Erwartung hin, daß die persönlichen Beweggründe zu gemeinnütziger Arbeit keineswegs beseitigt, sondern in hohem Maße verstärkt würden, da jede Mehranstrengung weit sicherer als heutzutage, wo so viel von den Zufällen der gesellschaftlichen Stellung abhängt, zu einer Mehrentlohnung führen würde. Die Ergiebigkeit der Arbeit wäre daher, wie sie meinen, eine beispiellose; und eine

nicht minder außerordentliche Arbeitersparniß würde sich daraus ergeben, daß Alles, was jetzt für nutzlose oder schädliche Dinge vergeudet wird, nützlichen Verwendungen zu gute käme, und daß ferner eine ungeheure Zahl nutzloser Vermittler entfiele, indem das Geschäft des Ein- und Verkaufs durch eine einzige Behörde für die ganze Gemeinde besorgt würde. Die individuelle Selbstbestimmung und freie Verfügung der Individuen über ihr Leben würde durchaus nicht mehr beschränkt werden, als nöthig erscheint, um der Gesammtheit die vollen Vortheile des Zusammenwirkens der Arbeit auf dem Gebiete der gewerblichen Verrichtungen zu sichern. Alles in allem gewährt solch eine Fourieristische Gemeinde an sich ein anziehendes Bild, und überdieß muthet sie der gewöhnlichen Menschennatur weit weniger zu als irgend ein anderes socialistisches System, das wir kennen. Es ist dringend zu wünschen, daß dieser Entwurf bald Gelegenheit finde, seinen Werth durch ein vollgiltiges Experiment zu erproben; denn auf keinem anderen Wege läßt sich über die Lebensfähigkeit eines neuen socialen Systems entscheiden*).

Unsere Durchmusterung der mannigfachen Schwierigkeiten, mit welchen der Socialismus behaftet ist, hat mithin zu dem folgenden Endergebniß geführt. Die verschiedenen Vorschläge, welche dahin zielen, die Hilfsquellen eines Landes durch collective statt durch private Thätigkeit auszubeuten, verdienen alle Beachtung und scheinen eines Versuches wohl werth zu sein; auch werden einige derselben möglicherweise dereinst sich fähig und würdig zeigen, die gegenwärtige Gesellschafts-Ordnung zu ersetzen. Doch lassen sich derartige Versuche zunächst nur mit auserlesenen Kräften in Angriff nehmen, und jene Entwürfe haben erst ihre Fähigkeit zu erweisen, die Menschheit im Großen und Ganzen zu der Entwicklungsstufe emporzuheben, welche eine unerläßliche Voraussetzung ihres gedeihlichen Wirkens bildet. Dieß muß selbstverständlicher Weise in

---

*) Die Grundsätze des Fourierismus hat Hr. Victor Considérant in seinen verschiedenen Schriften, insbesondere in dem Werke, welches La destinée sociale betitelt ist, mit ebenso viel Kraft als Klarheit dargestellt und vertheidigt. Doch sollte der Forscher es nicht unterlassen, die Schriften Fourier's selbst zu studiren, wo er unverkennbaren Spuren des Genies mitten unter den zügellosesten und unwissenschaftlichsten Phantasien über die physische Welt und sehr interessanten, aber voreiligen Speculationen über die Schicksale des Menschengeschlechtes in der Vergangenheit und Zukunft begegnen wird. Wir wollen nicht verschweigen, daß Fourier über einige wichtige sociale Fragen, wie z. B. über die Ehe, eigenthümliche Ansichten aufstellt, welche aber, wie er selbst erklärt, von seinem System der Gewerbthätigkeit ganz unabhängig und von demselben leicht zu trennen sind.

noch viel höherem Maße von dem weit vermessenereren Plane gelten, der dahin geht, den gesammten Boden und das ganze Capital eines Landes mit Beschlag zu belegen und sofort auf Rechnung der Gesammtheit zu verwalten. Auch wenn wir ganz und gar von dem Unrecht absehen, welches damit gegen die gegenwärtigen Besitzer verübt würde, ist der Gedanke, die gesammte Gewerbthätigkeit eines Landes von einem einzigen Mittelpunkte aus zu leiten, ein so augenfällig chimärischer, daß Niemand es bisher gewagt hat, in Betreff der Art und Weise seiner Verwirklichung irgend einen Vorschlag zu machen. Auch würden die revolutionären Socialisten, selbst wenn sie ihr nächstes Ziel erreicht hätten und den Gesammt-Besitz eines Landes in Händen hielten, es fast sicherlich unthunlich finden, in anderer Weise über denselben zu verfügen, als indem sie die Gesammtmasse zerschlügen und jeden derartigen Bruchtheil einer kleinen socialistischen Gemeinde zur Verwaltung überwiesen. Das Problem der Verwaltung, welches wir auch mit Rücksicht auf eine ausgewählte und für diese Aufgabe wohl vorbereitete Bevölkerung so überaus schwierig fanden, müßte jetzt ohne jegliche Vorbereitung, so gut es eben ginge, durch Vereinigungen von Menschen gelöst werden, welche kein anderes Band als das der örtlichen Nähe mit einander verknüpfte, oder die auf gut Glück aus der Gesammt-Bevölkerung herausgegriffen wären, welche alle Uebelthäter, alle Arbeitsscheuen und Lasterhaften, alle Jene, die an Ausdauer, Voraussicht und Selbstbeherrschung am tiefsten stehen, in sich schließt, und deren Mehrheit zwar nicht ebenso tief gesunken, aber gerade in Rücksicht der für den Erfolg des Socialismus wesentlichen sittlichen Eigenschaften, wie die Socialisten selbst versichern, durch den gegenwärtigen Gesellschaftszustand schwer geschädigt ist. Es heißt keineswegs zu viel behaupten, wenn man meint, daß die Einführung des Socialismus unter solchen Umständen zu nichts Anderem führen könnte als zu einem unheilvollen Zusammenbruch. Seinen Aposteln bliebe nur der Trost, daß die jetzt bestehende Gesellschaftsordnung noch vorher in Trümmer gegangen wäre, und daß Alle, die aus ihr Nutzen ziehen, in das gemeinsame Verderben mitgerissen würden. Es würde dieß wahrscheinlich für Manche unter ihnen ein wirklich tröstlicher Gedanke sein; denn wenn der Anschein nicht trügt, so ist die innerste Triebfeder gar vieler revolutionärer Socialisten nichts Anderes als der Haß, — ein Haß, der keiner Entschuldigung bedarf, in so weit er sich gegen die gegenwärtig bestehenden Uebel richtet, der sich jedoch unseliger Weise in der gewaltsamen Zerstörung des socialen Gebäudes um jeden Preis und selbst zum

Schaden der jetzt leidenden Classen Luft machen möchte, — von der Hoffnung getrieben, es werde aus dem Chaos eine neue, bessere Welt erstehen, und an jeder Möglichkeit einer anderen, mehr schrittweisen Verbesserung verzweifelnd. Diese Ungeduldigen vergessen jedoch, daß das Chaos die denkbar ungünstigste Vorbereitung für den Aufbau eines Kosmos ist, und daß lange Jahrhunderte des Kampfes, der Gewaltthätigkeit und der tyrannischen Bedrückung der Schwachen durch die Starken dahin gehen müßten, ehe ein solcher auch nur möglich würde. Sie wissen nicht, daß sie die Menschheit in jenen Natur-Zustand stürzen würden, in dem jedermann jedermanns Feind ist und den Hobbes*) mit so lebhaften Farben geschildert hat:

„Unter solchen Verhältnissen ist kein Raum für regelmäßige Arbeit, weil die Früchte derselben unsicher sind, und demgemäß giebt es keinen Anbau des Bodens, keine Schifffahrt, keinen Verbrauch von Gütern, welche zur See eingeführt werden, keine behagliche Wohnstätte, keine Werkzeuge, um Dinge, welche viel Kraft erfordern, in Bewegung zu setzen oder von der Stelle zu rücken, keine Kenntniß von der Oberfläche der Erde, keine Zeitrechnung, keine Wissenschaft, keine Kunst, keine Gesellschaft, und, was das Schlimmste ist, beständige Gefahr und Furcht vor einem gewaltsamen Tode in einem kurzen, einsamen, armseligen, ekeln und thierischen Leben."

Wenn es richtig ist, daß die ärmsten und elendesten Mitglieder der sogenannten civilisirten Gesellschaft sich jetzt ebenso schlecht befinden, als sich unter jener schlimmsten Form der Barbarei, welche aus der Zertrümmerung der Civilisation hervorgeht, ein jeder befände, so folgt daraus doch keineswegs, daß man den geeigneten Weg einschlägt, um die ersteren aus diesem Elend zu erheben, wenn man alle Anderen in dasselbe hinabstürzt. Im Gegentheile: nur durch die Hilfe der Ersten, welche sich emporgearbeitet haben, sind so viele Andere dem allgemeinen Loos entgangen, und nur von einer besseren Organisation desselben Processes ist eine endliche Erhebung auch der Uebrigen zu erwarten.

---

*) Leviathan, Theil I, Cap. 13.

Der Begriff des Privateigenthums ist kein fester, sondern ein wandelbarer.

Die voranstehenden Betrachtungen scheinen hinreichend zu beweisen, daß eine gänzliche Erneuerung des socialen Gebäudes, wie sie der Socialismus plant, der die ökonomische Verfassung der Gesellschaft auf ganz andere Grundlagen als Privateigenthum und freie Concurrenz stellen will, — daß eine solche Erneuerung, sage ich, so werthvoll sie auch als ein Ideal und selbst als eine Verkündigung des in ferner Zukunft zu Erreichenden sein mag, doch für die Linderung der gegenwärtig bestehenden Uebel nichts zu leisten vermag. Denn sie erheischt von den Trägern der neuen Ordnung sittliche und intellectuelle Eigenschaften, welche bei Allen erst zu erproben und bei den Meisten erst zu schaffen wären; und dieß läßt sich nicht durch eine Parlamentsacte, sondern im günstigsten Falle erst nach Ablauf eines langen Zeitabschnitts erreichen. Geraume Zeit hindurch wird mithin auch in Zukunft das Princip des Privateigenthums das Feld behaupten; und selbst wenn in irgend einem Lande eine Volksbewegung Socialisten an die Spitze einer revolutionären Regierung bringen sollte, so würde doch allen möglichen Verletzungen des Privateigenthums zum Trotze diese Institution selbst fortbestehen und entweder von denselben angenommen oder nach ihrer Vertreibung wieder eingesetzt werden; aus dem einfachen Grunde, weil die Menschen das Einzige, worauf sie heutzutage für ihre Sicherheit und ihren Lebensunterhalt angewiesen sind, nicht fahren lassen werden, ehe ein Ersatz dafür nicht nur ersonnen, sondern auch in thatsächliche Wirksamkeit getreten ist. Selbst diejenigen, welche das Eigenthum Anderer unter sich getheilt hätten — wenn es solche geben sollte —, würden danach streben, das was sie erlangt haben, zu behalten, und dem Eigenthum in den Händen der neuen Inhaber die Heiligkeit wiederzugeben, die sie ihm in den Händen der früheren Besitzer aberkannten.

Allein obgleich die Institution des Privateigenthums aus diesen Gründen voraussichtlich eine lange, wenn auch vielleicht keine ewige, Dauer zu gewärtigen hat, so folgt daraus doch keineswegs, daß dieselbe während dieses ganzen Zeitraums völlig unverändert bleiben muß, oder daß alle Rechte, welche man zur Zeit als zum Begriff des Eigenthums gehörig ansieht, wesentliche Elemente desselben sind und so lange bestehen müssen, als dieses selbst besteht. Es ist im Gegentheil denjenigen, welche aus den

die Eigenthumsverhältnisse regelnden Gesetzen den unmittelbarsten Nutzen ziehen, sowohl durch ihre Pflicht als durch ihr Interesse geboten, allen Vorschlägen, welche diese Gesetze für die Mehrzahl der Menschen irgend weniger drückend zu machen streben, unparteiisches Gehör zu schenken. Dieß wäre unter allen Umständen eine Pflicht der Gerechtigkeit, aber es ist überdieß eine Vorschrift der Klugheit, um sich den sicherlich nicht ausbleibenden Versuchen gegenüber nicht in's Unrecht zu setzen, welche dahin zielen werden die socialistischen Gesellschaftsformen vorzeitig in's Leben zu rufen.

Zu den Irrthümern, welche am häufigsten begangen werden und die größten praktischen Fehlgriffe in der Behandlung der menschlichen Angelegenheiten nach sich ziehen, gehört die Annahme, daß derselbe Name immer dieselbe Gruppe von Vorstellungen bezeichne. Kein Ausdruck ist diesem Mißverständniß öfter ausgesetzt gewesen, als das Wort Eigenthum. Es bedeutet für jeden Zustand der Gesellschaft die weiteste Befugniß des ausschließlichen Gebrauchs oder der ausschließlichen Verfügung über Sachen (und mitunter leider auch über Personen), welche das Gesetz gewährt oder das jeweilige Herkommen anerkennt; aber diese Befugnisse sind sehr wandelbarer Natur und in verschiedenen Ländern und Gesellschaftszuständen ungemein verschieden.

So zum Beispiel schloß das Eigenthumsrecht in alten Zeiten nicht das Recht der letztwilligen Verfügung in sich. Dieses Recht ist in den meisten Ländern Europa's erst spät eingeführt worden; und noch lange, nachdem es zur Geltung gelangt war, erfuhr es Einschränkungen zu Gunsten der sogenannten natürlichen Erben. Wo es nicht erlaubt ist, über sein Vermögen testamentarisch zu verfügen, dort ist das Privateigenthum nichts anderes als ein lebenslänglicher Nießbrauch. Und in der That lag es, wie Sir Henry Maine in seinem überaus lehrreichen Buch über „das alte Recht" so trefflich und eingehend dargethan hat, ursprünglich in dem Begriff des Eigenthums, daß es der Familie und nicht dem Einzelnen angehöre. Das Familienhaupt verwaltete dasselbe und war derjenige, der die Eigenthumsrechte thatsächlich ausübte. Wie in anderen Hinsichten, so beherrschte der Patriarch auch in dieser die Familie mit nahezu despotischer Gewalt. Aber es stand nicht in seiner Macht, den Miteigenthümern ihren Antheil zu entziehen; er konnte auch über das Eigenthum nicht derart verfügen, daß er ihnen die gemeinsame Nutznießung schmälerte oder ihr Erbrecht in Frage stellte. Nach den Gesetzen und dem Herkommen einiger Nationen konnte das Eigenthum nicht ohne die Zustimmung der

männlichen Nachkommen veräußert werden; in anderen Fällen war das Kind berechtigt, eine Theilung des Eigenthums und die Ausfolgung des ihm gebührenden Antheils zu verlangen, wie dieß in der Legende vom Verlorenen Sohn geschieht. Wenn die Familienglieder auch nach dem Tode des Oberhauptes vereinigt blieben, so erhielt dasselbe einen Nachfolger, der nicht immer einer seiner Söhne sein mußte; es konnte auch das älteste Mitglied der Familie, der Stärkste oder derjenige sein, den die Uebrigen dazu erkoren; und im Uebrigen blieb alles beim Alten. Wenn andererseits die Gemeinschaft sich in verschiedene Familiengruppen auflöste, nahm jede derselben ein Stück des Eigenthums mit sich. Ich sage des Eigenthums, und nicht des Erbes, denn es handelte sich hier nur um die Fortdauer von bereits bestehenden Rechten und nicht um die Entstehung von neuen; nur der Antheil des verstorbenen Oberhauptes fiel den Ueberlebenden durch Erbschaft zu.

Fassen wir das unbewegliche Eigenthum als solches in's Auge (die für ein primitives Zeitalter weitaus wichtigste Art des Eigenthums), so finden wir, daß dasselbe in Bezug auf Dauer und Ausdehnung großen Veränderungen unterlag. Nach jüdischem Gesetze war das Eigenthum an unbeweglichen Gütern blos von zeitweiliger Art; im Jubeljahr fielen dieselben wieder zum Behuf einer neuen Vertheilung an den Staat zurück; doch dürfte man diese Vorschrift in der historischen Periode des jüdischen Staates vermuthlich mit Erfolg umgangen haben. In vielen Ländern Asiens bestand vor dem Eindringen europäischer Ideen nichts, worauf der Ausdruck Landeigenthum, wie wir ihn verstehen, streng anwendbar gewesen wäre. Die Eigenthumsrechte waren unter verschiedene Parteien zersplittert und mehr durch Herkommen als durch Gesetze geregelt. Zuerst kam der Staat, der eine sehr bedeutende Grundrente erheben durfte. Die Höhe derselben war durch die Sitte und sogar durch alte Satzungen auf einen gewissen Theil des Rohertrags beschränkt, aber thatsächlich gab es keine feste Grenze. Der Staat konnte diesen seinen Antheil auf einen Einzelnen übertragen, welcher dadurch das Recht der Einsammlung und alle anderen Rechte des Staates, aber keines der an dem Boden haftenden Rechte einer Privatperson erwarb. Diese Privatrechte waren von verschiedener Art. Die wirklichen Bebauer des Bodens, oder doch diejenigen unter ihnen, welche lange Zeit daselbst seßhaft gewesen waren, hatten ein Recht, ihren Besitz zu behalten; es galt für ungesetzlich, sie zu vertreiben, so lange sie ihre Grundrente bezahlten, die gewöhnlich nicht durch ein Uebereinkommen, sondern durch das in der be-

treffenden Gegend geltende Herkommen bestimmt war. Zwischen den wirklichen Landbauern und dem Staat, oder dem Stellvertreter des Staates, welchem er seine Rechte übertragen hatte, standen Mittelspersonen mit Rechten von wechselndem Umfang. Es gab Regierungs-Beamte, welche den Antheil des Staates am Ertrag, oft in großen Gebieten, einsammelten; und obgleich sie verpflichtet waren, alles, was sie eingesammelt hatten, nach Abzug eines Percent-Antheils, der Regierung auszuliefern, war doch diese Stellung in ihrer Familie oftmals erblich. Es gab auch nicht selten Dorfgemeinden, welche aus den angeblichen Nachkommen der ersten Ansiedler bestanden. Diese theilten das Land oder den Ertrag desselben nach herkömmlichen Regeln unter sich; sie bebauten den Boden entweder selbst oder ließen ihn durch Andere bebauen, und ihre Stellung kam der eines Landeigenthümers nach englischer Auffassung überaus nahe. Doch war dieß kein individuelles, sondern Collectiv-Eigenthum; es war unveräußerlich (der Antheil der einzelnen Theilhaber konnte nur mit Zustimmung der Gesammtheit verkauft oder verpfändet werden) und wurde nach festen Regeln verwaltet. Im mittelalterlichen Europa wurde fast alles Land als Lehen für militärische oder landwirthschaftliche Dienstleistungen von dem Landesfürsten empfangen, und in Großbritannien anerkennt die Theorie des Gesetzes selbst jetzt noch, wo die Dienstpflicht und alle dem Souverän vorbehaltenen Rechte längst in Vergessenheit gerathen oder gegen Steuern vertauscht worden sind, bei keinem Privatmann ein uneingeschränktes Eigenthumsrecht auf den Boden; denn derjenige, der dieses Recht im vollsten Maße ausübt, der Besitzer eines Freigutes, wird nur ein „Lehensmann“ der Krone genannt. In Rußland war selbst zur Zeit, als die Bebauer des Bodens Leibeigene des Grundherrn waren, das Eigenthumsrecht des letzteren durch die Rechte der ersteren beschränkt, welche sie als eine Körperschaft, die ihre Angelegenheiten selbst verwaltete, besaßen, und in die er nicht eingreifen durfte. Ebenso blieben in den meisten Ländern des Festlandes von Europa nach der Abschaffung oder dem Erlöschen der Hörigkeit diejenigen, welche früher als Hörige den Boden bebaut hatten, im Besitz von Rechten, wie andererseits auch gewisse Verpflichtungen auf ihnen lasteten. Die großen Agrar-Reformen Stein's und seiner Nachfolger in Preußen bestanden in der Aufhebung dieser Rechte wie der ihnen entsprechenden Verpflichtungen und in der factischen Theilung des Bodens zwischen den ehemaligen Herren und den Bauern, welche an die Stelle des früheren beschränkten Besitzrechts beider Parteien auf das Ganze trat.

In anderen Ländern, wie in Toscana, ist der Halbpächter (métayer) thatsächlich der Miteigenthümer des Grundherrn, da das Herkommen, wenn auch nicht das Gesetz, ihm, so lange er die üblichen Bedingungen erfüllt, die Fortdauer des Besitzes und die Hälfte des Rohertrags gewährleistet.

Und ferner, gleichwie die Ausdehnung der Eigenthumsrechte, die sich auf dieselben Objecte beziehen, zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene ist, so findet ein gleicher Wandel auch in Betreff dieser Objecte selbst statt. In allen Ländern erstreckte sich das Recht des Eigenthums in früherer Zeit, und in vielen erstreckt es sich noch heute, auf den Besitz von menschlichen Wesen. Es hat oft Eigenthum an öffentlichen Aemtern, so z. B. in Frankreich vor der Revolution an Richterstellen und zahllosen anderen obrigkeitlichen Würden, gegeben; in Großbritannien haben wir immer noch einige käufliche Aemter, obwohl sie, wie ich glaube, kraft einer gesetzlichen Bestimmung mit dem Tode der gegenwärtigen Inhaber erlöschen werden; und wir gehen eben erst daran, die Käuflichkeit der Offizierspatente in der Armee aufzuheben. Oeffentliche Körperschaften, welche für gemeinnützige Zwecke gestiftet und mit Gütern ausgestattet wurden, rufen für ihren Besitzstand das gleiche unverletzliche Eigenthumsrecht an, wie Privatpersonen für den ihrigen; und obwohl eine gesunde politische Moral diesen Anspruch nicht billigen kann, wird er doch vom Gesetze anerkannt. Wir sehen also, daß das Eigenthumsrecht in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten verschieden ausgelegt und ihm eine wechselnde Ausdehnung gegeben wurde, und daß der Begriff Eigenthum ein veränderlicher ist, der oftmals Wandlungen erfahren hat und noch weitere Wandlungen zu erwarten haben mag. Es muß auch bemerkt werden, daß die Umgestaltungen, von denen er bisher in der fortschreitenden Entwickelung der Gesellschaft betroffen wurde, in der Regel Verbesserungen waren. Wenn daher von irgend einer Seite, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, behauptet wird, daß eine bestimmte Veränderung oder Modification der Befugnisse, welche den rechtmäßigen Eigenthümern gewisser Dinge über dieselben zustehen, dem allgemeinen Wohl zuträglich und für den Fortschritt förderlich wäre, so ist es jedenfalls kein entscheidendes Gegen-Argument, wenn man darauf erwiedert, daß die in Vorschlag gebrachte Neuerung dem Begriff des Eigenthums widerstreite. Der Eigenthumsbegriff ist nicht etwas, das sich im ganzen Lauf der Geschichte unabänderlich gleich geblieben ist und keinerlei Modificationen zuläßt; er ist vielmehr so wandelbar wie alle anderen

Schöpfungen des menschlichen Geistes. Das Wort Eigenthum ist jedesmal ein bündiger Ausdruck für die durch das Gesetz oder Herkommen einer gegebenen Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit verliehenen dinglichen Rechte; aber weder in dieser, noch in irgend welcher anderer Hinsicht können Gesetz und Herkommen eines gegebenen Landes und einer gegebenen Zeit den Anspruch auf ewige und unwandelbare Geltung erheben. Ein Reformvorschlag ist nicht nothwendig darum verwerflich, weil seine Annahme nicht die Anpassung aller menschlichen Angelegenheiten an die zur Zeit geltende Idee des Eigenthums, sondern die Anpassung der zur Zeit geltenden Idee des Eigenthums an die Entwicklung und Verbesserung der menschlichen Angelegenheiten in sich schlösse. Diese Bemerkung soll dem billigen Anspruch der Eigenthümer auf staatliche Entschädigung für alle gesetzlichen Eigenthumsrechte, die ihnen im Interesse des öffentlichen Nutzens entzogen würden, keinerlei Eintrag thun. Dieser billige Anspruch, seine Begründung und die Schranken, innerhalb deren er zu gelten hat, sind ein besonderer Gegenstand, der als solcher späterhin abgehandelt werden soll. Mit diesem Vorbehalt aber ist die Gesellschaft vollkommen berechtigt, jedes besondere Eigenthumsrecht aufzuheben oder abzuändern, welches ihr nach reiflicher Ueberlegung als ein Hinderniß für das öffentliche Wohl erscheint. Und die furchtbare Anklage, welche, die Socialisten (wie wir in einem früheren Abschnitt sahen) gegen die bestehende Wirthschaftsordnung erheben und zu erhärten vermögen, nöthigt uns sicherlich, alle jene Mittel aufzusuchen nnd ernstlichst in Betracht zu ziehen, deren Anwendung die Institution des Privat-Eigenthums möglicherweise in den Stand setzen kann, auch über jene weiten Volkskreise, die gegenwärtig an ihren unmittelbaren Wohlthaten nur einen sehr geringen Antheil haben, einen reicheren Segen zu verbreiten.

Schlußwort des Herausgebers.

Mit diesem Bande ist das vorliegende, vor mehr als einem Jahrzehent begonnene Unternehmen zu seinem Abschlusse gediehen, wenn es gleich angesichts der ungemein gesteigerten schriftstellerischen Productivität, welche der Verfasser in seinen letzten Lebensjahren († 1873) entfaltet hat, und des unverrückbaren Beschlusses der Verlagshandlung, die ursprünglich festgesetzte Bändezahl nicht zu überschreiten, Mill's „Gesammelten Werken" nicht vergönnt gewesen ist, sich zu dessen Sämmtlichen Werken zu erweitern. Doch dürfte das deutsche Lesepublicum in der Fülle des Gebotenen einen reichen Ersatz für das Wenige finden, dem die Aufnahme versagt werden mußte. Es ist dieß ein Trifolium von bereits in deutschem Gewande erschienenen Büchern: nämlich die zwei Nachlaß-Schriften („Selbstbiographie" und „Drei Essays über Religion") und „Die Hörigkeit der Frauen" (eine weitere Ausführung des in dem Aufsatze „Ueber Frauenemancipation" behandelten Thema's); ferner das zugleich sehr umfangreiche und einem eingeschränkteren Leserkreise zugängliche Werk metaphysischen Inhalts: „Prüfung der Philosophie Sir W. Hamilton's". *)

Endlich ergab sich die Nothwendigkeit, aus dem Reste der „Vermischten Schriften" („Dissertations and Discussions") — deren erster und zweiter Band, der eine vollständig, der andere nahezu vollständig dieser Sammlung einverleibt ward — eine Auswahl zu treffen, bei deren Veranstaltung der Herausgeber sich nicht nur von seinem Urtheil über den relativen Werth der einzelnen Stücke, sondern desgleichen von dem Wunsche leiten ließ, ein möglichst vollständiges Gesammtbild von Mill's geistiger Persönlichkeit zu

*) Wir haben hierbei von der politischen Gelegenheits-Flugschrift „England und Irland" (1864) gleichwie von den schon 1829 und 1830 geschriebenen „Aufsätzen über einige ungelöste Fragen der politischen Oekonomie" abgesehen, welchen letzteren „spätere und reifere" Leistungen ihres Urhebers, insbesondere die „Grundsätze der politischen Oekonomie", einen nicht geringen Theil ihrer Bedeutung entzogen haben. Vgl. Band IX, S. 146.

liefern, gleichwie schließlich auch von der Rücksicht auf die muthmaßlichen eigenen Wünsche des Verfassers. Der zuletzt angeführte Grund allein hätte hingereicht, dem Aufsatz über Frauen-Emancipation einen Platz in unserer Sammlung zu sichern, während die Studien über die Arbeiterfrage und den Socialismus auch schon darum Aufnahme heischten, weil sie des Verfassers letzte, reifste und von früheren Erörterungen derselben Gegenstände vielfach abweichende Gedanken über die wichtigsten und dringlichsten praktischen Fragen der Gegenwart enthalten. Der Essay über Plato endlich empfahl sich uns ebenso sehr durch seinen überaus reichen und bedeutenden Gedankengehalt wie durch seine Eignung, den Leser mit einer Seite von Mill's Bildung bekannt zu machen, die seine ganze intellectuelle Eigenart in nachhaltigster Weise beeinflußt hat und dennoch in keiner seiner übrigen Schriften mit annähernd gleicher Deutlichkeit hervortritt.

An die Stelle unseres allzu früh hingeschiedenen Freundes und Mitarbeiters Eduard Wessel ist bei der Uebersetzung dieses Bandes Hr. Siegmund Freud getreten.

Die Gerechtigkeit gegen sämmtliche an diesem Unternehmen betheiligte Personen erheischt schließlich die Bemerkung, daß der Herausgeber die Probebogen aller und das Manuscript aller bis auf drei Bände (V—VII) der eingehendsten Durchsicht unterzogen hat, so daß alle etwaigen Unvollkommenheiten dieser Uebertragungen ihm allein zur Last fallen.

Wien, im December 1879.

Th. G.